Roger Crowley

DIE EROBERER

Portugals Kampf um ein Weltreich



THEISS

Roger Crowley

DIE EROBERER

Portugals Kampf um ein Weltreich





THEISS

Der begrenzte Ozean kann der griechische oder römische sein; der endlose Ozean ist der portugiesische.

Fernando Pessoa*

* Aus „Padrão“, in: Fernando Pessoa, Mensagem, Lissabon 1945, S. 59.

Roger Crowley

Die Eroberer

Portugals Kampf
um ein Weltreich

Aus dem Englischen von
Norbert Juraschitz und Hans Freundl



THEISS

Voll innigem Dank Pascal gewidmet,
der mich auf die Reise brachte und anspornte

Impressum

Die englische Originalausgabe ist 2015 bei Faber & Faber Ltd., London unter dem Titel *Conquerors. How Portugal Seized the Indian Ocean and Forged the First Global Empire* erschienen.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://www.dnb.de abrufbar.

Der Konrad Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Lektorat: Rainer Wieland, Berlin
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Einbandabbildung: Portugiesische Karacken, ca. 1540, © picture alliance/Heritage Images
Einbandgestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt a. M.
Abb. S. 32: Biblioteca Nazionale, Florenz;
Abb. S. 165: akg-images/De Agostini Picture Lib./A. Dagli Orti;
alle anderen Abbildungen im Buch mit freundlicher Genehmigung von Faber & Faber
Karten © András Bereznay, für die deutsche Ausgabe angepasst von Peter Palm, Berlin

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-2769-7

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-3325-4
Book (epub): 978-3-8062-3326-1

Menü



Inhalt



Prolog

Der Vorposten Europas

Am 20. September des Jahres 1414 schritt die erste Giraffe, die jemals in China gesehen wurde, auf den Kaiserpalast in Peking zu. Die Zuschauer reckten ihre Hälse, um einen Blick auf diese Kuriosität zu erhaschen, auf das Tier „mit dem Körper eines Hirsches und dem Schwanz eines Ochsen, und einem fleischigen, knochenlosen Horn, mit grellen Flecken wie eine rote Wolke oder ein purpurner Nebel“, wie der entzückte Hofdichter Shen Du es beschrieb.[1] Das Tier war offensichtlich harmlos: „Seine Hufe treten nicht auf lebende Geschöpfe … die Augen wandern unablässig hin und her. Alle sind hocherfreut über es.“[2] Die Giraffe wurde von ihrem Halter, einem Bengalen, am Zügel geführt; es handelte sich um ein Geschenk des fernen Sultans von Malindi an der Küste Ostafrikas.

Das anmutige Tier, das auf einem zeitgenössischen Gemälde festgehalten wurde, war die exotische Trophäe einer der merkwürdigsten und spektakulärsten Expeditionen der Seefahrtsgeschichte. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts entsandte der Kaiser der unlängst gegründeten Ming-Dynastie Yongle über 30 Jahre hinweg zur Demonstration der Macht Chinas eine Reihe von Armadas über die westlichen Meere.

Die Flotten waren riesig. Die erste im Jahr 1405 bestand aus 250 Schiffen mit 28.000 Mann an Bord. In der Mitte fuhren die Schatzschiffe: Dschunken mit neun Masten, mehreren Decks, einer Länge von 130 Metern sowie innovativen, wasserdichten Schotten und gewaltigen Ruderblättern mit einer Fläche von 40 Quadratmetern. Sie wurden von einer Eskorte aus Hilfsschiffen begleitet – Pferdetransporter, Versorgungsschiffe, Truppentransporter, Kriegsschiffe, Wassertanker –, mit denen sie über ein System aus Flaggen, Laternen und Trommeln kommunizierten. Neben Navigatoren, Seeleuten, Soldaten und Hilfsarbeitern nahmen sie auch Übersetzer mit, um mit den „barbarischen Völkern“ des Westens zu sprechen, und Chronisten, um die Reisen zu dokumentieren. Die Flotten

hatten ausreichend Proviant für ein Jahr geladen – die Chinesen wollten nicht auf fremde Hilfe angewiesen sein – und navigierten mit Kompassen und geeichten astronomischen Tafeln, die in Ebenholz geschnitzt waren, quer durch das Herz des Indischen Ozeans. Die Schatzschiffe, auch Drachenschiffe genannt, waren so stabil, dass sie bis zur Milchstraße hätten fahren können. „Unsere Segel“, so hieß es in der Chronik, „die erhaben wie Wolken entfaltet waren, setzten ihren Kurs Tag und Nacht fort, schnell wie ein Stern, und [das Schiff] durchschnitt die wilden Wogen.“[3] Der Admiral war ein Muslim namens Zheng He, dessen Großvater die Pilgerreise nach Mekka unternommen hatte und der sich des Titels Drei-Juwelen-Eunuch rühmen durfte.

Diese Expeditionen, sechs zu Lebzeiten Yongles und eine siebte von 1431 bis 1433, waren Meisterleistungen der Seefahrt. Jede einzelne dauerte zwei bis drei Jahre und führte weit über den Indischen Ozean, von Borneo bis Sansibar. Auch wenn die Chinesen über reichlich Kapazitäten verfügt hätten, um Piraten zu unterdrücken und Monarchen abzusetzen, und darüber hinaus Waren für den Handel mit sich führten, waren die Fahrten in erster Linie weder militärische noch wirtschaftliche Unternehmungen, sondern sorgfältig inszenierte Zurschaustellungen von „soft power“, wie man heute sagen würde. Die Reisen der Schatzflotten waren gewaltlose Mittel, um den Küstenstaaten Indiens und Ostafrikas die Größe Chinas vor Augen zu führen. Es wurde kein Versuch unternommen, sie militärisch zu besetzen oder den freien Handel zu behindern. Stattdessen folgten sie einer Art Umkehrlogik. Sie waren gekommen, um zu beweisen, dass China lediglich etwas geben wollte, nicht wegnehmen: Die Flotte sollte in die Länder der „Barbaren“, wie es in einer zeitgenössischen Quelle heißt, segeln „und ihnen Geschenke machen, um sie durch die Zurschaustellung unserer Macht zu verwandeln“.[4] Eingeschüchterte Gesandte der Völker vom Rand des Indischen Ozeans kehrten mit der Flotte zurück, um Yongle Tribut zu zollen – um also China als den Mittelpunkt der Welt anzuerkennen und zu bewundern. Die Juwelen und Perlen, das Gold und Elfenbein sowie die exotischen Tiere, die sie dem Kaiser zu Füßen legten, waren kaum mehr als eine symbolische Anerkennung der chinesischen Überlegenheit. „Die Länder jenseits des Horizonts und am Ende der Welt sind alle zu Untertanen geworden“, hieß es in der Chronik.[5] Die Chinesen bezogen sich auf die Welt des Indischen Ozeans, obwohl sie eine gute Vorstellung von dem hatten, was dahinter lag. Während Europa

über den Horizont jenseits des Mittelmeers nachdachte und überlegte, wie die Ozeane miteinander verbunden waren und die Form Afrikas aussehen könnte, wussten die Chinesen das allem Anschein nach bereits. Im 14. Jahrhundert hatten sie eine Karte angefertigt, die den afrikanischen Kontinent als ein spitzes Dreieck mit einem großen See im Innern und nach Norden strömenden Flüssen zeigte.



Im Jahr nach dem Eintreffen der Giraffe in Peking und rund 21.000 Seemeilen entfernt, wurde an den Küsten Afrikas eine andere Form von Macht demonstriert. Im August 1415 segelte eine portugiesische Flotte über die Straße von Gibraltar und stürmte die muslimische Hafenstadt Ceuta in Marokko, eine der am besten gesicherten und wichtigsten strategischen Festungen im ganzen Mittelmeer. Die Eroberung verblüffte ganz Europa. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts hatte Portugal eine Bevölkerung von allenfalls einer Million Menschen. Seine Könige waren zu arm, um eigene Goldmünzen zu prägen. Fischerei und Subsistenzwirtschaft waren die Hauptstützen der Wirtschaft, doch die Armut des Landes wurde lediglich von seinem Ehrgeiz übertroffen. König Johann I., „Johann, der Bastard", der Begründer der Herrscherdynastie Avis, hatte im Jahr 1385 die Krone des Landes an sich gerissen und die Unabhängigkeit des Landes gegen das benachbarte Königreich Kastilien verteidigt. Der Angriff auf Ceuta sollte den unbändigen Tatendrang des Adels in einem Feldzug bündeln, der den Geist des mittelalterlichen Rittertums mit der Leidenschaft eines Kreuzzugs kombinierte. Die Portugiesen waren gekommen, um ihre Hände im Blut der Ungläubigen zu waschen. Sie erfüllten ihren Auftrag buchstäblich. Eine dreitägige Plünderung und ein Blutbad hatten einen Ort verwüstet, der einst beschrieben wurde als „die Blume aller Städte in Afrika … [dessen] Tor und Schlüssel".[6] Dieser erstaunliche Handstreich lehrte die europäischen Rivalen, dass das kleine Königreich selbstbewusst war, vor Tatendrang strotzte – und nach Höherem strebte.

Drei Söhne Johanns, Duarte, Pedro und Heinrich, hatten sich in Ceuta an einem Tag heftiger Kämpfe ihre ersten Sporen verdient. Am 24. August wurden sie in der dortigen Moschee, nachdem diese rituell mit Salz gereinigt und in Kirche der Jungfrau von Afrika umbenannt worden war, von ihrem

Vater zum Ritter geschlagen. Für die jungen Prinzen war dies ein schicksalhafter Moment. In Ceuta hatten die Portugiesen einen ersten Blick auf den Reichtum Afrikas und des Orients erhascht. Die Stadt war der Endpunkt für die Karawanen, die Gold vom Senegal quer durch die Sahara transportierten, und der westlichste Umschlagplatz des islamischen Gewürzhandels mit Indien. Hierher kamen, so der portugiesische Chronist, alle Kaufleute der Welt, aus „Äthiopien, Alexandria, Syrien, dem Land der Berber, Assyrien … sowie jene aus dem Orient, die auf der anderen Seite des Euphrat lebten, und aus Indien … und aus vielen anderen Ländern, die sich jenseits der Achse befinden und jenseits unserer Augen liegen“.[7] Die christlichen Eroberer hatten mit eigenen Augen die Vorräte an Pfeffer, Gewürznelken und Zimt gesehen und sie dann auf der Suche nach verborgenen Schätzen vorsätzlich zerstört. Sie hatten die Stände von angeblich 24.000 Händlern geplündert und sich gewaltsam Zutritt zu prachtvoll mit Teppichen verzierten Häusern reicher Kaufleute und in wunderschön gewölbte und gekachelte unterirdische Zisternen verschafft. „Unsere armen Häuser sahen verglichen mit denen Ceutas wie Schweineställe aus“, schrieb ein Augenzeuge.[8] An diesem Ort bekam vor allem Heinrich zum ersten Mal den Reichtum zu Gesicht, der „jenseits der Achse“[9] errungen werden konnte, falls es gelang, die Barriere der islamischen Welt über die afrikanische Küste zu umgehen. Ceuta markierte den Beginn der portugiesischen Expansion, das Überschreiten der Schwelle zu einer neuen Welt.

Es war das Schicksal Portugals und zugleich sein Glück, dass das Land von der geschäftigen Arena des Handels und der Ideen im Mittelmeer ausgeschlossen war. Am äußersten Rand Europas gelegen, an der Peripherie der Renaissance, konnten die Portugiesen nur voller Neid auf den Reichtum von Städten wie Venedig und Genua blicken, die den Markt mit Luxusgütern aus dem Orient – Gewürze, Seide und Perlen – dominierten, die über die islamischen Städte Alexandria und Damaskus gehandelt und zu Monopolpreisen weiterverkauft wurden. Stattdessen hatten die Portugiesen den Ozean vor sich.

Zwanzig Meilen westlich der Hafenstadt Lagos läuft die Küste Portugals in einer felsigen Landzunge aus, die in den Atlantik hinausragt: Kap St. Vincent. Das ist der Vorposten Europas, der südwestlichste Punkt des Kontinents. Nach der mittelalterlichen Lehre endete hier die Welt. Von den

Klippen aus nimmt das Auge eine unendliche Wasserfläche wahr, und man spürt das Rütteln des Windes. Der Horizont krümmt sich im Westen zu einem verschwindenden Punkt, wo die Sonne in eine unbekannte Nacht versinkt. Seit Jahrtausenden blickten die Bewohner des Rands der Iberischen Halbinsel von dieser Küste aus in die Leere. Bei stürmischem Wetter rollen die Brecher mit beängstigender Heftigkeit gegen die Klippen an, und die Wellenkämme bäumen sich in dem langen Rhythmus eines riesigen Ozeans auf und tauchen wieder unter. Die Araber, deren reiches Wissen über die Welt nicht weit hinter der Straße von Gibraltar aufhörte, nannten es das „Grüne Meer der Finsternis“: mysteriös, beängstigend und womöglich endlos. Seit der Antike war es der Ursprung zahlloser Spekulationen gewesen. Die Römer kannten die Kanarischen Inseln, eine gut hundert Meilen südwestlich gelegene Ansammlung von Felsen, die sie die Inseln der Glückseligen nannten und von denen aus sie die Länge maßen – sämtliche Punkte östlich davon. Nach Süden hin verblasste Afrika zu einer Legende, seine Größe und der Endpunkt waren unbekannt. Auf antiken und mittelalterlichen Karten, die auf Papyrus oder Pergament gemalt waren, ist die Welt für gewöhnlich eine runde Scheibe, umgeben vom Meer. Amerika ist noch nicht entdeckt, der äußerste Rand der Erde durch eine unüberwindliche Barriere schwarzer Gewässer abgetrennt. Der Geograph des Altertums, Ptolemäus, der im Mittelalter sehr großen Einfluss hatte, glaubte, dass der Indische Ozean von Land umschlossen und für Schiffe unerreichbar sei. Aber für die Portugiesen war die Aussicht vom Kap St. Vincent ihre große Chance. Entlang dieser Küste lernten sie in einer langwierigen Lehrzeit als Fischer die Kunst der Navigation auf offener See und die Geheimnisse der atlantischen Winde, die ihnen eine beispiellose Kunstfertigkeit in der Schifffahrt verleihen sollten. Nach dem Sturm auf Ceuta fingen sie an, dieses Wissen für Reisen entlang der afrikanischen Küste zu nutzen, die schließlich in dem Versuch, Indien auf dem Seeweg zu erreichen, gipfelten.

Die kreuzfahrerischen Feldzüge gegen Muslime in Nordafrika waren eng mit dem portugiesischen Abenteuer zur See verknüpft. In einem symmetrischen Bogen begann das Königshaus Avis seinen Aufstieg bei Ceuta im Jahr 1415 und wurde 163 Jahre später nicht weit davon vernichtet. In der Zwischenzeit stießen die Portugiesen schneller und weiter als jedes andere Volk der Geschichte über den ganzen Globus vor. Aus dem Stand arbeiteten sie sich an der Westküste Afrikas entlang nach Süden vor,

umrundeten das Kap und erreichten im Jahr 1498 Indien, gelangten im Jahr 1500 an die brasilianische Küste, 1514 nach China und 1543 nach Japan. Der portugiesische Seefahrer Fernão de Magalhães (Magellan) ermöglichte es den Spaniern, in den Jahren nach 1518 die Welt zu umsegeln. Der Feldzug von Ceuta war der Ausgangspunkt für diese Unternehmungen; er wurde ersonnen als ein Ventil für religiöse, wirtschaftliche und nationalistische Leidenschaften, geschürt von einem schwelenden Hass auf die islamische Welt. In den „Kreuzzügen“ nach Nordafrika erhielten mehrere Generationen von portugiesischen Konquistadoren ihre erste Weihe. Hier lernten sie die kriegerische Gier und die reflexhafte Gewalt, die die Völker des Indischen Ozeans traumatisieren und schon einer kleinen Zahl von Eindringlingen enorme Stoßkraft verleihen sollten. Im 15. Jahrhundert zählte die ganze Bevölkerung Portugals kaum mehr als die der chinesischen Stadt Nanking, doch seine Schiffe verbreiteten mehr Angst und Schrecken als die Armadas von Zheng He.

Die Ehrfurcht einflößenden Schatzflotten der Ming-Kaiser waren im Vergleich dazu so fortschrittlich und kostspielig wie Mondraketen – jede verschlang die Hälfte der jährlichen Steuereinnahmen des Landes –, und sie ließen kaum mehr als Fußspuren im Mondstaub zurück. Im Jahr 1433 starb Zheng He auf der siebten Expedition, möglicherweise in Calicut an der indischen Küste. Vermutlich wurde er auf See bestattet. Nach ihm lief nie wieder eine Schatzflotte aus. Die politische Stimmung in China hatte sich gewandelt: Die Kaiser bauten die Große Mauer aus und schotteten sich ab. Schiffsreisen über die Ozeane wurden verboten, sämtliche Unterlagen darüber zerstört. Im Jahr 1500 war es bei Todesstrafe verboten, ein Schiff mit mehr als zwei Masten zu bauen; 50 Jahre danach war es schon ein Verbrechen, mit einem Schiff in See zu stechen. Die Technologie der Drachenschiffe ging mit Zheng Hes Leichnam in den Wogen des Indischen Ozeans verloren; ein Machtvakuum blieb zurück, das darauf wartete, gefüllt zu werden. Als Vasco da Gama 1498 die Küste Indiens erreichte, waren die Einheimischen lediglich imstande, unzusammenhängende Berichte von mysteriösen Besuchern mit merkwürdigen Bärten und unglaublichen Schiffen zu erzählen, die einst vor ihrer Küste aufgetaucht seien. Zheng He ließ nur ein bemerkenswertes Andenken an seine Reisen zurück: eine auf Chinesisch, Tamilisch und Arabisch beschriftete Gedenktafel, die Buddha, Shiva beziehungsweise Allah Lob und Dank darbringt: „Kürzlich haben wir

Missionen entsandt, um unseren Auftrag fremden Völkern kundzutun, und während ihrer Reise über die See waren sie von dem Segen Eures wohlwollenden Schutzes begünstigt. Sie entkamen Elend und Unglück und reisten sicher hin und zurück.“[10] Es handelte sich um eine Geste der religiösen Toleranz, aufgestellt bei Galle nahe der Südwestspitze der Insel Ceylon (das heutige Sri Lanka), wo die Flotten den Kurs zur Westküste Indiens in Richtung Arabisches Meer änderten.

Die Portugiesen kamen ohne vergleichbaren Segen oder Pracht. Die winzigen Schiffe Gamas mit rund 150 Mann hätten wohl alle in eine einzige Dschunke von Zheng He gepasst. Die Geschenke, die sie einem hinduistischen König anboten, waren so erbärmlich, dass er sich weigerte, sie auch nur eines Blickes zu würdigen, aber sie verkündeten ihre hohen Ziele mit auf die Segel gemalten roten Kreuzen und bronzenen Kanonen. Im Gegensatz zu den Chinesen schossen sie zuerst und gingen nicht wieder weg. Die Eroberung war ein dauerhaftes, nationales Projekt; Jahr für Jahr bauten sie ihre Stellung aus, bis es unmöglich war, sie zu verdrängen.

Der Gedenkstein von Galle steht noch heute. Er ist von zwei chinesischen Drachen gekrönt, die die Welt herausfordern, aber portugiesische Seeleute aus dem primitiven Europa verbanden als Erste die Ozeane miteinander und legten den Grundstein zu einer globalen Wirtschaft. Das Ausmaß ihrer großen Leistung ist weitgehend unbemerkt geblieben. Es war eine weitreichende Meisterleistung der Schifffahrt, des Handels und der Technologie, finanzieller und militärischer Anstrengung, der Diplomatie und der Spionage, der Ausdauer, des Mutes – mit Seeschlachten, Schiffbrüchen und extremer Gewalt. Im Mittelpunkt stand ein erstaunlicher Aufbruch von rund 30 Jahren, der Gegenstand des vorliegenden Buches ist, als diese Schar Portugiesen, angeführt von einer Handvoll außergewöhnlicher Gründerfiguren, versuchten, den Islam zu zerschlagen und den ganzen Indischen Ozean und Welthandel unter ihre Kontrolle zu bringen. In diesem Prozess legten sie das Fundament für ein globales Imperium und leiteten das große Zeitalter der europäischen Entdeckungen ein. Die historische Epoche Vasco da Gamas setzte eine 500 Jahre währende westliche Expansion und die Kräfte der Globalisierung in Bewegung. Die Folgen erleben wir noch heute.

Teil eins

Erkundung: Der Weg nach Indien

1483–1499





1

Der Indien-Plan

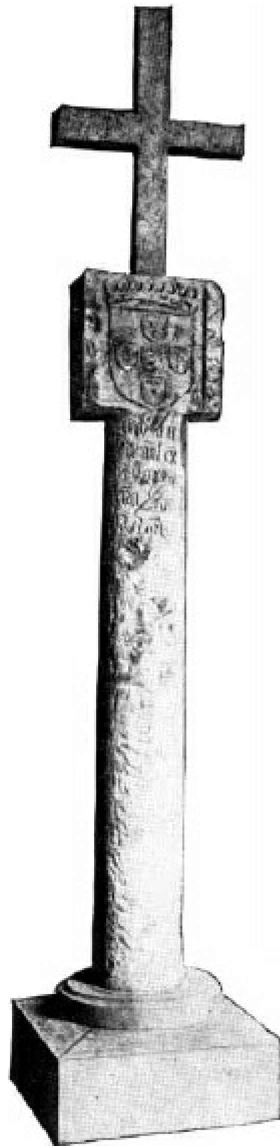
1483–1486
13° 25' 7" S, 12° 32' 0" E

Im August 1483 stellte eine Gruppe wettergegerbter Seemänner einen Pfeiler aus Stein auf einer Landspitze an der Küste des heutigen Angola auf. Er war knapp 1,70 Meter hoch, mit einem Eisenkreuz an der Spitze, das mit gegossenem Blei im Sockel verankert war. Die zylindrische Säule lief oben in einen Würfel zu, dessen Seiten mit einem Wappen und einer Inschrift auf Portugiesisch versehen waren:

Im Jahre 6681 nach der Erschaffung der Welt und 1482 Jahre nach der Geburt unseres Herrn Jesus Christus sandte der Hohe und Vortreffliche und Mächtige Herrscher König Johann II. von Portugal Diogo Cão aus, den Schildknappen seines Hauses, um dieses Land zu entdecken und diesen Pfeiler zu errichten.[1]

Dieses Monument, eine winzige Nadel in der gewaltigen Landmasse Afrikas, markierte den bislang südlichsten Punkt, den die europäischen Forschungsreisen jenseits der Küsten des Mittelmeeres erreicht hatten. Er war zugleich ein bescheidenes Symbol der Inbesitznahme und ein Stab, der an der afrikanischen Westküste von Landspitze zu Landspitze nach Süden getragen wurde auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien. Der Wappenpfeiler erzählte seine eigene mythische Geschichte von Zeit, Identität und religiöser Mission. Cão errichtete mehrere dieser Steinmale, als er auf Geheiß seines Königs nach Süden segelte. Diese Pfeiler, die wahrscheinlich ein Jahr vorher in den grünen Hügeln von Sintra in der Nähe von Lissabon behauen und Tausende Seemeilen auf einer schaukelnden Karavelle befördert worden waren, kündeten von einer erklärten Absicht, einem festen Vorsatz, wie eine

amerikanische Flagge, die in ein Raumfahrzeug geladen wurde, das auf dem Mond landen sollte. Als Cão von seinem Wappenpfeiler aus nach Süden blickte, sah er, dass sich die Küste nach Osten zu neigen schien. Vielleicht dachte er, er befinde sich nahe am Ende von Afrika. Der Weg nach Indien war in Sicht.



Dieser Pfeiler markierte die Endpunkte von Diogo Cãos Reisen entlang der afrikanischen Westküste. Er wurde im Januar 1486 am Kreuzkap in Namibia aufgestellt und 1893 nach Berlin gebracht.

Wie eine Apollo-Raumfahrtmission versinnbildlichte auch dieser Augenblick jahrzehntelange Bemühungen und Anstrengungen. Nach der

Einnahme von Ceuta hatte Prinz Heinrich, der als Heinrich der Seefahrer in die Geschichte einging, damit begonnen, Expeditionen entlang der afrikanischen Küste zu unterstützen, die nach Sklaven, Gold und Gewürzen suchen sollten. Jahr für Jahr, Landspitze für Landspitze drangen die portugiesischen Schiffe weiter vor an der sich westwärts wölbenden Küstenlinie Westafrikas, vorsichtig das Terrain auslotend und stets auf der Hut vor Untiefen und Riffen, über denen sich die donnernde Meeresbrandung brach. Dabei begannen sie auch nach und nach die Form des Kontinents zu erfassen: die Wüstenküste von Mauretanien, die üppigen tropischen Strände jener Gegend, die sie Guinea nannten, das Land der Schwarzen und die großen Flüsse Äquatorial-Afrikas: den Senegal und den Gambia. Unter Heinrichs Führung verbanden sich Erforschung, Plünderung und Handel mit ethnographischer Neugier und Kartographierung. Jedes neue Kap und jede Bucht wurden in Verbindung mit dem Namen eines christlichen Heiligen, einem sichtbaren Merkmal oder einem bestimmten Ereignis in eine Karte eingetragen.

Diese Expeditionen waren eher bescheidene Unternehmungen: zwei oder drei Schiffe unter Leitung eines Mitglieds von Heinrichs Hofstaat, während die Navigation und die Schiffsführung in den Händen eines erfahrenen, doch nicht namentlich genannten Steuermanns lag. Auf jedem Schiff gab es ein paar Soldaten, die ihre Armbrust schussbereit hatten, wenn sich das Schiff einem unbekannten Ufer näherte. Die Schiffe, es handelte sich um Karavellen, waren eine portugiesische Entwicklung und wahrscheinlich arabischen Ursprungs. Ihre dreieckigen Lateinersegel ermöglichten es ihnen, hart am Wind zu segeln, was sehr wichtig war, um sich von der guineischen Küste abzusetzen, und aufgrund ihres geringen Tiefgangs konnten sie auch in Meeresarme und Flussmündungen vorstoßen. Diese Schiffe eigneten sich sehr gut für Forschungsfahrten, wenngleich längere Seereisen aufgrund ihrer geringen Größe – sie waren 25 Meter lang und 7 Meter breit – und des begrenzten Lagerraums für Vorräte mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden waren.

Heinrich verfolgte verschiedene Motive. Portugal war ein kleines und armes Land an der Peripherie Europas und fühlte sich durch seinen mächtigen Nachbarn Kastilien bedrängt. Bei Ceuta hatte Portugal einen Blick in eine andere Welt geworfen. Heinrich und seine Nachfolger hofften, Zugang zu finden zu den Stätten des afrikanischen Goldes, sich Sklaven und

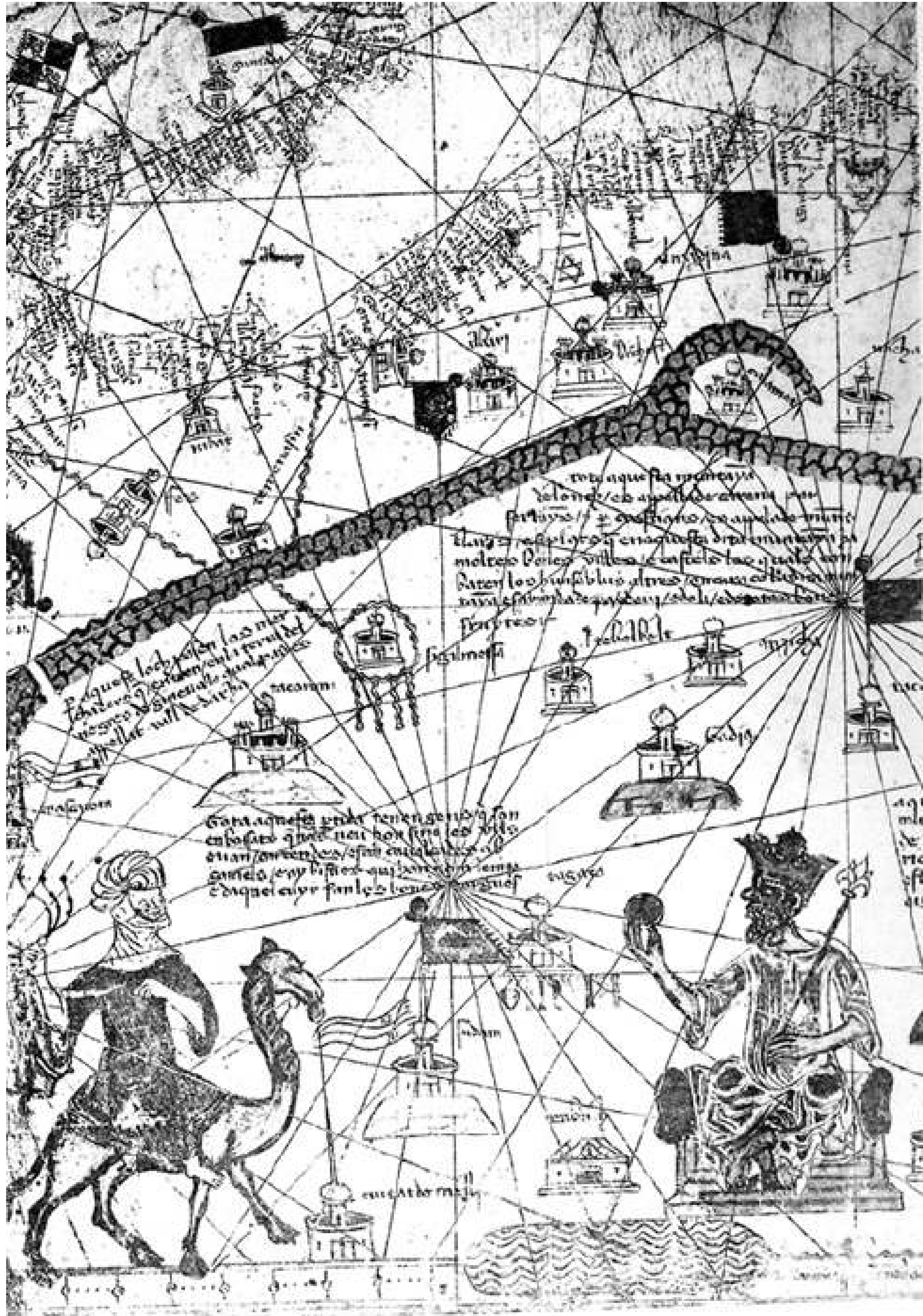
Gewürze anzueignen. Heinrich wurde inspiriert durch mittelalterliche Karten, die auf Mallorca von jüdischen Kartographen erstellt worden waren und funkelnde Flüsse zeigten, die zum Reich des legendären Mansa Musa führten, des „Königs der Könige", der das Königreich Mali seit dem 14. Jahrhundert regierte und die sagenumwobenen Goldminen am Fluss Senegal beherrschte. Diese Karten legten die Vermutung nahe, dass es Flüsse gab, die den gesamten Kontinent durchflossen und mit dem Nil verbunden waren. Sie nährten die Hoffnung, dass man Afrika auf dem Wasserweg durchqueren könne.

Der Hof stellte diese Fahrten gegenüber dem Papst als Kreuzzüge dar – als eine Fortsetzung des Kampfes gegen den Islam. Die Portugiesen hatten die Araber viel früher aus ihrem Land vertrieben als ihre Nachbarn in Kastilien und schon früh ein Gefühl von nationaler Identität entwickelt, doch der Appetit auf Glaubenskriege war nach wie vor ungestillt. Als katholisches Herrschergeschlecht bemühte sich das Königshaus Avis darum, auf der europäischen Ebene als Kämpfer für die Sache Christi anerkannt zu werden. In einem Europa, das sich zunehmend von einem militanten Islam bedroht fühlte, vor allem nach dem Fall Konstantinopels im Jahr 1453, erhielten die Portugiesen vom Papst moralische und finanzielle Unterstützung, und es wurden ihnen im Namen Christi territoriale Rechte über die erforschten Gebiete eingeräumt. Der Auftrag aus Rom lautete, „sämtliche Sarazenen, Heiden und sonstigen Feinde der Christenheit zu besiegen, gefangen zu nehmen, zu vernichten und zu unterwerfen … und sie in immerwährende Sklaverei zu führen."[2]

Die Portugiesen wurden aber auch von dem Verlangen nach großen Taten getrieben. Heinrich und seine Brüder waren halbe Engländer – ihre Mutter war Philippa von Lancaster, Enkelin von Edward III.; ihr Vetter war Heinrich V., der Sieger von Azincourt. Eine Aura edler Ritterlichkeit, gespeist durch ihre anglo-normannischen Vorfahren und die mittelalterliche Literatur, umgab den Königshof und beseelte die rastlosen Adeligen mit einer kraftvollen Mischung aus gereiztem Stolz, verwegenem Mut und dem Wunsch nach Ruhm, verbunden mit dem Fieber des Kreuzzugs. Diese adelige Schicht, auf Portugiesisch *fidalgos* genannt, wörtlich „Söhne einer Familie mit Besitz", lebte, kämpfte und starb nach einem Ehrenkodex, der die Portugiesen überall auf der Welt begleitete.

Hinter der afrikanischen Unternehmung stand der uralte Traum eines

militanten Christentums: dass man den Islam einfach umgehen könne, der den Weg nach Jerusalem und zu den Reichtümern des Ostens versperrte. Auf einigen der Karten wurde eine Herrschergestalt in einem roten Gewand, mit einer Bischofsmitra auf dem Kopf und auf einem golden glänzenden Thron dargestellt. Das war der legendäre christliche Priesterkönig Johannes. Der Mythos vom Priester Johannes reichte weit zurück ins Mittelalter. Er verkörperte den Glauben an die Existenz eines mächtigen christlichen Regenten, der jenseits der muslimischen Welt in Asien herrschte und mit dem sich die westliche Christenheit verbünden könne, um die Ungläubigen zu vernichten. Dieser Mythos beruhte auf Berichten von Reisenden, auf literarischen Fälschungen – einem berühmten Brief, der im 12. Jahrhundert auftauchte und angeblich von dem bedeutenden König selbst geschrieben worden war – und auf dem verschwommenen Wissen, dass es tatsächlich christliche Gemeinschaften außerhalb Europas gab: die Nestorianer in Zentralasien, die Anhänger des Heiligen Thomas in Ostindien und ein mächtiges christliches Königreich im äthiopischen Hochland. Der Priesterkönig sollte über gewaltige Heere verfügen und unermesslich reich sein, „mächtiger als jeder andere Mann auf der Welt und reicher als jeder andere an Gold, Silber und Edelsteinen“, wie es in einem Bericht aus dem 14. Jahrhundert hieß.[3] Die Dächer und das Innere der Häuser in seinem Reich sollten mit Gold gefliest sein, die Waffen seines Heeres aus Gold geschmiedet. Im 15. Jahrhundert wurde die Figur des Priesterkönigs auf die tatsächlichen christlichen Könige Äthiopiens übertragen, und die Karten ließen den Schluss zu, dass man sein Reich auf dem Wasserweg durch das Herz Afrikas erreichen könne. Mehr als ein Jahrhundert lang konnte sich dieses betörende Trugbild in den Vorstellungen und dem strategischen Denken der Portugiesen halten.



Ausschnitt aus dem Katalanischen Weltatlas aus dem Jahr 1375, der auf Mallorca angefertigt wurde. Er zeigt Mansa Musa mit einem Goldklumpen in der Hand. Im Norden liegen der sagenumwobene Goldene Fluss, die Küste Nordafrikas und Südspanien.

Die Karten, die Reiseberichte, die undeutlichen Bilder von großen Flüssen, auf denen man in das Innere Afrikas gelangen könne, die sagenhaft

anmutenden Gerüchte über Gold, die Kunde von mächtigen christlichen Herrschern, mit denen man ein Bündnis gegen die islamische Welt bilden könnte – dieses Gemisch aus Halbwahrheiten, Wunschdenken und geographischen Irrtümern sickerte in das Weltbild der Portugiesen. Dies lockte sie an der afrikanischen Küste immer weiter nach Süden, trieb sie zur Suche nach dem Goldenen Fluss oder jenem Strom, der sie zum Priester Johannes bringen würde. Jede Bucht, jede Flussmündung erschien ihren Suchschiffen Erfolg versprechend, doch das Vordringen an der Küste musste hart erkämpft werden. Die Wellenbrecher machten jede Landung zu einem gefährlichen Unterfangen; der Empfang durch die einheimische Bevölkerung erzeugte stets Unbehagen. Die Seefahrer stießen in den Flussmündungen auf ausgedehnte Lagunen und undurchdringliche Mangrovensümpfe, hatten mit dichtem Nebel, Flauten und heftigen äquatorialen Regenfällen zu kämpfen. Das Fieber streckte viele Seeleute nieder. Im Golf von Guinea behinderten die widrigen Winde und die starken Strömungen von Osten nach Westen das Vorankommen, doch die Seefahrer wurden lange Zeit von der nach Osten gerichteten Neigung der Küste angetrieben. Allmählich gelangten sie zu der Überzeugung, dass sie sich der Südspitze Afrikas näherten und dass die Schätze Indiens über das Meer und nicht auf einem Fluss erreichbar seien, doch die Form und die schiere Größe des Kontinents, der fünfzig Mal größer war als die Iberische Halbinsel, sollte in den Vorstellungen der Portugiesen fast 80 Jahre lang für Verwirrung und falsche Vermutungen sorgen.

Der Gedanke, sich dem Griff des Islam zu entziehen, indem man die islamische Welt umging, war wirtschaftlich wie auch ideologisch motiviert. Unmittelbar mit den Völkern im subsaharischen Afrika Handel zu treiben, sich Gold und möglicherweise auch Gewürze zu beschaffen – das Bild des Goldklumpens in den Händen des Königs von Mali –, entfaltete eine enorme Anziehungskraft; sich mit Priester Johannes und dessen sagenumwobener Armee zu verbünden und den Islam im Rücken anzugreifen, wirkte ebenso verlockend. Als Heinrich starb, kam die Initiative für eine Weile zum Erliegen, wurde jedoch in den 1470er-Jahren durch seinen Großneffen Prinz Johann wieder aufgenommen. Als Johann 1481 zum König gekrönt wurde, gewann das Afrika-Projekt neuen Schwung.

Mit seinem schwarzen Bart, dem langen Gesicht, einem leicht melancholischen Gesichtsausdruck und einer „so würdevollen und

gebieterischen Ausstrahlung, dass jedermann ihn als König erkannte“[4], war Johann „ein Mann, der andere befehligte, selbst aber von niemandem befehligt wurde“.[5] Er war wahrscheinlich der bemerkenswerteste europäische Monarch der frühen Moderne. Für die Portugiesen ging er als „der vollkommene Fürst“ in die Geschichte ein. Seine Gegenspielerin Isabella, die Königin von Kastilien und des späteren vereinten Spanien, verlieh ihm die höchstmöglichen Würden. Für sie war er schlicht „der Mann“. Johann war beseelt „von dem starken Verlangen, Großes zu vollbringen“[6], und die erste große Unternehmung, die er in Angriff nahm, war die Erforschung von Afrika. In den ersten fünf Jahren nach seiner Thronbesteigung forcierte er die Entdeckungs- und Forschungsreisen, durch die er zwei Ziele zu erreichen hoffte: einen Seeweg nach Indien zu finden und eine Verbindung zum legendären Reich des Priesters Johannes herzustellen. Diese Aufgabe wurde Diogo Cão anvertraut, der die Wappenpfeiler an der Westküste Afrikas errichtete.



Johann II., der „vollkommene Fürst“

Doch in den 1480er-Jahren kamen in Lissabon auch andere Vorstellungen über einen möglichen Seeweg nach Indien in Umlauf. Die Stadt war das Zentrum des Entdeckergeistes, ein Labor, in dem neue Ideen über die Welt einer Prüfung unterzogen wurden. Aus allen Teilen Europas blickten Astronomen, Wissenschaftler, Kartographen und Kaufleute nach Portugal,

wo sie die neuesten Informationen über die Form von Afrika erhielten. Jüdische Mathematiker, Genueser Kaufleute und deutsche Kartographen wurden angezogen vom Trubel der Straßen Lissabons, von den Ausblicken von der Mündung des Flusses Tejo auf den unendlichen Ozean, aus dem die Karavellen zurückkehrten mit schwarzen Sklaven, farbenprächtigen Papageien, Pfeffer und handgezeichneten Karten. Johanns Interesse an Navigation führte zur Einrichtung eines wissenschaftlichen Ausschusses, der diese intellektuellen Ressourcen nutzbar machte. Zu dessen Mitgliedern gehörten José Vizinho, Schüler des großen jüdischen Astronomen und Mathematikers Abraham Zacuto, und der Deutsche Martin Behaim, der später den ersten erhalten gebliebenen Erdglobus schaffen sollte. Im Interesse der wissenschaftlichen Forschung unternahmen beide Männer auf portugiesischen Schiffen Reisen, auf denen sie Sonnenbeobachtungen durchführten.

Während Cão im Sommer 1483 an der afrikanischen Küste weiter nach Süden vordrang, befand sich der Genueser Abenteurer Cristoforo Colombo – dessen Name im Spanischen Cristóbal Colón und auf Deutsch Christoph Kolumbus lautet – am Königshof in Lissabon und warb für eine andere Vorgehensweise bei der Suche nach einem Seeweg nach Indien. Dieser Vorschlag war Johann bereits bekannt. Schon vor zehn Jahren hatte er von dem berühmten Florentiner Mathematiker und Kosmographen Paolo Toscanelli einen Brief erhalten, in dem dieser von einem „Seeweg nach Indien“ gesprochen hatte, „dem Land der Gewürze, der kürzer ist als jener über Guinea“[7]. Da die Erde eine Kugel sei, argumentierte er, sei es möglich, über beide Himmelsrichtungen nach Indien zu gelangen, und die Strecke würde kürzer sein, wenn man nach Westen segelte. Abgesehen von der noch unbekannten Barriere Amerika beging Toscanelli einen grundlegenden Fehler: Er hatte den Umfang der Erde falsch berechnet. Doch der Brief und die Karte sollten zu einem machtvollen Treibsatz in dem sich beschleunigenden Wettrennen um die Welt werden, das die Iberische Halbinsel in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts erfasste. Auch Kolumbus kannte Toscanellis Brief und besaß eine Kopie davon, und er ersuchte nun selbstbewusst König Johann um finanzielle Mittel, um einen entsprechenden Versuch zu unternehmen. Der König war neuen Ideen stets aufgeschlossen. Er leitete den kühnen Vorschlag von Kolumbus an sein Gremium aus Gelehrten und Mathematikern zur Prüfung weiter und wartete

auf die Heimkehr von Cão.

Dieser kam im folgenden Jahr, 1484, Anfang April nach Lissabon zurück und berichtete von der sich nach Osten neigenden Küste. Johann befragte seinen Entdecker ausführlich und nahm die Ergebnisse mit Zufriedenheit zur Kenntnis. Zum Dank gewährte er Cão eine jährliche Pension und erhob ihn in den Adelsstand, was ihm das Recht verlieh, ein eigenes Wappen zu führen. Cão wählte als Emblem zwei Pfeiler, die von Kreuzen geziert wurden. Für Johann lag Indien nun gewissermaßen zum Greifen nahe. Eine weitere Expedition musste die Entscheidung bringen.

Durch Cãos Bericht zerschlugen sich die Hoffnungen von Kolumbus. Sowohl das Auftreten als auch die Berechnungen des Genuesen wurden als verfehlt eingestuft. Johanns Expertengremium kam zu dem Schluss, dass Kolumbus Toscanellis Irrtum bezüglich der Größe der Welt übernommen habe. Mehr noch: Kolumbus hatte bei seiner Schätzung der Entfernung nach Indien den Globus um 25 Prozent zu klein angesetzt, und seine Selbstgewissheit wurde als unerträglich aufgefasst, ebenso wahrscheinlich seine Forderung nach Vergütung. „Da der König sah, wie dieser Cristóvão Colombo prahlerisch und aufdringlich von seinen Fähigkeiten sprach und sich so sehr täuschte und irrte bezüglich der Lage der Insel Japan, schenkte er ihm nur wenig Glauben", berichtete der portugiesische Historiker João de Barros, „worauf dieser enttäuscht den König verließ und sich nach Spanien begab, wo er abermals sein Anliegen vorbrachte".[8] Kolumbus versuchte jetzt, Isabella und Ferdinand für seine Pläne zu gewinnen und machte sich die Rivalität zwischen den beiden Königreichen zunutze, um sein Projekt voranzutreiben.

Johann war überzeugt, dass sich der Erfolg bald einstellen würde. Im Mai oder Juni 1485 wurde Cão in Begleitung von Martin Behaim abermals mit zwei Wappenpfeilern ausgesandt, die er am äußersten Ende von Afrika aufstellen sollte. Einige Monate später gab der portugiesische König der Welt bekannt, dass seine Seeleute kurz vor dem entscheidenden Durchbruch standen. Im November überbrachte sein Gesandter Vasco Fernandes de Lucena dem neuen Papst Innozenz VIII. die Ergebenheitsadresse des Königs, in der sich nationalistisches Werben und Kreuzzugsrhetorik auf eindringliche Weise verbanden. Er sprach vom Priester Johannes und

der wohlbegründeten Hoffnung, das Arabische Meer zu erkunden, jenseits dessen das Reich und die

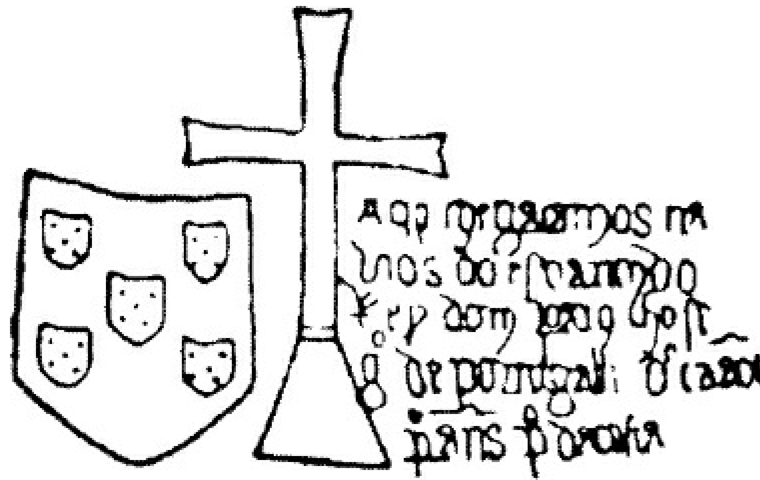
Nationen der Bewohner Asiens liegen, von denen wir nur wenig wissen, die jedoch mit frommer Hingabe dem Glauben an den Erlöser anhängen und zu denen man, wenn es stimmt, was die meisten gelehrten Geographen verkünden, in wenigen Tagesreisen gelangen kann. Als unsere Seefahrer den größten Teil der afrikanischen Küste erkundeten, drangen sie im vergangenen Jahr bis in die Nähe der Prassus-Landspitze vor [das Ende von Afrika], wo das Arabische Meer beginnt; sie erforschten sämtliche Flüsse, Küsten und Häfen in einer Entfernung von mehr als 4500 Seemeilen von Lissabon mit der aufmerksamsten Beobachtung der See, des Landes und der Sterne. Sobald dieses Gebiet erforscht ist, werden wir eine gewaltige Vermehrung des Reichtums und des Ruhmes der christlichen Völker und insbesondere von Euch, Heiliger Vater, zu gewärtigen haben.[9]

Lucena fuhr fort mit einem Satz aus dem Psalm 72: „Er wird herrschen von einem Meer bis ans andere und von dem Strom an bis zu der Welt Enden.“[10] Dieser Fluss war der Jordan; es hätte aber in Johanns zunehmend globale Züge annehmenden Vision auch der Tejo sein können.

Doch noch während Lucena seine Aufwartung machte, wurden die Hoffnungen des Königs erneut zunichte gemacht. Tausende Meilen entfernt entdeckte Cão, dass die ostwärts gerichtete Neigung des Landes eine Täuschung war; es handelte sich nur um eine große Bucht, die sich schnell wieder in südlicher Richtung fortsetzte in einer unendlich erscheinenden Küstenlinie. Im Herbst dieses Jahres stellte er noch einen Wappenpfeiler auf einer 160 Meilen weiter im Süden gelegenen Landspitze auf; die Küste ging allmählich von äquatorialen Regenwäldern in tief gelegenes Ödland und Hügel mit spärlicher Vegetation und Halbwüste über. Cão erreichte die Grenze seiner Kräfte an einem Ort im heutigen Namibia, der Kreuzkap genannt wurde, wo er seinen letzten Pfeiler aufstellte inmitten einer Kolonie von Seehunden, die sich auf schwarzen Felsen sonnten. Es hatte den Anschein, als würde Afrika kein Ende nehmen, und an dieser Stelle fällt Cão durch die Spalten der Geschichte und verschwindet. Entweder starb er auf der Rückfahrt, oder er schaffte es zurück nach Lissabon, und Johann, der wegen des Fehlschlags dieser öffentlich groß herausgestellten Mission wütend und beschämt war, verstieß ihn in Schmach und Schande, und er fiel dem Vergessen anheim.

Welches Schicksal ihm auch beschieden war: Cão hatte dem kartographischen Wissensschatz 1450 Meilen Küstenlinie hinzugefügt. Die Portugiesen schienen nicht nachzulassen in ihrem Willen und ihrem Eifer, über die Grenzen der bekannten Welt hinaus vorzustoßen, in ihren wendigen Karavellen über die rauen Meere zu segeln und die gigantischen Ströme Westafrikas zu erforschen, um das sagenumwobene Reich des Priesters

Johannes zu finden und eine Inlandverbindung zum Nil. Viele von ihnen kamen zu Tode bei diesen Unternehmungen. Sie starben in untergehenden Schiffen, an Malaria, vergifteten Pfeilen oder in der Isolation und hinterließen ihre kleinen Markierungszeichen als Talismane gegen das Vergessen.



Die Hauptinschrift an den Felsen der Yellala-Wasserfälle

Es gibt kein ergreifenderes Denkmal für Cãos Bemühungen als jenes an den Yellala-Wasserfällen am Fluss Kongo. Um hierher zu kommen, musste man hundert Meilen flussaufwärts segeln oder rudern, musste Mangrovensümpfe und dicht bewaldete Flussufer durchqueren. Im weiteren Verlauf des Flusses nahm die Strömung zu, die Entdecker gelangten zu einer Felsenschlucht und einem donnernden Wasserfall, über den sich eine gewaltige Sturzflut aus dem Herzen Afrikas ergoss. Als sie nicht mehr weiterkamen, verließen sie ihre Schiffe und stiegen zehn Meilen über die Felsen in der Hoffnung, weiter flussaufwärts wieder befahrbares Gewässer zu finden, mussten jedoch enttäuscht feststellen, dass sich eine Stromschnelle an die andere reihte. Auf einem überhängenden Felsen über den herabstürzenden Wassermassen hinterließen sie eine Inschrift, ein Monument der besonderen Art. Es bestand aus dem Wappen von König Johann, einem Kreuz und den Worten: „Hierher gelangten die Schiffe des ruhmreichen Herrschers Dom João des Zweiten von Portugal, Diogo Cão, Pedro Anes, Pedro da Costa, Álvaro Pyris, Pêro Escolar A …“ Rechts unten und von anderer Hand eingemeißelt standen weitere Namen: „João de Samtyago, Diogo Pinheiro, Gonçalo Alvares, der erkrankte João Alvares …“ und der Vorname „Antam“

(Anton).[11]

Alle diese Inschriften sind abgebrochen. Unter welchen Umständen sie entstanden, ist ebenso unklar wie der letzte Eintrag im Tagebuch eines Polarforschers. Sie überliefern uns die Namen jener Männer, welche die Schiffe führten – Diogo Cão und die anderen, die neben dem Kreuz eingemeißelt sind –, doch die Kommandeure waren vermutlich gar nicht persönlich anwesend. Es ist wahrscheinlich, dass Cão einen Erkundungstrupp ausschickte, um herauszufinden, ob der Kongo schiffbar war; diese Männer bildeten die zweite Gruppe von Namen. Beide Inschriftenblöcke sind unvollständig, als wäre das Anbringen der Inschriften im selben Augenblick durch irgendetwas unterbrochen worden. Offenkundig waren einige Männer krank oder gestorben – wahrscheinlich an Malaria. Waren sie zu schwach, um weiterzumachen? Wurden sie überrascht oder angegriffen, als sie die Namen in den Felsen einritzten? Ungewöhnlicherweise wird kein Datum angegeben, und es gibt auch keinen zeitgenössischen Bericht über diese Unternehmung, die erst bekannt wurde, als europäische Forscher 1911 die Inschrift entdeckten.



Die Vorstellung der Portugiesen, dass es einen Fluss oder einen Landweg durch Afrika geben müsse, die genährt wurde durch die Vermutungen der antiken Geographen und die verführerischen goldverbrämten Blätter der mittelalterlichen Kartographen, starb nur langsam. Der Glaube, dass die großen Flüsse Westafrikas eine Verbindung mit dem Nil besaßen, dass das Reich des Priesters Johannes erreichbar sei durch einen Kontinent, dessen Ausmaße sie falsch berechneten, hielt die Portugiesen jahrzehntelang gefangen in ihren hartnäckigen, aber letztlich vergeblichen Anstrengungen. König Johann entsandte mehrere Landexpeditionen, die Informationen sammeln, Gold beschaffen und dem Land Ruhm erwerben sollten. Die Erkundungsmission in den Kongo wurde mehrmals an anderen Flüssen wiederholt. Karavellen fuhren 500 Meilen den Senegal-Fluss hinauf, wurden aber an den Felu-Stromschnellen aufgehalten; als eine ähnliche Expedition am Barracona-Wasserfall auf dem Gambia-Fluss zum Stillstand kam, schickte Johann Ingenieure, die die Felsen im Flussbett sprengen sollten, doch sie scheiterten an der Größe dieser Aufgabe. Zugleich brachen

Bedienstete und Knappen des Königshofes zu Fuß ins Landesinnere auf. Kleine Gruppen von Männern durchquerten die mauretanische Wüste und zogen nach Wadan und Timbuktu, zu den Reichen Jolof und Tokolur am oberen Niger, zu dem Madinka-König, der unter dem Namen Mandi Mansa bekannt war. Einige dieser Männer kehrten mit Berichten über Königreiche und Handelswege zurück, andere verschwanden.

Johann aber ließ sich weder durch die unüberwindlichen Wasserfälle des Gambia- und des Kongo-Flusses noch durch die schier endlose Küstenlinie Afrikas entmutigen oder durch die Ungewissheit, an welchem Ort genau der sagenhafte christliche Herrscher zu finden war. Die Dimension und die Kohärenz seines Indien-Projekts waren ebenso erstaunlich wie die Beharrlichkeit, mit der er es verfolgte. Im Jahr 1486, als sich seine Geographen in Lissabon intensiver denn je in fehlerhafte Weltkarten vertieften und Kolumbus in Spanien für seine westliche Route warb, verstärkte der König von Portugal seine Bemühungen. Im selben Jahr taucht auch das Wort *descobrimento* („Entdeckung“) zum ersten Mal in einem portugiesischen Dokument auf.



2

Der Wettlauf

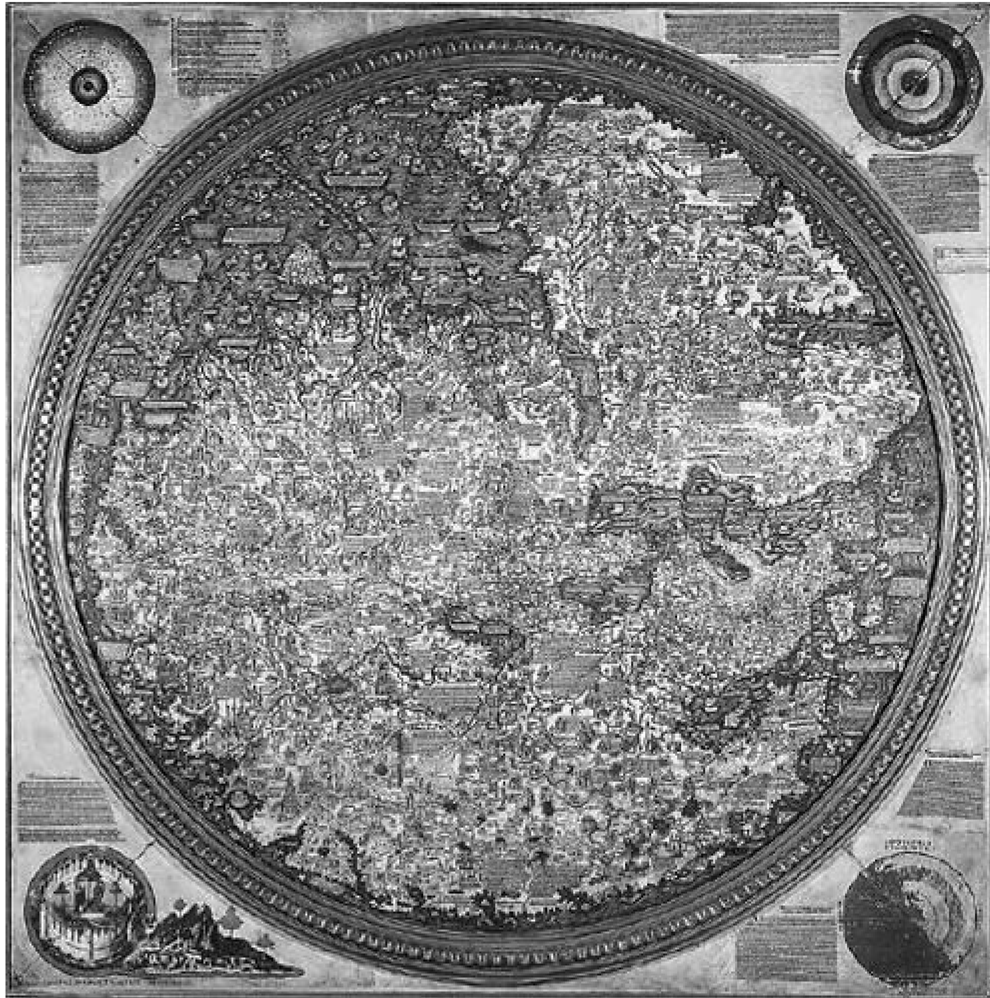
1486–1495

Die auf einem Felsvorsprung in Lissabon gelegene Georgsburg, von der aus man weit über den Tejo blickte, barg einst unter ihren Schätzen eine kostbare Weltkarte. Der Vater König Johanns II., Alfons V., hatte sie 30 Jahre zuvor bei einem Kartographen, einem Mönch, in Venedig mit der Anweisung in Auftrag gegeben, das genaueste geographische Wissen jener Zeit zusammenzufassen.

Fra Mauro fertigte ein außergewöhnliches Meisterwerk an; die Karte war bis ins kleinste Detail genau und kunstvoll mit Blattgold verziert und zeigte wogende Meere in einem lebendigen Blau und Bilder befestigter Städte. Sie war wie ein gewaltiger Rundschild geformt, mit einem Durchmesser von zehn Fuß und nach der arabischen Tradition nach Süden ausgerichtet; und sie zeigte etwas, das nie zuvor auf einer europäischen Karte zu sehen gewesen war: Sie zeigte Afrika als einen frei liegenden Kontinent mit einem südlichen Kap, das Fra Mauro Kap Diab nannte. Auch wenn Afrika furchtbar verzerrt dargestellt war und viele Details zur Zeit Johanns durch portugiesische Entdeckungen bereits überholt waren, hatte der Mönch immerhin einen auf die damaligen Quellen gestützten Versuch gewagt. Venedig war mit seinen weitreichenden Handelsverbindungen in den Orient damals die maßgebliche Instanz für Informationen und Reiseerzählungen über die Welt außerhalb der Grenzen Europas.

Die Karte war übersät mit Hunderten von Kommentaren in roter und blauer Tinte und wurde hauptsächlich nach den Augenzeugenberichten Marco Polos und eines Reisenden aus dem 15. Jahrhundert namens Niccolò de Conti gezeichnet, sowie aufgrund von „Informationen sämtlicher neuer Entdeckungen, welche die Portugiesen selbst gemacht oder geplant hatten“.

„Viele haben geglaubt, und viele haben geschrieben, dass das Meer unsere bewohnbare und gemäßigte Zone nicht im Süden umfasse“, vermerkte Mauro auf seiner Karte, „aber es liegen viele Beweise vor, welche die entgegengesetzte Meinung bestätigen, allen voran jene der Portugiesen, die der König von Portugal an Bord seiner Karavellen ausgesandt hat, um die Tatsache mit eigenen Augen zu überprüfen“.[1] Besondere Aufmerksamkeit wurde den Gewürzinseln und den Häfen des Indischen Ozeans gewidmet, für die sich die Portugiesen außerordentlich interessierten, außerdem griff Mauro direkt eine zentrale These der ptolemäischen Geographie an: dass der Indische Ozean nämlich ein geschlossenes Meer sei. Als konkrete Beweise dafür, dass ein Seeweg nach Indien existiert, nannte er den antiken Geographen Strabo und seine Schilderung einer derartigen Reise sowie eine Erzählung, vermutlich von Conti, von der Reise einer chinesischen Dschunke, die angeblich Afrika umsegelt habe.



Der Mönch Fra Mauro zeichnete 1459 diese gesüdete Weltkarte. In die Kreisform mittelalterlicher Karten ließ er Reiseberichte und geographische Geheiminformationen der Portugiesen einfließen.

Fra Mauros Karte versinnbildlichte in visueller Form den portugiesischen Ehrgeiz, einen Seeweg nach Indien zu finden. Sie illustrierte darüber hinaus, wie wenig die Europäer wussten. Nie war die Welt stärker geteilt gewesen. Die Europäer des Mittelalters hatten weniger Kontakt mit dem Orient als seinerzeit das Römische Reich. Marco Polo war über die von den Mongolen kontrollierte Seidenstraße gewandert und geritten und war in einer chinesischen Dschunke über den Indischen Ozean zurückgekehrt. Seine Schilderung hatte weiterhin großen Einfluss, weil im 15. Jahrhundert so gut wie alle direkten Kontakte zum Osten unterbrochen waren. Das Reich der Mongolen war zusammengebrochen; und seither waren die Fernhandelsrouten gekappt. In China waren deren Nachfolger, die Herrscher

der Ming-Dynastie, nach den unglaublichen Reisen der Schatzflotte von einer Fremdenfeindlichkeit erfasst worden und schlossen die Grenzen. Mit Ausnahme der Berichte Contis war fast das gesamte europäische Wissen beinahe 200 Jahre alt. Der Islam engte das christliche Europa ein. Die Osmanen hatten die Meeresengen nach Europa überschritten und versperrten die Landwege. Die Mamluken in Kairo kontrollierten die sehnsüchtig erwarteten Schätze des Ostens und trieben zu Monopolpreisen in Alexandria und Damaskus Handel damit. Es gab nur halblaute Gerüchte, wo die Gewürze, Seidenstoffe und Perlen genau herkamen, die man den Venezianern und Genuesen verkaufte.

König Johann II. ließ sich von Cãos Scheitern nicht abschrecken und wollte weiterhin einen Seeweg um Afrika finden. Seine Nachforschungen zogen immer größere Kreise. Kein Plan erschien ihm zu riskant. Auf seinen Befehl hin reisten zwei Mönche über das Mittelmeer, um Erkundigungen über den Priesterkönig Johannes im Osten einzuholen. Was Kolumbus' Vorschlag, nach Westen zu segeln, anging, wollte sich der König zuerst absichern. Er erteilte einem flämischen Abenteurer namens Fernando de Ulmo den Auftrag, mit zwei Karavellen auf eigene Kosten 40 Tage lang nach Westen zu segeln. Dafür wurden ihm die Besitzrechte auf sämtliche Länder, die er entdecken sollte, in Aussicht gestellt, gegen eine Zahlung in Höhe von zehn Prozent aller Einnahmen an die Krone. Der König verpachtete de facto an private Unternehmer ein Abenteuer, das ihm recht gewagt erschien, das er aber auf keinen Fall unterlassen wollte. Aus diesen Initiativen wurde jedoch nichts. Offenbar gelang es Ulmo nicht, die nötigen Mittel aufzutreiben; die Mönche kehrten mit leeren Händen aus Jerusalem zurück, weil sie kein Arabisch sprachen. Dennoch unternahm Johann einen neuerlichen Versuch.

Der König hatte eine loyale Generation außerordentlich talentierter Piloten (etwa die heutigen Lotsen), Seemänner und Abenteurer um sich versammelt, die er nach ihren Fähigkeiten und nicht nach ihrem Rang ausgewählt hatte und von denen er jetzt eine letzte Anstrengung verlangte. Im Jahr 1486 trieb er energisch drei Unternehmungen voran, um das Problem Indien zu lösen und den Ort des mystischen Priesterkönigs Johannes aufzuspüren. Er wollte die Sache von zwei Seiten her angehen: Eine Expedition mit klaren Anweisungen sollte an den Wappenpfeilern Cãos vorübersegeln und versuchen, Afrika zu umrunden; unterwegs sollte sie Portugiesisch sprechende, geborene Afrikaner absetzen, um Informationen über den

legendären christlichen König im Inneren des Kontinents zu beschaffen; schließlich wollte er das Scheitern seines Vorstoßes auf dem Landweg nach Osten korrigieren, indem er Leute beauftragte, die Arabisch sprachen und ins Herz Indiens vordringen konnten, um etwas über Gewürze, christliche Könige und einen eventuellen Seeweg in den Indischen Ozean in Erfahrung zu bringen.

Im Oktober 1486, kurz nach Cãos Rückkehr – genauer der Rückkehr seiner Schiffe –, ernannte Johann einen Ritter seines Hofes, Bartolomeu Dias, zum Leiter der nächsten Expedition, die an der afrikanischen Küste entlangführen sollte. Um die gleiche Zeit suchte er auch Nachfolger für eine Überlandexpedition an den Indischen Ozean.

Er warb schließlich Pêro da Covilhã für diese Aufgabe an. Covilhã war um die Vierzig und ein vielseitig begabter Abenteurer von niederer Geburt mit einer raschen Auffassungsgabe, ein geschickter Schwertkämpfer, loyaler Diener der portugiesischen Krone und Spion. Neben Portugiesisch sprach er auch fließend Kastilisch und vor allem Arabisch, das er vermutlich von der arabischen Bevölkerung in Spanien gelernt hatte. Er hatte dort für Johann verdeckte Operationen durchgeführt und in Marokko unter strenger Geheimhaltung mit dem König von Fez verhandelt. Diesen Covilhã und einen weiteren Untertan, der Arabisch sprach, Afonso de Paiva, beauftragte der König jetzt mit einer wagemutigen Expedition.

Im Frühjahr 1487, während Dias seine Schiffe vorbereitete, wurden die beiden von dem Bischof von Tanger und zwei jüdischen Mathematikern instruiert, Mitgliedern jener Kommission, die den Antrag von Kolumbus abgelehnt hatte. Den Abenteurern wurde eine Karte des Nahen Ostens und des Indischen Ozeans ausgehändigt, vermutlich die beste, die damals in Europa über die Welt jenseits des Mittelmeers erhältlich war und die sich stark auf Fra Mauros Werk stützte. Am 7. Mai hatten sie eine letzte geheime Audienz beim König, in seinem Palast bei Santarém außerhalb von Lissabon. Dort wurden ihnen Pfandbriefe ausgehändigt, um ihre Seereise nach Alexandria zu bezahlen. An dieser Audienz nahm unter anderem der 18-jährige Herzog von Beja, Dom Manuel, teil, der Vetter des Königs, für den die Erinnerung an diese Expedition besondere Bedeutung haben sollte. Im Sommer nahmen sie ein Schiff von Barcelona zu der christlichen Insel Rhodos und kauften einen Vorrat Honig ein, damit sie sich in der arabischen Welt als Händler ausgeben konnten. Von dort nahmen sie ein weiteres Schiff

nach Alexandria, dem Tor zur islamischen Welt.



In Lissabon legte unterdessen Dias letzte Hand an die Vorbereitung seiner Expedition entlang der Westküste Afrikas. Er bekam zwei Karavellen, die der Krone gehörten, sowie, wegen der Länge der Reise und des begrenzten Frachtraums der Karavellen, einen Rahsegler, „um zusätzliche Vorräte aufzunehmen, weil in vielen Fällen der [Mangel daran] jene Schiffe schwächte, die bereits ihre Rückreise angetreten hatten“.[2] Nach dem Vorbild von Cãos Expedition nahmen die Schiffe auch eine Anzahl behauener Steinsäulen mit, um die Etappen der Reise zu markieren. Dias selbst war ein sehr erfahrener Seemann und heuerte die besten Piloten seiner Zeit an, darunter Pêro d’Alenquer, der eine Schlüsselrolle bei den Expeditionen nach Indien spielen sollte. D’Alenquer genoss offensichtlich bei König Johann hohes Ansehen, denn dieser nannte ihn „einen Mann, der es aufgrund seiner Erfahrung und navigatorischen Fähigkeiten verdiente, geehrt, bevorzugt und reich belohnt zu werden“.[3] Der Pilot des Vorratsschiffes war João de Santiago, der auf der Inschrift bei den Yellala-Fällen genannt wird und unschätzbare Dienste bei der Zurückverfolgung von Cãos Reise bis zu ihrem Endpunkt geleistet hatte.

Diese Flottille verließ irgendwann Ende Juli oder Anfang August 1487 die Mündung des Tejo. Sie sollte sich als eine der bedeutendsten Expeditionen in der Geschichte der Entdeckungsreisen erweisen, aber auch als eine der mysteriösesten. In den zeitgenössischen Urkunden hinterließ sie fast keine Spuren, als hätten die portugiesischen Chronisten damals alle weggesehen. Es existieren lediglich vereinzelte Randnotizen auf Karten und in Büchern sowie beiläufige Erwähnungen in den Chroniken. Abgesehen davon sollte es 60 Jahre dauern, bis nähere Einzelheiten der Expedition, ihr Ausmaß und ihre Errungenschaften von dem Historiker João de Barros aus dem 16. Jahrhundert dokumentiert wurden. Obwohl die genauen Anweisungen für Dias verloren sind, lässt sich ihr Inhalt doch rekonstruieren: erstens auf der Suche nach dem kaum erreichbaren Prassum Promontorium, der definitiven Endspitze Afrikas, bis über Cãos letzte Wegmarke hinaus weiter nach Süden vorstoßen; zweitens entlang der Küste Menschen an Land setzen, um weitere Informationen über einen Land- oder Flussweg zum Reich des Johannes zu

beschaffen. Im Verein mit den Reisen Paivas und Covilhãs war dies eine entschlossene und kohärente Vorgehensweise, um das Rätsel Asiens zu lösen.

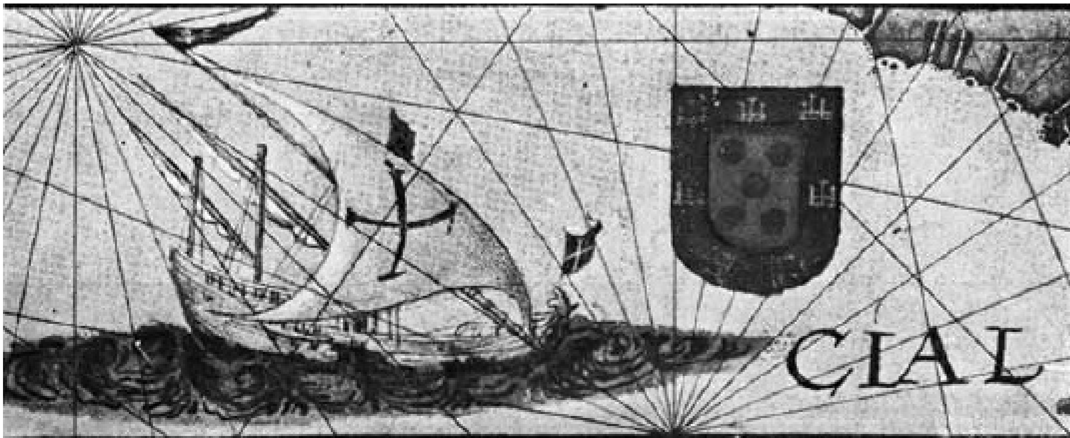
Zu diesem Zweck nahm Dias sechs Afrikaner mit sich, zwei Männer und vier Frauen, die Cão auf einer seiner Reisen entführt hatte und die inzwischen Portugiesisch gelernt hatten. Der König hatte nämlich, laut João de Barros, befohlen, „dass sie in feinen Kleidern und ausgestattet mit Auslagen von Silber, Gold und Gewürzen entlang der Küste ausgesetzt werden sollten". Dahinter steckte die Absicht, dass sie „wenn sie in die Dörfer gingen, imstande wären, den Menschen von der Größe seines Königreiches und dem Reichtum, den er dort besaß, zu erzählen, und davon, wie seine Schiffe die ganze Küste entlangsegeln würden und dass er die Entdeckung Indiens und insbesondere eines Königs namens Presbyter Johannes anstrebe".[4] Es wurden deshalb vor allem Frauen ausgewählt, weil sie nicht den Stammesfehden zum Opfer fallen würden.

Unterdessen lagen in Alexandria die beiden Spione Covilhã und Paiva sterbenskrank mit Fieber darnieder.

Dias segelte an der Westküste Afrikas entlang, passierte Cãos letzten Wappenpfeiler und benannte die Kaps und Buchten nach den Namen der Heiligen, nach denen sich das Vorankommen der Expedition datieren lässt: nacheinander die Bucht von St. Marta (8. Dezember), St. Tomé (21. Dezember) und St. Victoria (23. Dezember). Am Ersten Weihnachtstag hatten sie eine Bucht erreicht, die sie Bucht des St. Christophorus nannten, die heutige Walfischbucht. Sie waren inzwischen seit vier Monaten auf See und kreuzten gegen einen starken Südwestwind, der an der Küste wehte, hinzu kam eine nördliche Meeresströmung. An mehreren Stellen hatten sie wohl ihre unglücklichen Botschafter an Land gesetzt, einer war allerdings bereits auf der Fahrt gestorben. Von den übrigen ist uns nichts überliefert. An diesem Punkt beschlossen die Seefahrer, ihr Vorratsschiff mit neun Mann an Bord an der Küste des heutigen Namibias zurückzulassen, um es bei der Rückreise wieder aufzulesen.

Mehrere Monate lang plagten sich die beiden Karavellen entlang einer öden Küste mit niedrigen Hügeln ab. Dann trafen die Piloten eine verblüffende Entscheidung: Ungefähr auf dem 29. südlichen Breitengrad gaben sie den zermürbenden Kampf gegen die widrigen Winde und Strömungen auf. Stattdessen wendeten sie ihre Schiffe von der Küste weg, setzten die Segel auf Halbmast und fuhren in die Weite des westlichen

Ozeans hinaus, obwohl dies ihrem eigentlichen Ziel, nach Osten zu segeln, widersprach. Niemand weiß mit Bestimmtheit, warum dies geschah; es könnte ein im Voraus geplantes Manöver gewesen sein, oder es handelte sich um einen Geistesblitz, eine Intuition bezüglich der Winde auf dem Atlantik, die auf vorherigen Erfahrungen bei den Heimreisen von der Küste Guineas aus beruhte. Bei diesen Fahrten entfernten sich die Schiffe zunächst ein ganzes Stück von der afrikanischen Küste nach Westen und fuhren in einem weiten Bogen in den zentralen Atlantik, wo sie von westlichen Winden erfasst wurden, die sie zurück nach Portugal brachten. Möglicherweise, so dachten sie wohl, konnte man das gleiche Schema auch im Südatlantik anwenden. Welche Logik auch immer sich dahinter verborgen haben mochte, jedenfalls war dies ein Wendepunkt der Weltgeschichte.



Die Karavelle: ideal für die Erkundung, aber für lange Seereisen war der Frachtraum sehr begrenzt.

Vierzehn Tage lang und fast tausend Meilen fuhren die Karavellen mit den Segeln auf Halbmast ins offene Meer. Als sie in antarktische Breitengrade kamen, wurde es sehr kalt. Männer starben. Um den 38. Breitengrad herum erwies sich die Intuition als richtig. Die Winde wehten nun aus verschiedenen Richtungen. Die Seefahrer drehten die Schiffe wieder nach Osten, in der Hoffnung und Erwartung, auf eine endlos verlängerte afrikanische Küste zu treffen, die nach ihrer Vorstellung immer noch in Nord-Süd-Richtung verlief. Nach einer mehrtägigen Fahrt nach Osten war am Horizont immer noch kein Land zu sehen. Es wurde beschlossen, die Schiffe wieder nach Norden zu drehen, weil man hoffte, dort auf Land zu stoßen. Gegen Ende Januar erblickten sie hohe Berge; am 3. Februar gingen sie an einem Punkt an Land,

den sie die Bucht der Rinderherden nannten, die heutige Mossel Bay. Sie waren fast vier Wochen lang auf dem offenen Meer gewesen; ihre große Schleife hatte sie sowohl am Kap der Guten Hoffnung als auch am Kap Agulhas – dem Nadelkap – vorbeigeführt, an dem südlichsten Punkt Afrikas, wo der Atlantik und der Indische Ozean aufeinandertreffen.

Die Landung stand unter keinem guten Stern. Sie sahen eine große Rinderherde, die von Menschen „mit wolligem Haar, wie jene in Guinea", gehütet wurde.[5] Es gelang ihnen nicht, mit diesen Viehhütern in Kontakt zu treten. Neun Jahre später kam der Pilot Pêro d'Alenquer wieder hierher und erinnerte sich, was damals passiert war. Als die Portugiesen am Strand Geschenke ausbreiteten, liefen die Einheimischen einfach weg. Der Ort hatte offensichtlich eine Quelle, aber „als Dias eines Tages in der Nähe des Gestades Wasser holen ließ, [versuchten sie,] ihn daran zu hindern, und als sie von einem Hügel aus gar mit Steinen auf ihn warfen, ließ er schießen und tötete einen durch den Schuss einer Armbrust".[6]

Nach diesem Hinterhalt segelten sie weitere 200 Meilen nach Osten, und die Küste wich eindeutig nach Nordosten zurück. Damit war zum ersten Mal ersichtlich, dass sie die Spitze Afrikas umrundet haben mussten. Das Meer wurde wieder wärmer, doch die schwere See hatte ihren Tribut gefordert. Am 12. März erreichten sie eine Bucht, wo sie den letzten Wappenpfeiler aufstellten. Zu dieser Zeit fingen die erschöpften Besatzungen an, „unter sich zu murren und zu verlangen, dass die Fahrt nicht weitergehen sollte, und sie sagten, der Proviant werde verbraucht sein [ehe sie in der Lage sein würden], zurückzukehren und das Proviantschiff zu finden, welches so weit zurückgelassen worden war, dass sie, wenn sie es erreichten, alle verhungert sein würden, wenn sie noch weitersegelten".[7] Dias wäre gerne noch weitergefahren, musste sich aber nach seinen Instruktionen in wichtigen Angelegenheiten mit den anderen Offizieren beraten. Sie einigten sich darauf, nur noch drei Tage weiterzusegeln. Als sie auf einen Fluss stießen, den sie Rio Infante nannten, machten sie kehrt. Allem Anschein nach war Dias enttäuscht, musste aber eine demokratische Entscheidung akzeptieren. Der Historiker João de Barros, der 60 Jahre später schrieb, stellte sich vor, wie Dias wehmütig zurückblickte, während er seinen eigenen Spuren folgte: „Als [er] von dem Pfeiler, den er aufgestellt hatte, Abschied nahm, überkam ihn eine große Traurigkeit und tiefe Empfindung, als würde er sich für immer von einem verbannten Sohn verabschieden; er erinnerte sich an die große

Gefahr, der er und alle seine Männer ausgesetzt waren, daran, wie lange sie gereist waren, um an diesen Punkt zu gelangen, und schließlich, dass Gott ihm nicht die große Gnade gewährt hatte“.[8] „Er erblickte das Land Indien“, sagte ein anderer Chronist, „betrat es aber, wie Moses das Gelobte Land, nie“.[9] Doch das waren im Nachhinein geschriebene Vorstellungen.



In Lissabon ging König Johann, während er auf Nachrichten von Dias oder Covilhã wartete, immer noch auf Nummer sicher. Er konnte nicht definitiv ausschließen, dass die Westroute womöglich günstiger wäre, und war sich der wachsenden Rivalität mit Spanien immer schmerzlicher bewusst. Am 20. März 1488 gewährte er Kolumbus sicheres Geleit für die Rückkehr nach Lissabon, wo gegen diesen wegen einer Schuld ein Haftbefehl verhängt war. Unterdessen hatten sich Covilhã und Paiva auf wundersame Weise von dem Fieber erholt, dem sie in Alexandria beinahe erlegen wären. Sie nahmen ein Boot den Nil aufwärts nach Kairo, von dort eine Karawane durch die Wüste ans Rote Meer und segelten nach Aden, bis an dessen Mündung. Hier trennten sich die beiden: Paiva wollte sich nach Äthiopien durchschlagen, wo seiner Meinung nach das Königreich des Priesterkönigs Johannes liegen musste; Covilhã wollte nach Indien weiterreisen.

Als Dias seine Schiffe nun für die Heimreise nach Osten wendete, erblickte er zum ersten Mal das Kap der Guten Hoffnung. Es war ein historischer Augenblick: Dieser definitive Beweis, dass Afrika ein Ende hatte, zerstörte für immer einen Grundsatz der Geographie nach Ptolemäus. Laut Barros nannten Dias und seine Gefährten es das Kap der Stürme. Doch König Johann habe dies zu Kap der Guten Hoffnung geändert, „weil es die so sehr ersehnte Entdeckung Indiens versprach, nach dem man seit so vielen Jahre suchte“.[10] Dias verließ das Kap mit einem günstigen Rückenwind.

Die Männer auf dem Versorgungsschiff waren neun Monate lang an der wüstenähnlichen Küste Namibias ausgesetzt gewesen und warteten verzweifelt auf den Anblick der Karavellen, die womöglich nie wiederkehrten. Als sie am 24. Juli 1488 endlich eintrafen, waren von den neun Männern nur noch drei am Leben. Die anderen waren von den Einheimischen bei einem Streit um den Handel mit Waren getötet worden. Unter den Toten war möglicherweise auch Bartolomeus eigener Bruder Pêro.

Für einen Überlebenden, Fernão Colaço, den von einer Krankheit geschwächten Schiffsschreiber, war der Anblick der Karavellen zu viel. Dem Vernehmen nach starb er „vor Freude, seine Gefährten zu erblicken“.[11] Das Vorratsschiff war inzwischen ganz wurmstichig; nachdem die Seefahrer die Fracht umgeladen hatten, verbrannten sie es am Strand und machten sich auf den Heimweg. Die arg zugerichteten Karavellen liefen im Dezember 1488 in den Tejo ein. Dias war 16 Monate unterwegs gewesen, hatte 1260 Meilen neue Küstenstreifen entdeckt und zum ersten Mal die Südspitze Afrikas umrundet.

Von seiner Rückkehr wissen wir nur deshalb, weil Christoph Kolumbus, der sich immer noch unter sicherem Geleit in Lissabon aufhielt, in ein Buch eine berühmte Randnotiz geschrieben hat. Offensichtlich war er Zeuge des vollständigen Berichts, den Dias dem König gab:

Anmerkung: Im Dezember dieses Jahres 1488 landete in Lissabon Bartolomaeus Didacus [Bartolomeu Dias], Befehlshaber der drei *[sic!]* Karavellen, welche der König von Portugal nach Guinea geschickt hatte, um das Land zu erforschen. Er berichtete, dass er 600 Leguas [1 Legua entspricht ca. 4,8 Kilometern] über den weitesten bislang erreichten Punkt hinaus gesegelt sei, also 450 Leguas nach Süden und dann 150 Leguas nach Norden, bis zu einem Kap, welches er Kap der Guten Hoffnung nannte, dessen Lage unserer Meinung nach in Agisimba liegt, auf einem Breitengrad, wie er mit dem Astrolabium ermittelt wurde, von 45° S., und von Lissabon 3100 Leguas entfernt. Er hatte seine Reise beschrieben und Meile um Meile auf einer Seekarte eingetragen, um sie dem erwähnten König vor Augen zu führen. Ich war bei alledem zugegen.[12]

Der von Kolumbus erwähnte Breitengrad war Gegenstand heftiger historischer Diskussionen, aber offenbar besteht kein Zweifel daran, dass er anwesend war, als der König und seine Kosmographen sich die Details der Reise anhörten, deren markante Punkte schon bald in die zeitgenössischen Karten Einzug hielten. Dias hatte zwei große Durchbrüche erzielt. Er hatte definitiv bewiesen, dass Afrika ein Kontinent mit einem Seeweg nach Indien war und damit einige Grundsätze der Geographie nach Ptolemäus außer Kraft gesetzt; und mit dem genialen Bogen hinaus aufs offene Meer hatte er den letzten Teil des Rätsels der Winde gelöst und den Weg vorgegeben, um nach Indien zu gelangen: nicht indem man sich an der afrikanischen Küste entlang vorwärtsplagte, sondern indem man einen Bogen in den Atlantik schlug und darauf vertraute, dass die zuverlässigen Westwinde die Schiffe um die Spitze des Kontinents bringen würden. Das war der Höhepunkt von 60 Jahre

währenden Anstrengungen portugiesischer Seefahrer; aber es ist fraglich, ob den Männern, denen Dias seine Geschichte erzählte, die Größe der Errungenschaft bewusst war. Nach so vielen falschen Hoffnungsschimmern waren sie womöglich ein bisschen vorsichtig geworden. Es gab weder Ehrungen für Dias aufgrund seiner Verdienste noch eine öffentliche Ankündigung, dass man bereits einen Blick auf das gelobte Land geworfen habe, als würden sie den vorgelegten Beweisen keinen Glauben schenken, als da waren: das wärmere Meerwasser, der Bogen der Küstenlinie. Sich immer noch an die Reste der klassischen Geographie klammernd, war es damals offenbar Konsens, dass es noch einen weiteren Punkt geben könnte, den man umschiffen musste. Im Jahr darauf wurde in einer weiteren Rede, die fast eine Wiederholung der vorigen vor dem Papst war, erklärt, dass sie „tagtäglich versuchen, diese Landspitze zu erreichen … sowie die Gestade des Nils, durch die man an den Indischen Ozean gelangt und von dort zum Sinus Barbaricus [dem Meer östlich von Afrika], dem Ursprung unendlicher Reichtümer“.[13] Es sollten weitere neun Jahre vergehen, bis die wahre Bedeutung von Dias’ Reise ersichtlich wurde. Was Kolumbus anging, so spürte er, dass König Johann sein Interesse verloren hatte. Er konzentrierte sich wiederum darauf, den spanischen Hof zu umwerben.



In weiter Ferne auf dem Indischen Ozean war Covilhã immer noch auf Reisen. Im Herbst des Jahres 1487 hatte er eine Handelsdhau über den Indischen Ozean nach Calicut (das heutige Kozhikode) genommen, dem Dreh- und Angelpunkt des Gewürzhandels und Endpunkt für einen großen Teil des Fernhandels aus dem Fernen Osten. Anfang 1488 hielt er sich vermutlich in Goa auf und segelte von dort nach Norden nach Hormus an der Mündung des Persischen Golfs, einem weiteren wichtigen Hafen des Indischen Ozeans. Kreuz und quer segelte er über den Ozean, sammelte und notierte sich heimlich Informationen über Segelrouten, Winde, Strömungen, Häfen und politische Verhältnisse. Er nahm ein Schiff, das von der Ostküste Afrikas nach Sofala fuhr, weit im Süden des Kontinents, gegenüber von Madagaskar, dem entferntesten Punkt der arabischen Schifffahrt im südlichen Indischen Ozean. Er versuchte herauszufinden, ob es möglich war, Afrika auf dem Seeweg zu umrunden, und wollte sich Informationen über die

Schifffahrt entlang der Ostküste verschaffen. Als er 1490 oder Anfang 1491 nach Kairo zurückkehrte, war er fast vier Jahre auf Reisen gewesen; er hatte die wichtigsten Handelsrouten des Indischen Ozeans ausgekundschaftet und war in der Lage, dem König ausführlich Bericht zu erstatten.

In Kairo erfuhr er, dass Paiva auf dem Weg nach Äthiopien gestorben war. Mittlerweile hatte König Johann zwei Juden ausgeschickt, einen Rabbi und einen Schuhmacher, die nach den verlorenen Spionen Ausschau halten sollten. Auf wundersame Weise fanden und erkannten sie Covilhã in dem Trubel Kairos und brachten ihm Briefe vom König. Der Befehl lautete, nach Lissabon zurückzukehren, aber nicht ehe „er den großen Priesterkönig Johannes gesehen und etwas über ihn herausgefunden hatte".[14] Covilhã schrieb dem König einen langen Brief und schickte ihn mit dem Schuhmacher zurück. Ganz genau berichtete er alles, was er gesehen und erfahren hatte: über den Handel und die Schifffahrt im Indischen Ozean. Er teilte ihm mit, dass „seine Karavellen, die regelmäßig Guinea aufsuchen, indem sie von Ort zu Ort segelten und die Küste der Insel Madagaskar und Sofala suchten, ohne weiteres in diese östlichen Meere eindringen und die Küste von Calicut erreichen könnten, weil auf dem ganzen Wege Meer ist".[15]

Inzwischen hatte Covilhã allem Anschein nach eine unheilbare Reiselust gepackt. Er beschloss, Paivas Auftrag zu Ende zu führen, interpretierte Johanns Befehle jedoch recht frei. Er begleitete den Rabbi nach Aden und Hormus und unternahm anschließend verkleidet eine eigene Pilgerreise zu den Heiligen Stätten des Islam, Mekka und Medina, ehe er sich zum äthiopischen Hochland aufmachte. Dort wurde er der erste Portugiese, der dem Mann persönlich begegnete, den sie als den Priesterkönig Johannes, den christlichen Herrscher Äthiopiens, kannten. Der damalige Herrscher Eskender empfing ihn mit allen Ehren, ließ ihn aber nicht wieder weggehen. Covilhã wurde 30 Jahre später von einer portugiesischen Expedition, der er seine Geschichte erzählte, in dem Land entdeckt. Er blieb bis zu seinem Tod in Äthiopien.

Zusammengenommen hatten Dias und Covilhã eindrücklich die Chancen für einen möglichen Seeweg nach Indien erhöht. Der Plan einer Indienreise war fertig, auch wenn nicht ganz sicher ist, wann Covilhãs Bericht den König erreichte oder ob überhaupt, geschweige denn, was die Stille um Dias' große Tat in Hofkreisen zu bedeuten hatte. Allerdings gelangte in der Zwischenzeit, durch Zufall, ein äthiopischer Priester nach Lissabon, den der Papst

weitergeschickt hatte. König Johann schickte ihn mit einem Brief an den Priesterkönig Johannes zurück, in dem er ausdrücklich von „dem Wunsch nach seiner Freundschaft“ sprach und davon, „wie er die ganzen Küsten Afrikas und Äthiopiens erkundet“ habe.[16] Diese Formulierung lässt möglicherweise darauf schließen, dass er tatsächlich Nachricht von Covilhã erhalten hatte. Anfang der 1490er-Jahre verfügte Johann vermutlich über alle nötigen Informationen, um den entscheidenden Vorstoß in den Orient zu wagen und die damals bekannte Welt miteinander zu verbinden.

Allerdings geschah nichts dergleichen. Es sollte eine Pause von acht Jahren eintreten, ehe die Portugiesen ihre jahrzehntelangen geduldigen Erkundigungen fortsetzten. In den Jahren nach Dias’ Rückkehr hatte Johann mit etlichen Problemen zu kämpfen. Gegen Ende der 1480er-Jahre wurde er in erbitterte Feldzüge in Marokko hineingezogen – für die kreuzfahrerisch gesinnten portugiesischen Könige eine religiöse Pflicht. Das Nierenleiden, an dem er schließlich sterben sollte, machte ihm immer mehr zu schaffen, und er wurde von unerwarteten Schicksalsschlägen getroffen: Im Jahr 1491 starb sein einziger Sohn und Erbe Afonso bei einem Reitunfall. Im Jahr 1492 flüchteten die Juden, als sie aus Spanien vertrieben wurden, in großer Zahl nach Portugal. Ungeachtet der Vorteile, die eine große Zahl fleißiger und gebildeter Menschen mit sich brachte, erforderte dieser Umstand große Aufmerksamkeit.

Ein Jahr darauf kam ein weiterer Schlag: Am 3. März 1493 fuhr ein übel zugerichtetes Schiff in den Hafen bei Restelo in der Nähe von Lissabon ein, dem traditionellen Ankerplatz für zurückkehrende Schiffe, aber es war kein portugiesisches. Es war Kolumbus, der mit der Neuigkeit einer Reise nach „Indien“ – in Wirklichkeit zu den heutigen Bahamas, nach Kuba, Haiti und zur Dominikanischen Republik – auf der *Santa Maria* zurückkehrte, die er unter der Schirmherrschaft des großen Rivalen Spanien unternommen hatte. Es ist nicht ganz klar, ob Kolumbus, der große Märchenerzähler, der seine eigene Vergangenheit neu erfand, von einem heftigen Sturm versehentlich in den Tejo geweht worden war oder ob dieser Besuch als kalkulierter Affront für den König gedacht war, der ihn abgewiesen hatte. Der Mann, der nur darauf wartete, ihn zu befragen, war Bartolomeu Dias, dessen Reise Kolumbus’ Aussichten auf eine Schirmherrschaft der portugiesischen Krone zunichte gemacht hatte. Laut Kolumbus, der behauptete, Inseln in der Nähe von Japan erreicht zu haben, wurde er selbst anschließend vom König

überschwänglich empfangen. Der portugiesische Bericht fiel etwas verhaltener aus. Kolumbus war unerträglich hochnäsig. Der königliche Hof hielt ihn für „aufgeblasen in seinem Betragen und in seinem Bericht unablässig die Grenzen der Wahrheit überschreitend, dabei machte er die Expedition mit Blick auf Gold, Silber und Reichtümer weit wichtiger, als sie wirklich war“. Natürlich tadelte Kolumbus den König wegen seines fehlenden Glaubens.[17] König Johann war erschüttert über den offensichtlichen Beweis der einheimischen Geiseln, die der Seefahrer präsentierte: Nach ihrem Äußeren waren sie nicht afrikanisch; sie schienen eher so auszusehen, wie man sich das Volk Indiens vorstellte, aber niemand konnte sich ganz sicher sein, was der sich ständig produzierende Genueser tatsächlich entdeckt hatte. Die Berater des Königs wussten eine ganz simple Lösung: ihn in aller Stille umbringen, und die spanischen Entdeckungen würden in Vergessenheit geraten. Das schloss Johann aus. Es war ebenso moralisch falsch wie schlechte Diplomatie zu einer Zeit, als die Beziehungen zwischen den beiden Monarchien ohnehin angespannt waren.

Er schickte allerdings einen ernsten Eilbrief an Ferdinand und Isabella in Sevilla mit der Botschaft, dass Kolumbus in portugiesisches Gebiet eingedrungen sei. Im Jahr 1479 hatten die beiden Monarchien, um einen Krieg zu beenden, vereinbart, durch den Atlantik eine vom Papst bestätigte, horizontale Grenzlinie zu ziehen, welche die Gebiete der exklusiven Erforschung festlegte. Johann war der Meinung, dass Kolumbus in seiner Domäne Land entdeckt habe, und bereitete sich darauf vor, eine eigene Expedition zu entsenden. Die Spanier wandten sich an Alexander VI., den spanischen Papst der Borgia, der zu ihren Gunsten entschied und damit Portugal von großen Teilen des Atlantiks ausschloss, die das Königreich eigentlich in seinem Besitz wähnte. Auf einmal war die Hegemonie der Portugiesen im Atlantik in Gefahr, und sie waren nicht bereit, sich ihre jahrzehntelangen Investitionen vor der Nase wegschnappen zu lassen. Johann drohte mit Krieg. Die beiden Seiten vereinbarten direkte Verhandlungen, ohne den Papst, um einen ernsten diplomatischen Streit zu vermeiden.



Die Aufteilung der Welt: Die erbitterte Rivalität zwischen Portugal und Spanien um Entdeckungen jenseits des Atlantischen Ozeans hatte eine Reihe anhaltender Konflikte zur Folge. Johann hatte mit seiner Vermutung recht, dass Kolumbus in portugiesisches Territorium südlich der Linie von 1479 eingedrungen war. Die Lösung des Papstes war für Spanien überaus vorteilhaft. Mittels mehrerer Bullen verordnete er im Jahr 1493, dass der Raum durch eine vertikale Linie von Pol zu Pol geteilt werden solle, die auf 100 Leguas westlich der Azoren und der Kapverdischen Inseln festgelegt wurde. Damit hätten die Spanier das Anrecht auf sämtliche Entdeckungen westlich dieser Linie bekommen, theoretisch bis nach Indien, und Portugal wären allem Anschein nach keine vergleichbaren Ansprüche auf Ländereien zugefallen, die bei der Fahrt nach Osten entdeckt wurden. Diesen potenziellen Ausschluss aus Indien konnte Johann auf keinen Fall hinnehmen. In Tordesillas wurde der Meridian um 270 Leguas nach Westen verlegt, so dass die damals noch nicht entdeckte Küste Brasiliens auf portugiesischer Seite lag. Außerdem erteilte der Vertrag Portugal die Rechte auf noch unentdecktes Land östlich der Linie. Die Regelung von Tordesillas hatte am anderen Ende der Welt weitere Streitigkeiten zur Folge, als die Spanier 1521 die Molukken erreichten, indem sie nach Westen gesegelt waren, während die Portugiesen die Inseln schon 1512 auf dem Weg nach Osten erreicht hatten.

In der kleinen und alten Stadt Tordesillas auf den Hochebenen

Mittelspaniens trafen sich Delegationen beider Seiten, um die Teilung der Welt unter sich auszuhandeln. Hier teilten sie einfach mit einer vertikalen Linie durch den Atlantik „von der Arktis bis zum antarktischen Pol“ den Erdball in zwei Hälften;[18] alles östlich dieser Linie sollte portugiesisch sein, westlich davon spanisch. Johann und sein Team aus Astronomen und Mathematikern, die vermutlich erfahrener und geschickter als die Spanier waren, zwangen ihre Widersacher, diese Linie von der ursprünglich vom Papst vorgeschlagenen Position mehr als tausend Meilen nach Westen zu verschieben – auf halber Strecke zwischen den portugiesischen Kapverdischen Inseln und den von Kolumbus entdeckten Karibischen Inseln, von denen man glaubte, sie würden zur asiatischen Küste gehören. Praktischerweise sollte diese Verschiebung die Küste Brasiliens, das damals noch nicht entdeckt war, in den portugiesischen Einflussbereich rücken. Da es keine Möglichkeit gab, den Längengrad des Meridians von Tordesillas exakt festzulegen, blieb die genaue Position der Linie weiterhin heftig umstritten. Und daran änderte sich bis 1777 nichts.



Wie das Jahr 1492 selbst markierte auch der Vertrag einen Wendepunkt am Ausgang des Mittelalters. Auch wenn die in Tordesillas getroffenen Vereinbarungen später von Papst Pius III. bestätigt wurden, waren die Rechtsansprüche auf die Welt doch der Hegemonie des Papsttums entrissen worden. Sie waren nunmehr von Wissenschaftlern berechnet und gemäß der nationalen Interessen aufgeteilt worden. De facto hatten die beiden iberischen Mächte an der vordersten Front der Entdeckungsreisen das gesamte Gebiet außerhalb Europas zu einem privatisierten politischen Raum gemacht, sehr zur Verwunderung der anderen Monarchen. „Zeigt mir den Passus in Adams Testament“, spottete König Franz I. von Frankreich hämisch einige Zeit später.[19] Aber um 1500 hatte kein anderes Land Zugang zum Atlantik noch verfügte es über die nötige Erfahrung, um es mit den Pionieren von der Iberischen Halbinsel aufzunehmen. Und Kolumbus war, ohne es zu wissen, bei seinem Wettlauf nach Indien in eine Sackgasse gesegelt, an deren Ende die beiden amerikanischen Kontinente den Weg versperrten. Lediglich die Portugiesen hatten inzwischen genügend Informationen gesammelt, um einen Seeweg dorthin zu finden und sich mit der übrigen Welt zu verbinden. Ihnen

bot sich eine einmalige Gelegenheit, die ihren spanischen Rivalen verwehrt blieb.

Kolumbus’ Behauptungen hatten König Johann schwer getroffen, aber er ließ seinen Indien-Plan wieder aufleben und bereitete eine neue Expedition vor. Doch für ihn selbst war es zu spät. „Der Mann ist tot“, soll Isabella von Spanien angeblich gemurmelt haben, als sie im Jahr 1495 die Neuigkeit erfuhr. Sie hatte einst gehofft, ihre Tochter mit Johanns Sohn Alfonso zu verheiraten, aber der war 1491 gestorben. Der Thron ging an den jungen Dom Manuel, den Herzog von Beja, über, der bei der letzten Unterweisung Paivas und Covilhãs anwesend gewesen war. Manuel erbte zufällig eine Krone, das angesammelte Wissen aus 80 Jahren Entdeckungsreisen und das Sprungbrett für den entscheidenden Vorstoß nach Indien. Er bekam sogar das Holz für den Bau der Schiffe geschenkt. Wenn Johann als der „vollkommene Fürst“ in die portugiesische Geschichte einging, so war es König Manuel I. bestimmt, der „Glückliche“ zu werden.



3

Vasco da Gama

Oktober 1495 – März 1498

Der neue König hatte ein messianisches Schicksal geerbt, das weit in das portugiesische Königshaus Avis zurückreichte. Der am Tag des Fronleichnamsfestes geborene und auf den erlauchten Namen Emmanuel, „Gott mit uns", getaufte Thronfolger sprach seiner Krönung geradezu mystische Bedeutung zu. Er war 26 Jahre alt, hatte ein rundes Gesicht und überproportional lange Arme, die bis zu den Knien reichten, so dass er ein bisschen wie ein Affe aussah. Außergewöhnliche Umstände waren erforderlich gewesen, damit er letztlich den Thron bestieg, nicht zuletzt der mysteriöse Reitunfall, bei dem Johanns Sohn Afonso umgekommen war, und der Mord an seinem Bruder Diogo von Johanns eigener Hand. Emmanuel wertete seine Königsherrschaft als Zeichen, dass er von Gott auserwählt sei.

In den letzten Jahren des Jahrhunderts, mit dem Nahen des 1500. Jahrestages der Geburt Christi, breiteten sich in ganz Europa apokalyptische Strömungen aus, und insbesondere auf der Iberischen Halbinsel, wo die Vertreibung sowohl der Muslime als auch der Juden aus Spanien als ein Zeichen gewertet worden war. Derart gestimmt, glaubte Manuel und wurde in seinem Glauben auch darin bestärkt, dass er dazu ausersehen war, Außergewöhnliches zu vollbringen: zur Ausrottung des Islam und der weltweiten Verbreitung des Christentums unter einem Alleinherrscher.

„Unter allen westlichen Fürsten Europas", schrieb der Seefahrer Duarte Pacheco Pereira, „wollte Gott lediglich Eure Hoheit auswählen".[1] Und dass gerade das winzige Portugal zu großen Taten fähig sei, wurde wiederum mit einem Bibelvers gerechtfertigt: „Aber viele, die da sind die Ersten, werden

die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein.“[2]



König Manuel I. als Weltherrscher mit dem Wahlspruch: „[Wir wenden uns] zu Gott im Himmel, aber zu Dir auf Erden“. Zu seiner Linken prangt das königliche Wappen mit den fünf Schilden und zur Rechten die Armillarsphäre, das mystische Symbol für die portugiesische Welterforschung.

Der Indien-Plan, der in den unruhigen Jahren der ausgehenden Herrschaft Johanns in den Hintergrund getreten war, wurde zum Hauptventil für diese Träume. Manuel glaubte, er habe den Mantel seines Großonkels Heinrich, „des Seefahrers“, geerbt. Seit dem Fall Konstantinopels 1453 fühlte sich das christliche Europa immer stärker bedrängt. Die islamische Welt umgehen, sich mit dem Priesterkönig Johannes und den gerüchteweise existierenden christlichen Gemeinden Indiens verbünden, die Kontrolle über den Gewürzhandel übernehmen und den Reichtum vernichten, der den Mamluken in Kairo so große Macht verlieh – von den ersten Monaten seiner Herrschaft an existierte im Keim bereits eine überaus ambitionierte geostrategische Vision, die im Laufe der Zeit die Portugiesen um die ganze Welt jagen sollte. Wenn sie auch im Geiste eines Kreuzzugs entworfen wurde, so hatte sie

durchaus eine materielle Dimension: Manuel wollte nicht nur den Mamluken das Handelsmonopol entreißen, sondern auch die Venezianer als Handelszentrum für die Luxusgüter des Orients ablösen. Das Unterfangen hatte gleichzeitig einen imperialen, religiösen und wirtschaftlichen Aspekt. In diesem Geist fing er an, die Expedition zusammenzustellen, die Indien erreichen sollte – einen in Anbetracht fehlender genauer Kenntnisse damals nur vage beschriebenen Raum, der in der europäischen Vorstellung den ganzen Indischen Ozean und alle Gebiete, wo Gewürze wachsen mochten, umfasste.

Die Idee wurde keineswegs von allen gebilligt. Als Manuel im Dezember 1495, wenige Wochen nach seiner Krönung, eine Ratsversammlung einberief, stieß er auf heftigen Widerstand seitens des Adels, der unter König Johann heftig gelitten hatte und der in einer so fernen Unternehmung wenig Ruhm und große Gefahren sah, verglichen mit der leichten Beute eines Kreuzzuges in Marokko. Manuel erwies sich während seiner Herrschaft von Zeit zu Zeit als wankelmütig und unentschlossen, aber er konnte auch gebieterisch auftreten. Er bezeichnete es als eine ererbte Pflicht, die Entdeckungen weiterzuverfolgen, und berief sich auf seine göttliche Mission, um alle Einwände vom Tisch zu wischen.

Und indem er all jenen, die Schwierigkeiten voraussahen, falls Indien entdeckt werden sollte, den vorrangigen Grund nannte, dass Gott, in dessen Hände er die Angelegenheit lege, die Mittel für das Wohlergehen des Königreichs [Portugal] beschaffen werde, beschloss der König schließlich, die Entdeckung fortzuführen; und als er sich später in Estremoz aufhielt, ernannte er Vasco da Gama, einen Edelmann seines Hofstaats, zum Oberkapitän [der Titel des Oberbefehlshabers] der Schiffe, die er dorthin senden würde.[3]

Allem Anschein nach war Vasco da Gama ursprünglich nur zweite Wahl für dieses Abenteuer. Manuel forderte zuerst dessen älteren Bruder Paulo auf, der wegen seiner angeschlagenen Gesundheit ablehnte, aber einwilligte, unter Vascos Kommando dennoch an der Reise teilzunehmen. Vasco da Gama, „ein unverheirateter Mann und in einem Alter, das ihn dazu befähigte, die Prüfungen einer solchen Reise zu überstehen“,[4] war damals bereits über dreißig. Der Beginn seiner Berufskarriere, sowie seine Erfahrung und die Gründe für die Wahl sind noch heute mehr oder weniger im Dunkeln. Vor dem Jahr 1496 wird sein Name nur in wenigen Quellen genannt; seine seefahrerischen Kenntnisse sind weitgehend unbekannt. Er stammte aus dem

niederen Adel des Hafenortes Sines, südlich von Lissabon, und dürfte eine gewisse Erfahrung als Seeräuber vor der marokkanischen Küste gehabt haben. Was immer er war oder gewesen war, wurde in der Folge, ähnlich wie das Leben des Christoph Kolumbus', vom Mythos überdeckt. Offenbar war er aufbrausend. Zum Zeitpunkt seiner Ernennung lief gegen ihn noch eine Anklage wegen Schlägerei. Sein starrsinniger Charakter sollte auf der bevorstehenden Reise voll zur Entfaltung kommen: unversöhnlich und getränkt von einem kreuzfahrerischen Hass auf den Islam, ausdauernd und unempfindlich gegen die Entbehrungen eines Lebens auf hoher See, aber ohne jede Geduld für diplomatische Höflichkeiten. Er wurde beschrieben als „wagemutig in der Tat, streng in seinen Befehlen und sehr furchterregend in seinem Zorn“.[5] Gama war vermutlich eher für das Kommandieren der Männer und für das Verhandeln mit den unbekannten Königen des Orients auserwählt worden als für das Führen der Schiffe.



Vasco da Gama

In den 1490er-Jahren hatte die Erkundung der afrikanischen Küste Lissabon in eine Stadt voller Geschäftigkeit und Erwartungen verwandelt. Das Entladen exotischer Produkte auf den sanft ansteigenden Ufern des Tejo (Gewürze, Sklaven, Papageien, Zucker) schürte die Sehnsucht nach neuen Welten jenseits der Mole. Im Jahr 1500 waren schätzungsweise 15 Prozent der Bevölkerung Schwarze aus Guinea – in der Stadt lebten mehr Sklaven als in irgendeiner anderen Stadt Europas. Lissabon war exotisch, dynamisch, farbenprächtig und zielstrebig, „größer als Nürnberg und viel reicher an Bevölkerung", befand der deutsche Universalgelehrte Hieronymus Münzer, der im Jahr 1494 hierherkam.[6] Die Stadt war eine Vorreiterin, was neue Ideen zur Kosmographie und Navigation, zur Gestalt der Welt und ihrer Abbildung auf Karten betraf. Nach der Vertreibung aus Spanien im Jahr 1492 bereicherte eine Welle jüdischer Einwanderer, darunter viele Gebildete und Unternehmer, das dynamische Treiben der Stadt. Auch wenn ihre willkommene Aufnahme nicht von langer Dauer war, bescherten sie dem Land einen bemerkenswerten Fundus an Wissen. Unter den Flüchtlingen waren der jüdische Astronom und Mathematiker Abraham Zacuto, dessen Erfindung eines Astrolabiums für die Seefahrt und von Planetentafeln zur Bestimmung der Position von Himmelskörpern die Navigation auf hoher See revolutionieren sollten.

Für Münzer war Lissabon eine Stadt voller Wunder. Hier sah er eine beeindruckende Synagoge mit zehn riesigen Kerzenleuchtern mit jeweils 50 oder 60 Kerzen; den Leib eines Krokodils, der als Trophäe im Chor einer Kirche hing; den Schnabel eines Pelikans und die gewaltige gezackte Säge eines Schwertfisches; mysteriöse, übergroße Bambusrohre von den Kanarischen Inseln (die auch Kolumbus inspiziert und als Beweis für Ländereien im fernen Westen gewertet hatte). Er bekam auch „eine riesige und außerordentlich gut angefertigte goldene Karte" zu sehen, „mit einem Durchmesser von 14 Handbreit"[7] – es handelte sich um Fra Mauros Karte aus dem Jahr 1459, die auf der Burg der Stadt ausgestellt wurde. Er traf sich mit Seefahrern, die ihm haarsträubende Geschichten vom Überlebenskampf und Entkommen zu erzählen wussten, und sprach mit einer Gruppe deutscher Kanonengießer und Artilleristen, die beim König hohes Ansehen genossen.

Die Fülle an Produkten, die im Hafen zum Verkauf angeboten wurden, verblüffte ihn: Berge von Hafer, Walnüssen, Zitronen und Mandeln, riesige Mengen an Sardinen und Thunfisch zum Export in den ganzen

Mittelmeerraum. Er besuchte auch die Büros, die den Import von Waren aus dieser neuen Welt beaufsichtigten, wo er einen Blick auf den Handel aus Afrika erhaschte: gefärbte Stoffe aus Tunis, Teppiche, Metallbecken, Kupferkessel, bunte Glasperlen und von der Küste Guineas große Packen scharfen Pfeffers, „von dem man uns eine Menge gab“, die Stoßzähne von Elefanten und schwarze Sklaven.[8]

Was Münzer zu sehen bekam, war nicht nur der Einblick in eine exotische Welt jenseits der Erdkrümmung, sondern die industrielle Infrastruktur des Schiffbaus, die seefahrerische Voraussicht und die Einrichtungen der Arsenale, die Portugal seine Effizienz auf See verschafften. Er sah

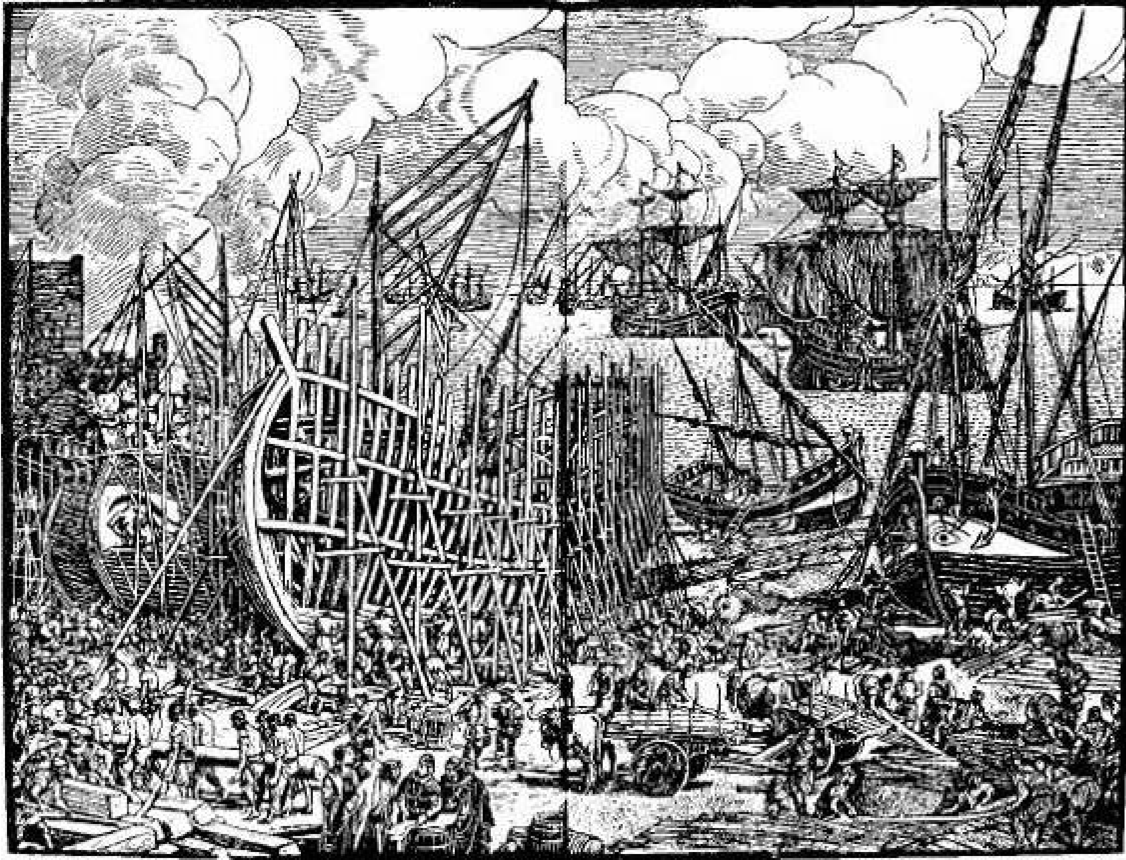
eine gigantische Werkstatt mit vielen Essen, wo sie Anker, Kolubrinen [Kanonen] und dergleichen herstellten, und alles, was man für die hohe See braucht. Es standen so viele geschwärzte Arbeiter rund um die Essen, dass wir meinten, wir befänden uns unter den Zyklopen in der Höhle des Vulcanus. Danach sahen wir in vier weiteren Gebäuden unzählige sehr große und ausgezeichnete Kolubrinen, und außerdem Katapulte, Wurfspieße, Schilde, Brustharnische, Mörser, Handfeuerwaffen, Bogen, Lanzen – alle wohlgefertigt und in großer Menge vorhanden … und was für riesige Mengen an Blei, Kupfer, Salpeter und Schwefel![9]

Die Fähigkeit, hochwertige Kanonen aus Bronze herzustellen, und die effektiven Einsatztechniken auf See waren vermutlich von dem tatkräftigen König Johann entwickelt worden, zu dessen Forscherdrang und weitreichenden Interessen auch praktische Experimente mit der Schiffsartillerie zählten. Er hatte den Einsatz großer Bombarden auf Karavellen verfügt und führte Testschüsse aus, um die wirkungsvollsten Einschläge auf den Decks der Zielschiffe herauszufinden. Der Trick bestand darin, die Geschütze horizontal auf Wasserhöhe abzufeuern; wenn sie höher abgefeuert wurden, war die Wahrscheinlichkeit hoch, dass die Kugeln über das Ziel hinausschossen. In manchen Fällen, wenn die Geschütze tief genug unten im Bug aufgestellt wurden, gelang es, die Kanonenkugeln von der Wasseroberfläche abprallen zu lassen und so ihre Reichweite zu erhöhen. Die Portugiesen entwickelten ferner sogenannte *berços*, leichte Hinterladerkanonen aus Bronze, die auf den Booten der Schiffe transportiert werden konnten und gegenüber den herkömmlichen Vorderladern den Vorteil einer höheren Feuergeschwindigkeit hatten – bis zu 20 Schuss in der Stunde. Die Überlegenheit der Artillerie, die durch die Anwerbung deutscher und flämischer Kanonengießer noch gesteigert wurde, sollte sich bei den

kommenden Ereignissen als entscheidender Vorteil erweisen.

Die geplante Expedition hatte eine eher bescheidene Größe, war aber sorgfältig vorbereitet. Sie stützte sich auf einen jahrzehntelangen Zuwachs an Wissen. Das Geschick und Wissen, das man im Laufe der Jahre im Schiffbau, in der Navigation und der Vorsorge für Atlantikreisen erworben hatte, floss nunmehr in den Bau zweier robuster Schiffe ein; und Manuel konnte dabei auf die praktische Erfahrung einer talentierten Handwerkergeneration zurückgreifen. Die Karavelle war der Akteur und das Werkzeug aller Entdeckungsreisen. Sie war ideal für das Erkunden tropischer Flüsse und für das Vorankämpfen entlang der afrikanischen Küste gegen den Wind, aber sie war furchtbar unbequem auf langen Reisen über schwere See. Die Umrundung des Kaps durch Dias hatte die Grenzen ihrer Möglichkeiten aufgezeigt: Die Besatzung wollte auf keinen Fall noch weiter.

Bartolomeu Dias wurde beauftragt, den Bau zweier robuster Karacken zu entwerfen und zu beaufsichtigen – jener Segelschiffe, die die Portugiesen *nau* nannten –, welche die Reise anführen sollten. Die Aufgabe war klar: Die Schiffe mussten so widerstandsfähig sein, dass sie der tosenden See des südlichen Atlantiks standhielten; so geräumig, dass sie die Besatzungen besser als die Decks einer Karavelle unterbringen und versorgen konnten; und dabei so klein, dass sie in Untiefen und Häfen manövrierfähig blieben. Die Schiffe, die am Ufer im Bau waren, ihr Skelett von hölzernen Gerüsten eingekeilt, hatten einen rundlichen Rumpf, hohe Seitenwände, ein hohes Achterdeck und drei Masten; dennoch hatten sie einen geringen Tiefgang und waren nicht überdimensioniert. Sie waren etwa 24 Meter lang und hatten ein Gewicht von 100 bis 120 Tonnen. Mit ihren Rahsegeln waren sie bei Gegenwind nicht so manövrierfähig wie andere Schiffstypen; zum Ausgleich dafür hielten sie besser dem unberechenbaren Tosen unbekannter Meere stand. Ein Versorgungsschiff, das in der Nähe des Kaps aufgegeben werden sollte, wurde ebenfalls gebaut.



Der Bau von Karacken in der Werft von Lissabon. Eine Karavelle liegt gestrandet in der Bildmitte auf der rechten Bildhälfte.

Offenbar wurden weder beim Bau noch bei der Ausstattung dieser Schiffe oder der Anwerbung und Bezahlung der Besatzungen Kosten gescheut. „Sie wurden von hervorragenden Meistern und Handwerkern gebaut, mit starken Nägeln und Holz“, erinnerte sich der Seefahrer Duarte Pacheco Pereira:

… jedes Schiff hatte drei Sätze von Segeln und Ankern und drei oder vier Mal so viel Takelage wie üblich. Die Dauben der Fässer und Tonnen für Wein, Wasser, Essig und Öl wurden mit vielen Eisenringen verstärkt. Die Vorräte an Brot, Wein, Mehl, Fleisch, Gemüse, Arzneimitteln und auch an Waffen und Munition waren ebenfalls mehr als das, was für so eine Reise gebraucht wurde. Die besten und erfahrensten Piloten und Seefahrer in Portugal wurden auf diese Reise ausgesandt, und sie erhielten, neben anderen Vergünstigungen, einen höheren Sold als Seeleute in irgendeinem anderen Land. Auf den wenigen Schiffen dieser Expedition wurde so viel Geld ausgegeben, dass ich hier nicht näher ins Detail gehen möchte, weil ich fürchte, dass man mir nicht glauben werde.[10]

Die Fässer, die über die Landungsbrücken an den Ufern der Werft gerollt wurden, enthielten ausreichend Proviant für drei Jahre. Gama erhielt 2000

Goldcrusados für das Unternehmen, eine gewaltige Summe; und sein Bruder Paulo ebenso viel. Die Heuer der Seeleute wurde erhöht, und ein Teil davon wurde im Voraus ausgezahlt, um ihre Familien zu unterstützen. Womöglich verbarg sich dahinter die Erkenntnis, dass viele von ihnen nicht zurückkehren würden. Kein Detail wurde ausgelassen. Die Schiffe hatten die besten damals erhältlichen Navigationshilfen an Bord: Lote ebenso wie Stundengläser, Astrolabien und Karten auf dem neuesten Stand – möglicherweise auch Kopien der unlängst gedruckten Planetentafeln von Abraham Zacuto, um nach dem Sonnenstand den Breitengrad zu bestimmen. Zwanzig Geschütze wurden an Bord gehievt, große Bombarden ebenso wie *berços*, die kleineren Hinterladerkanonen, sowie ein reicher Vorrat an Schießpulver, das gegen die Meeresluft dicht versiegelt wurde, und Unmengen an Kanonenkugeln. Die erfahrenen Handwerker (Zimmerleute, Kalfaterer, Schmiede und Küfer), die für die Sicherheit der Schiffe sorgen sollten, wurden paarweise angeheuert, für den Fall, dass einer von ihnen umkam. Es gab auch Dolmetscher, die Bantu und Arabisch sprachen, Musiker, um die Seemannslieder zu begleiten und die Fanfaren zu blasen; Kanoniere, Soldaten und gelernte Matrosen, unterstützt vom sogenannten „Deckfutter“. Dazu zählten afrikanische Sklaven, Waisen, konvertierte Juden und verurteilte Sträflinge, die man für schwere Hilfsarbeiten angeheuert hatte: das Einholen der Taue, das Lichten der Anker und Reffen der Segel, das Leerpumpen der Bilgen. Insbesondere auf die Verurteilten konnte man gegebenenfalls ohne Weiteres verzichten; man hatte sie eigens zu dem Zweck aus dem Gefängnis entlassen, um sie für erste Erkundungen an nicht kartierten und potenziell feindlichen Küsten an Land zu setzen. Geistliche reisten ebenfalls mit, um die Gebete anzuführen und die Seelen der Toten mit einem christlichen Begräbnis dem Meer anzuvertrauen.

Insgesamt hatte die Expedition vier Schiffe: die beiden Karacken, getauft auf die Namen der Erzengel *São Gabriel* und *São Rafael*, nach einem Schwur, den König Johann vor seinem Tod abgelegt hatte; mit ihnen fuhr eine Karavelle, die *Bérrio*, und das Versorgungsschiff mit 200 Tonnen. Gama verließ sich auf Seeleute, die er kannte, und Verwandte, denen er trauen konnte, um die Wahrscheinlichkeit einer Meuterei in einer sorgfältig vorbereiteten Expedition möglichst gering zu halten. Dazu zählten sein Bruder Paulo, der Kapitän der *Rafael*, und zwei Vettern Gamas. Seine Piloten und befehlshabenden Seeleute waren die erfahrensten ihrer Zeit. Unter ihnen

fanden sich Pêro de Alenquer und Nicholas Coelho, die zusammen mit Bartolomeu Dias das Kap umrundet hatten, sowie Dias’ Bruder Diogo. Ein anderer Pilot, Pêro Escobar, dessen Name bei den Yellala-Fällen eingehauen ist, war unter Diogo Cão Lotse gewesen. Auch Bartolomeu Dias sollte die Expedition auf einem Schiff mit Kurs nach Guinea während der ersten Etappe der Reise begleiten.

Die Ausgaben für diesen bescheidenen, spekulativen, aber äußerst kostspieligen Vorstoß ins Unbekannte wurden mit Hilfe des Goldes von der Küste Guineas gedeckt – sowie einem Glücksfall: Im Jahr 1496 war die Vertreibung der Juden, die sich weigerten, zum Christentum überzutreten, der Brautpreis für Manuels Heirat mit Prinzessin Isabella von Spanien gewesen. Deren Güter und Besitz verschafften dem Königshaus nunmehr unerwartete Mittel.

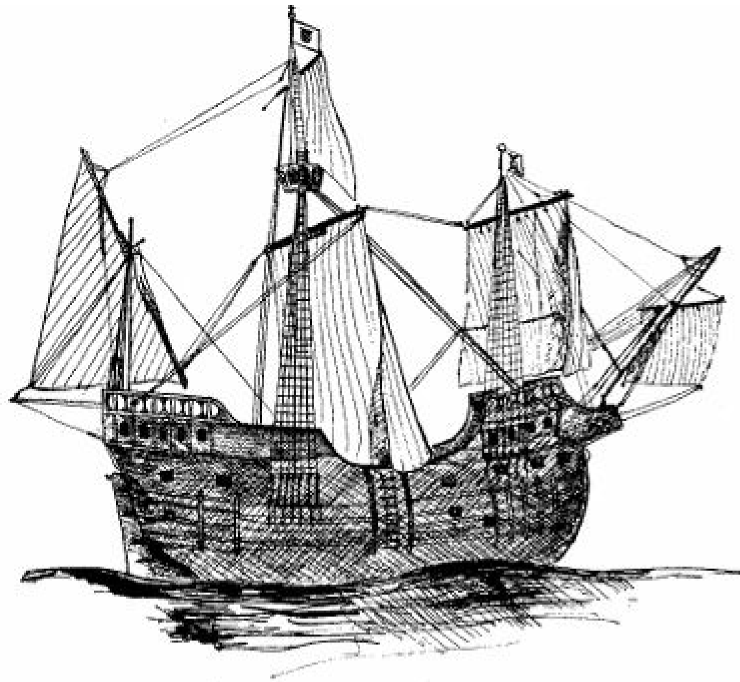


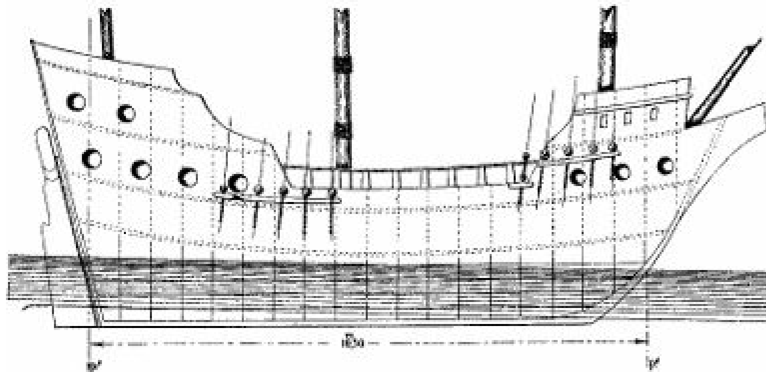
Mitte Sommer des Jahres 1497 war die Expedition endlich bereit; auf den Segeln prangte das rote Kreuz des Ordens der Christusritter, die Fässer waren an Bord gerollt, die schwere Artillerie in Position gebracht, die Besatzungen komplettiert. Die Flottille lief vom Stapel und ging bei Restelo, einem Fischerdorf flussabwärts von Lissabon, vor Anker. In der drückenden Hitze hatte sich Manuel auf sein Bergschloss bei Montemor-o-Novo, rund hundert Kilometer landeinwärts, zurückgezogen, und dorthin begaben sich Vasco da Gama und seine Kapitäne, um ihre letzten Anweisungen und den rituellen Segen vom König zu empfangen. Auf Knien wurde Gama feierlich das Oberkommando über die Expedition verliehen und ein Seidenbanner überreicht, das ebenfalls mit dem Kreuz des Christusordens verziert war. Er erhielt seine Instruktionen: christliche Könige in Indien in einer Stadt namens Calicut zu suchen, denen er einen auf Arabisch und Portugiesisch geschriebenen Brief überreichen sollte, und einen Handel mit Gewürzen und „den orientalischen Schätzen“ in die Wege zu leiten, „die von Schriftstellern der Antike so hoch gerühmt worden waren, aber solche Großmächte wie Venedig, Genua und Florenz hervorgebracht hatten“.[11] Ein weiterer Brief war an den Priesterkönig Johannes adressiert. Die Mission war heilig und zugleich säkular, Obertöne eines Kreuzzugs vermischten sich mit wirtschaftlicher Rivalität.

Das Dorf Restelo am Ufer des Tejo außerhalb der Stadtmauern war seit der Zeit Heinrichs des Seefahrers der traditionelle Ausgangspunkt für die portugiesischen Seereisen; das sanft ansteigende Ufer bot eine breite Bühne für die religiösen Zeremonien und emotionalen Rituale der Abreise: „ein Ort der Tränen für jene, die gehen, der Freude für jene, die zurückkehren“.[12] Auf dem darüberliegenden Hügel, der den weiten Bogen des Tejo überragte, der nach Westen ins offene Meer führte, stand Heinrichs Kapelle, gewidmet der Santa Maria de Belém, der „Heiligen Jungfrau von Bethlehem“, eigens zu dem Zweck, abreisenden Seeleuten die Sakramente zu spenden. Die ganze Besatzung, zwischen 148 und 166 Mann, verbrachte dort die heiße Sommernacht vor der Abreise mit Gebet und Wachen.



8. Juli 1497: Ein Samstag. Der Beginn der Mission, das „so viele Jahrhunderte lang verborgene“ Indien wiederzuentdecken.[13] Der Tag, der der Heiligen Jungfrau Maria gewidmet war, war von den Astrologen des Hofes als verheißungsvoll für die Abfahrt auserkoren worden. Einen Monat zuvor hatte der Papst König Manuel dauerhafte Besitzrechte auf Ländereien gewährt, die von den Ungläubigen erobert wurden und auf die keine anderen christlichen Könige bereits Anspruch erhoben. Die Menschen strömten in Scharen aus Lissabon, um ihre Freunde und Verwandten zu verabschieden. Gama führte seine Männer in einer frommen Prozession, die von den Priestern und Mönchen des Christusordens inszeniert wurde, aus der Kapelle zum Strand. Die Seefahrer trugen ärmellose Tuniken und hielten brennende Kerzen in der Hand. Die Priester gingen hinter ihnen und stimmten einen Wechselgesang an, und die Menschen fielen zur Antwort ein. Als die Prozession den Rand des Wassers erreichte, verstummte die Menge. Alle knieten nieder, um die Beichte abzulegen und die Absolution gemäß der päpstlichen Bulle zu empfangen, die seinerzeit Heinrich für jene erhalten hatte, die „bei dieser Entdeckung und Eroberung“ sterben sollten.[14] Laut João de Barros weinten „bei dieser Zeremonie alle“.[15]





Rekonstruktion der *São Gabriel*

Anschließend wurden die Männer in kleinen Booten zu den Schiffen übergesetzt. Die Segel wurden unter dem rhythmischen Schlagen der Zimbeln gesetzt, die Schiffe legten ab, und das königliche Banner wehte auf Gamas Flaggschiff, der *Gabriel.* Dazu reckten die Seeleute ihre Fäuste in den Himmel und skandierten die traditionellen Rufe – „Sichere Fahrt!“ Das Ertönen der Pfeifen der Flottille wurde vom Wind verweht, die beiden Karacken an der Spitze, mit den wunderschön bemalten Galionsfiguren der Erzengel Gabriel und Rafael unter dem Bugspriet. Die Menschen wateten ins Wasser, um einen letzten Blick auf ihre Geliebten jenseits der immer größer werdenden Kluft zu erhaschen. „Und während die eine Gruppe zurück aufs

Land blickte, die andere aufs Meer, aber alle gleichermaßen von ihren Tränen und dem Gedanken an die lange Reise vereinnahmt waren, blieben sie so stehen, bis die Schiffe fern vom Hafen waren.“[16] Die Schiffe glitten den Tejo hinab, passierten die Mündung, wo sie zum ersten Mal die Strömung des Ozeans spürten.

Unterdessen schickte sich auf der *Rafael* ein Mann, dessen Identität nie eindeutig geklärt wurde, an, Notizen zu machen. Der anonyme Schreiber beginnt sein knappes Tagebuch, den einzigen Augenzeugenbericht für alle folgenden Ereignisse, mit einer abrupten Wendung:

Im Namen Gottes des Herrn! Amen!

Im Jahr 1497 entsandte König Manuel, der erste dieses Namens in Portugal, vier Schiffe auf Entdeckungsfahrt und auf die Suche nach Gewürzen …

An einem Sonnabend, am 8. Juli 1497, verließen wir Rastello [Restelo]. Möge uns Gott der Herr eine gute Fahrt verleihen! Amen![17]

Wenn ein Ziel, nämlich die Suche nach Gewürzen, klar war, so lässt doch das merkwürdigerweise intransitiv gebrauchte Verb *descobrir*, „entdecken“, das nicht durch ein Objekt näher bezeichnet wurde, darauf schließen, wie sehr dieses Unterfangen ein Sprung ins Ungewisse war.

Bei den günstigen Winden entlang der afrikanischen Küste kamen schon nach einer Woche die Kanarischen Inseln in Sicht. Mit Blick auf die zu erwartenden Wetterbedingungen hatte Gama Befehl erteilt, dass die Schiffe, falls sie getrennt werden sollten, sich auf den Kapverdischen Inseln, tausend Meilen weiter südlich, wieder treffen sollten. In der folgenden Nacht verirrte sich die *Rafael* im Nebel. Als der Nebel am nächsten Tag aufriss, war von den anderen Schiffen nichts zu sehen. Sie segelte weiter. Am 22. Juli, als die *Rafael* die verstreuten vorgelagerten Inseln der Kapverdischen Inseln erblickte und die anderen Schiffe in Sicht kamen, fehlte nunmehr die *Gabriel* mit ihrem Oberbefehlshaber. Niedergeschlagen saßen sie dort vier Tage lang in einer Flaute fest. Als die *Gabriel* am 26. Juli gesichtet wurde, brach sich in der ganzen Flotte die Erleichterung Bahn. „Am Abend konnten wir uns mit ihm verständigen und gaben unserer Freude durch viele Böllerschüsse und Trompetensignale Ausdruck.“[18] Eine gewisse Nervosität kennzeichnete die ersten Tage der Expedition. Auf der Kapverdischen Insel Santiago blieben die Seefahrer eine Woche, reparierten Masten und luden Fleisch, Holz und so

viel Wasser, wie sie in ihren Fässern lagern konnten, für die bevorstehende Ozeanreise an Bord.

„Donnerstag, den 3. August, verließen wir den Hafen in östlicher Richtung“, notierte der anonyme Schreiber routinemäßig.[19] Dabei war die Flottille im Begriff, ein Manöver auszuführen, für das es keinen bekannten Präzedenzfall und nur äußerst vage Quellen gab. Rund 700 Meilen südlich der Kapverdischen Inseln, etwa sieben Breitengrade vom Äquator, drehten die *Gabriel* und die folgenden Schiffe, statt den vertrauten Konturen der afrikanischen Küste in die Kalmenzone vor Guinea zu folgen, die Ruder nach Südwesten und fuhren in einem großen Bogen in die Mitte des Atlantiks. Das Land war verschwunden. Die Schiffe, die flott weiter ins Ungewisse segelten, wurden von der Weite des Ozeans geschluckt. Die Segel ächzten im salzigen Wind.

Gamas Kurs folgte der jeder Intuition widersprechenden Wahrheit, die Bartolomeu Dias neun Jahr zuvor erkannt hatte: dass man, um Afrika zu umrunden, in den Ozean hinauslaufen und westliche Winde einfangen musste, welche die Schiffe am Kap vorbeiführen würden. Aber der Bogen der *Gabriel* kam einer enormen Ausweitung des vorherigen Experiments gleich. Es liegt auf der Hand, dass portugiesische Seefahrer gegen Ende des Jahrhunderts wohl bereits eine klare Vorstellung von den Winden im Südatlantik hatten, aber wie sie dieses Wissen über den südwestlichen Quadranten des Meeres erwarben, ist bis heute unbekannt. Die Annahme, dass in dem Intervall seit Dias’ Rückkehr geheime Erkundungsfahrten durchgeführt worden waren, ist reine Spekulation; es muss andere Gründe dafür gegeben haben, dass die Portugiesen so zuversichtlich die Schiffe dem weiten Ozean anvertrauten, indem sie sich bei der Bestimmung der Position auf die Navigation nach dem Sonnenstand richteten. Wenn diese Aussicht extrem beängstigend war, so enthält das emotionslose Tagebuch doch keinerlei Hinweis darauf. Am 22. August erblickten sie Reiher-ähnliche Vögel, die nach Süd-Südosten flogen, „als wollten sie Land erreichen“,[20] aber zu der Zeit befanden sie sich 800 Leguas, über 2000 Meilen, weit auf offener See. Mit Hilfe der Namenstage der Heiligen wahrten sie ein Gefühl für die verstreichende Zeit; ansonsten bestand ihre Welt aus dem endlosen Meer und Himmel, Sonne und Wind. Weitere zwei Monate vergingen, ehe der Tagebuchschreiber etwas erblickte, das er für Wert hielt zu dokumentieren und das darauf schließen ließ, dass sie nicht in einer endlosen

Leere verloren waren: „Am Vorabend von St. Simon und Juda – es war ein Freitag, der 27. Oktober – sahen wir viele Wale.“[21]

Noch ehe die Piloten das Ruder nach Südwesten umgelegt hatten, bekamen die Schiffe die Naturgewalt des Meeres zu spüren. 600 Meilen südlich von Santiago brach auf der *Gabriel* die Rahe des Hauptsegels: „Wir mussten zwei Tage und eine Nacht unter Focksegel und kleinem Hauptsegel lavieren.“[22] Die Ausdauer der Besatzungen wurde mit Sicherheit bis zum Äußersten auf die Probe gestellt: vier Stunden Wache, vier Stunden Ruhe, Tag und Nacht, wobei die Zeit vom Stundenglas gemessen und von den Schiffsjungen verkündet wurde: „Wachablösung, die Zeit läuft.“[23] Die ungelernten Arbeiten – das Auspumpen der Bilgen, das Reffen der Segel, Einholen von Tauen, Deck schrubben – waren Sache der Verurteilten und Enteigneten. Die Männer bekamen eine unausgewogene Kost aus Schiffszwieback, Fleisch, Öl und Essig, Bohnen und gesalzenem Fisch zu essen – dazu frischen Fisch, wenn es ihnen gelang, welchen zu fangen. Die Qualität der Lebensmittel wurde immer schlechter, als sich die Tage dahinzogen, der Zwieback wurmiger, die Ratten hungriger – obwohl es üblich war, dass Schiffe auch Katzen und manchmal Wiesel an Bord nahmen, um die Population der Nagetiere zumindest in Grenzen zu halten. Die vermutlich einzige warme Mahlzeit am Tag wurde, wenn die Bedingungen es zuließen, in einer Sandkiste gekocht. Nicht die Lebensmittel wurden knapp, sondern das Trinkwasser. Im Laufe der Reise wurde es immer fauliger und musste mit Essig gemischt werden. Als die Fässer sich leerten, wurden sie mit Salzwasser aufgefüllt, damit die Schiffe im Gleichgewicht blieben.

Die Obersten der Schiffe, die Kapitäne und Offiziere, die Abzeichen ihrer Ämter trugen (eine Pfeife an einer Goldkette, Umhänge aus schwarzem Samt), aßen und schliefen in ihren privaten Kabinen, die übrigen nach ihrem Status: erfahrene Matrosen im Vorderdeck, Soldaten unter der Brücke. Wenn es auch in den Kabinen nachts stank, so war es für die Verurteilten und Geächteten noch schlimmer. Auf Deck zitterten sie unter Ziegenfellen oder Wachstüchern, als die Schiffe südlich des Äquators in kältere Gefilde kamen. Alle schliefen auf Strohmatten in den vor Salz steif gewordenen Kleidern, die bei regnerischem Wetter nie trockneten. Die Wachstuchdecken erfüllten eine zusätzliche Funktion als Leichentuch, wenn man die Verstorbenen in die Tiefe werfen musste. Ihre Notdurft verrichteten die Männer in Eimern oder einfach über die Reling, je nach Seegang. Kein Mensch wusch sich. Die

Tagesroutine wurde geprägt vom Aufrufen der Wache, den Mahlzeiten, notwendigen Reparaturen und den üblichen Morgen- und Abendgebeten. Bei stürmischem Wetter waren die Seeleute für gewöhnlich in der Luft und hingen über einer tosenden See in der Takelage, richteten die Segel aus, holten sie ein oder setzten einige Meter Segeltuch und spürten wie Peitschenhiebe den Regen und den Wind. Wenn die Schiffe gut fuhren und die See ruhig war, gaben sich die Männer den Freizeitvergnügungen hin. Das Kartenspiel, das rasch zu Streit führen konnte, war ausdrücklich verboten. Die Männer angelten, holten ein wenig Schlaf nach, lasen (sofern sie es konnten), sangen und tanzten zur Flöte und Trommel oder hörten zu, wie der Priester aus dem Leben der Heiligen vorlas. Gelegentlich wurden zur Feier der Namenstage einiger Heiliger Prozessionen über das Deck veranstaltet, und die Messe wurde ohne Eucharistie abgehalten aus Angst, dass der Kelch umkippen und der Inhalt entweiht werden könnte. Die Aufgabe der Musiker war es, die Besatzung zu unterhalten und die Moral aufzurichten.

Die Männer waren immer ausgezehrter, durstig, litten unter Schlafmangel und waren von der Seekrankheit geschwächt. Wer das harte Leben an Bord eines Schiffes nicht gewohnt war, erlag der Ruhr und dem Fieber. Außerdem spürte die ganze Besatzung, fast unbemerkt, trotz des ganzen Trockenobstes, der Zwiebeln und Bohnen, die anfangs ihren Speiseplan bereichert hatten, bevor sie ungenießbar geworden waren, das schleichende, aber unaufhaltsame Fortschreiten der Seefahrerkrankheit. Ohne ausreichende Zufuhr von Vitamin C stellen sich nach 68 Tagen die ersten Symptome ein; die ersten Toten sind nach 84 Tagen zu beklagen; nach 111 Tagen rafft der Skorbut eine ganze Schiffsbesatzung dahin. Für Gamas Männer lief die Zeit.



Ungeachtet der Unbill der See – der heißen Tage am Äquator, der immer kälteren und wilderen Gewässer im Süden – legten die Schiffe täglich im Durchschnitt rund 45 Seemeilen zurück. Auf einem Breitengrad um 20 Grad Süd spürten die Steuermänner den Antrieb verschiedener Winde, drehten den Bug nach Südosten und jagten wiederum in Richtung Afrika, in der Hoffnung, das Kap zu umrunden. Am Samstag, dem 4. November, nimmt der lakonische Tagebuchschreiber wiederum den Stift zur Hand, wobei er über die zurückliegende Reise kaum ein Wort verliert: „Sonnabend … hatten wir

in einer Tiefe von 110 Faden Grund und um neun Uhr sichteten wir Land. Wir schlossen uns näher zusammen, und als wir unsere Galakleider angelegt hatten, begrüßten wir den Oberbefehlshaber mit Böllerschüssen und schmückten die Schiffe mit Fahnen und Standarten.“[24] Selbst aus diesen knappen Worten wird spürbar, wie die aufgestaute Emotion sich Luft machte. Sie hatten inzwischen drei Monate lang, 93 Tage, kein Land gesehen, waren rund 4500 Meilen über das offene Meer gesegelt und hatten durchgehalten. Das war eine bemerkenswerte Großtat der Navigation. Kolumbus’ Überquerung des Atlantiks zu den Bahamas dauerte lediglich 37 Tage.

In Wirklichkeit befanden sich die Portugiesen noch vor dem Kap, sie gingen in einer weiten Bucht 125 Meilen nordwestlich davon an Land. Die Landung bot Gelegenheit für sorgfältige Reparaturen: das Säubern der Schiffe, Flicken der Segel und der Rahstangen, ferner für die Jagd nach Fleisch und das Aufnehmen von Wasser. Allem Anschein nach waren sie zum ersten Mal imstande, das Astrolabium aufzustellen, das auf dem schwankenden Deck eines Schiffes unbrauchbar war, und konnten den Breitengrad genau ablesen. Es kam zu angespannten Begegnungen mit Einheimischen, „dunkelbraunen“ Männern, laut dem Tagebuchschreiber, die überrascht feststellten, dass „ihre Hunde, deren sie viele haben, denen in Portugal [gleichen] und bellen wie diese“.[25] Sie ergriffen einen Mann, brachten ihn auf das Schiff und gaben ihm zu essen. Doch die hiesige Sprache erwies sich als unverständlich für die Dolmetscher: „Sie sprechen, als hätten sie einen Schluckauf.“[26] Es handelte sich um die Khoikhoi, ein Hirtenvolk im Südwesten Afrikas, das die Europäer später in einer Anspielung auf den Klang ihrer Sprache Hottentotten nennen sollten. Anfangs war die Kommunikation durchaus friedlich – der Tagebuchschreiber erwarb gar „eine von den Scheiden, die sie über dem Geschlechtsteil tragen“[27] –, aber das Ganze endete mit einem Hinterhalt, in dem Vasco da Gama leicht von einem Speer verwundet wurde. „Dies alles geschah nur, weil wir diese Leute für ungefährlich hielten, unfähig einer Zornesregung, und deshalb unbewaffnet an Land gegangen waren.“[28] Womöglich war dies ein entscheidender Moment für die ganze Expedition. Künftig sollten sämtliche Landungen unter allen Vorsichtsmaßnahmen und schwer bewaffnet erfolgen. Die Portugiesen neigten seit dieser Begegnung dazu, bei der geringsten Provokation das Feuer zu eröffnen.

Es dauerte sechs Tage und mehrere Anläufe, bis die Schiffe sich bei

stürmischem Wetter um das Kap der Guten Hoffnung herumkämpften. Als sie wiederum in der Bucht der Rinderherden – nunmehr umbenannt in St. Brás – landeten, wo Dias neun Jahre zuvor gewesen war, stellten sie demonstrativ ihre Macht zur Schau: Brustharnische, gespannte Armbrüste, Drehbassen in den Ruderbooten, um bei den Einheimischen, die gekommen waren, um sie neugierig zu betrachten, „den Eindruck zu erwecken, wir wollten ihnen etwas tun, obgleich wir gar nicht die Absicht hatten“.[29] Dem gegenseitigen Unverständnis in diesen Begegnungen, das schon viele frühere Treffen entlang der westafrikanischen Küste geprägt hatte, standen faszinierende Momente der Humanität jenseits aller Barrieren von Kultur und Sprache gegenüber. Hier fingen die Portugiesen an, Waren aus dem Versorgungsschiff umzuladen, das sie anschließend am Strand verbrannten.

Am 2. Dezember kam eine große Zahl Einheimischer, etwa 200, zum Strand.

> Sie brachten ungefähr ein Dutzend Ochsen und Kühe und vier oder fünf Schafe mit. Sobald wir sie erblickten, gingen wir an Land. Da begannen sie, auf vier oder fünf Flöten zu spielen; die einen bliesen hohe Töne, andere tiefe. Für Neger, die nicht sehr musikalisch sind, brachten sie eine ganz schöne Musik zustande. Dazu tanzten sie in ihrer Art. Der Oberbefehlshaber gab nun Befehl, die Trompeten zu blasen, und wir tanzten auf unseren Schiffen, der Oberbefehlshaber mitten unter uns.[30]

Afrikaner und Europäer waren vorübergehend durch Rhythmus und Melodie vereint, aber das gegenseitige Misstrauen blieb. Es endete wenige Tage später damit, dass die Portugiesen, die einen Hinterhalt fürchteten, von den Ruderbooten aus ihre *berços* abfeuerten, um die Hirten zu zerstreuen. Bei ihrem letzten Blick auf die Bucht, als sie weitersegelten, sahen sie, wie die Khoikhoi den Wappenpfeiler und das Kreuz zerstörten, das sie soeben errichtet hatten. Um ihrem Ärger Luft zu machen, jagten die Schiffe mit ihren Kanonen im Vorüberfahren eine Kolonie Seehunde und Pinguine in die Luft.

Die Flottille zahlte einen hohen Preis dafür, dass sie das Kap nicht in einem großen Bogen umrundet hatte. Die Schiffe wurden zeitweilig durch einen Sturm getrennt; am 15. Dezember kämpften sie sich gegen die herrschende Strömung an Dias’ letztem Wappenpfeiler vorbei. Doch bis zum 20. waren sie wiederum dorthin zurückgeworfen worden. Hier hatten sich Dias’ Männer geweigert weiterzusegeln. Aber Gamas Schiffe wurden aus diesem Küstenlabyrinth durch einen mächtigen Rückenwind befreit, der sie

rasch vorantrieb. „Hinfort gefiel es Gott in Seiner Güte, dass wir wieder vorwärts kamen. Wir wurden nicht mehr zurückgetrieben“, dokumentierte der Tagebuchschreiber voller Erleichterung. „Gebe der Himmel, dass es so bleiben möge.“[31]

Doch die mühsame Umrundung Afrikas hatte sowohl die Männer als auch die Schiffe arg mitgenommen. Der Großmast der *Rafael* brach unterhalb der Spitze; dann verlor sie einen Anker. Das Trinkwasser ging zur Neige. Pro Mann wurde nur noch ein Drittel Liter täglich ausgegeben, und ihr Durst wurde gewiss nicht dadurch gelindert, dass das Essen in Meerwasser gekocht wurde. Der Skorbut dezimierte allmählich die Besatzungen. Sie brauchten dringend die Ruhepause eines friedlichen Landgangs.

Am 11. Januar 1498 erreichten sie einen kleinen Fluss. Sofort merkten sie, dass sie eine andere Welt betreten hatten. Die Scharen hochgewachsener Menschen, die kamen, um sie zu begrüßen, glichen überhaupt nicht den Khoikhoi. Sie hatten keine Angst und empfingen sie gastfreundlich. Es handelte sich um Bantu-Stämme, mit denen die Dolmetscher kommunizieren konnten. Wasser wurde an Bord geholt, aber der Aufenthalt konnte nicht verlängert werden, weil der Wind günstig stand. Am 22. Januar erreichten sie eine flache, dicht bewaldete Küste und das Delta eines viel breiteren Stroms, in dem Krokodile und Flusspferde lauerten. „Schwarze und wohlgebaute“ Menschen kamen in Einbäumen heran, um sie anzuschauen und Handel zu treiben, auch wenn einige ihrer Besucher im Tagebuch als „sehr hochmütig“ beschrieben werden, weil „nichts, was man ihnen gab, von ihnen sonderlich geachtet wurde“.[32]

Zu der Zeit war der Skorbut bereits weit fortgeschritten, und viele Männer der Besatzung waren in einem furchtbaren Zustand. Ihre Hände, Füße und Beine waren unförmig angeschwollen; ihr blutiges und vereitertes Zahnfleisch wucherte über die Zähne, als wolle es sie verschlingen, so dass sie nichts zu sich nehmen konnten. Der Geruch aus ihrem Mund wurde unerträglich. Die ersten Männer starben. Paulo da Gama tröstete unablässig die Kranken und Sterbenden und behandelte sie mit seinen eigenen medizinischen Vorräten. Was die ganze Expedition vor der Vernichtung rettete, waren jedoch weder die Fürsorge Paulos noch die gesunde Luft, wie manche glaubten, sondern die rein zufällig reichlich wachsenden Früchte an den Ufern des Sambesi.

Einen Monat lang blieben sie vor dem gewaltigen Delta vor Anker. Sie

kielholten die Schiffe, reparierten den Mast der *Rafael*, füllten die Wasserfässer wieder auf und erholten sich von den Strapazen der See. Als sie abfuhren, errichteten sie eine Säule, die dem Heiligen Rafael gewidmet war, und tauften den Sambesi den Fluss der guten Vorzeichen. Die Luft, die Wärme und die vergleichsweise hohe Kultiviertheit der einheimischen Bevölkerung weckte ein Gefühl der Erwartung. Nach sieben Monaten auf See hatten sie die Schwelle des Indischen Ozeans erreicht.



Die Schiffe, die am 24. Februar ablegten, befanden sich bald in der Straße von Moçambique, dem breiten Wasserweg zwischen der Ostküste Afrikas und der Insel Madagaskar, deren Wirbel und Strömungen für Segelschiffe eine ernstzunehmende Gefahr waren. Die Hitze nahm zu; der Himmel und das Meer waren leuchtend blau; an Land waren ein Saum grüner Bäume, weißer Sand und die Brandung zu sehen. Da sie sich vor Untiefen in Acht nehmen mussten, segelten sie nur bei Tag. Nachts gingen sie vor Anker. Sie kamen ungehindert voran, bis sie am 2. März eine große Bucht erblickten. Die leichte Karavelle *Bérrio*, die die Tiefe testete, irrte sich im Kanal und lief auf eine Sandbank auf. Als Coelho, der Pilot, das Schiff wieder freibekam und vor Anker ging, bemerkten sie eine Delegation von Männern in Einbäumen, die sich von einer nahe gelegenen Insel unter dem Lärm von Blechtrompeten näherten. „Sie luden uns ein, weiter in die Bucht hineinzufahren, und boten sich an, uns auf Wunsch in den Hafen zu bringen. Einige kamen auf unsere Schiffe, aßen und tranken mit uns. Als sie genug hatten, fuhren sie wieder davon.“[33] Der Hafen hieß, wie sie nun erfuhren, Moçambique, und die Kommunikationssprache war Arabisch. Sie hatten die muslimische Welt betreten. Nunmehr sollten ihre Aktivitäten eine neue Wendung nehmen.



4

„Hol dich der Teufel!“

März – Mai 1498

Tausende von Meilen entfernt in den Mauern des Königspalastes der Georgsburg in Lissabon präsentierte die große, kreisförmige Karte von Fra Mauro ihr eigenes Weltbild. Afrika war extrem verzerrt dargestellt, Indien weniger ein klar definierter Subkontinent, der zerklüftete Rand eines riesigen und runden Asiens. Ein großer Teil der Kommentare und die Ortsnamen gingen auf die Reisen Niccolò de Contis zurück, des venezianischen Reisenden des 15. Jahrhunderts. Aber die Karte zeigte eindeutig einen Indischen Ozean, den man überqueren musste, und sie markierte die Küstenstadt Calicut, die Conti als den Umschlagplatz des indischen Handels bezeichnet hatte, mit der vielversprechenden Legende: „Hier wächst der Pfeffer.“ Der Spion Pêro da Covilhã behauptete ebenfalls, er habe in einem Brief, den er in Kairo übergeben hatte, ehe er im Hochland von Äthiopien untertauchte, Einzelheiten seiner Mission in Indien nach Portugal geschickt. Damit hätten die Portugiesen eigentlich viele Informationen über die Welt, in die sie gesegelt waren, haben müssen, aber bis heute ist unklar, ob Covilhãs Brief tatsächlich in Lissabon angekommen war oder jemals über König Johann II. hinaus weitergeleitet worden war. Und welche geheimen Instruktionen, Karten, Bestimmungsorte oder geographischen Kenntnisse Gama mitgebracht haben mochte, dürfte der anonyme Schreiber auf seiner Reise kaum gewusst haben. Offenbar war Gama mit einem Brief ausgestattet worden, der nur vage an den „christlichen König Indiens“ in Calicut adressiert war; dass er auf Arabisch geschrieben war, lässt darauf schließen, dass die Portugiesen zumindest von einer beträchtlichen muslimischen Präsenz im Indischen Ozean wussten. Abgesehen davon geht aus allen folgenden Geschehnissen hervor, dass ihre Kenntnisse über diese Welt – die

Klimaverhältnisse, ihre uralten Handelsnetze, die eng verschlungenen kulturellen Beziehungen zwischen dem Islam und dem Hinduismus, ihre Gepflogenheiten beim Abschluss von Geschäften und in der Politik – jämmerlich beschränkt waren. Eine Vielzahl von Fehlern und Missverständnissen sollte auftreten, die langfristige Konsequenzen hatten.

Der Indische Ozean, der 30-mal so groß wie das Mittelmeer ist, hat die Form eines riesigen M, wobei Indien das V in der Mitte bildet. Am Westrand ist er flankiert von den trockenen Küsten der arabischen Halbinsel und der langen Swahili-Küste Ostafrikas; im Osten trennen die Inseln Java und Sumatra sowie das stumpfe Ende Westaustraliens ihn vom Pazifik; im Süden verlaufen die kalten und wilden Gewässer der Antarktis. Die Zeitpläne und die Handelsrouten von allem, was sich im Zeitalter der Segelschiffe auf seiner Oberfläche bewegte, wurden von dem steten Rhythmus der Monsunwinde diktiert, einem der großen meteorologischen Schauspiele des Planeten, durch dessen jahreszeitlich bedingte Bewegungen und Gegenbewegungen Waren über große Entfernungen transportiert werden konnten. Das traditionelle Schiff, das die Gewässer des westlichen Indischen Ozeans befuhr, war die Dhau. Es ist der Gattungsname für eine große Familie langer, schmaler Gefährte mit dreieckigen Lateinsegeln unterschiedlicher Größe und regionalen Bauarten. Die Palette reichte vom Küstenschiff zwischen 5 und 15 Tonnen bis hin zu seetüchtigen Schiffen von mehreren hundert Tonnen, die Gamas Karacken an Größe durchaus übertreffen konnten. Historisch gesehen handelte es sich um gebundene Fahrzeuge, die ohne einen einzigen Nagel von Kokosbast, also Kokosfasern, zusammengehalten wurden.

Anders als Kolumbus waren die Portugiesen nicht in ruhige Meere vorgestoßen. Seit Tausenden von Jahren war der Indische Ozean ein Knoten des Welthandels gewesen, auf dem Waren über riesige Entfernungen von Kanton nach Kairo, von Birma nach Bagdad befördert wurden, und zwar mit Hilfe eines komplexen Geflechts von Handelssystemen, seefahrerischen Innovationen, Kulturen und Religionen und mehrerer Drehscheiben: Malakka auf der malaiischen Halbinsel, größer als Venedig, für Waren aus China und den Gewürzinseln; Calicut an der Westküste Indiens für Pfeffer; Hormus, das Tor zum Persischen Golf und nach Bagdad; Aden an der Mündung zum Roten Meer und den Routen nach Kairo, der Schaltzentrale der islamischen Welt. Unzählige kleinere Städte säumten die ganze Küste. Über den

Indischen Ozean wurden schwarze Sklaven, Gold und Mangrovenstämme aus Afrika verschickt, Weihrauch und Datteln aus Arabien, Goldbarren aus Europa, Pferde aus Persien, Opium aus Ägypten, Porzellan aus China, Kriegselefanten aus Ceylon, Reis aus Bengalen, Schwefel aus Sumatra, Muskatnuss von den Molukken, Diamanten vom Hochland von Dekkan, Baumwollstoffe aus Gujarat. Niemand hatte ein Monopol in diesem Gebiet – es war zu weitläufig und vielschichtig, und die großen Kontinentalmächte Asiens überließen das Meer den Kaufleuten. Es gab Piraterie in kleinem Stil, aber keine protektionistischen Kriegsflotten, keine Vorstellung von Territorialgewässern. Die Drachenflotte der Ming-Dynastie, die einstige Seesupermacht, war bis hierher vorgestoßen und hatte sich wieder zurückgezogen. Der Ozean bildete eine riesige und vergleichsweise friedliche Freihandelszone: Über die Hälfte der Schätze der Welt passierte seine Gewässer in einer wirtschaftlichen Gemeinschaft, die unter vielen Akteuren aufgeteilt war. Eine Redensart lautete: „Gott hat das Meer allen gemeinsam gegeben.“[1]

Das war die Welt Sindbads. Ihre wichtigsten Händlergruppen, die von den Palmenstränden Ostafrikas bis zu den Gewürzinseln dünn über die Küsten verstreut waren, waren überwiegend Muslime. Der Islam hatte sich hier nicht mit dem Schwert, sondern über Missionare und Kaufleute vom Deck einer Dhau ausgebreitet. Es war eine multiethnische Welt, in der sich der Handel auf gesellschaftlichen und kulturellen Austausch, Migration über lange Entfernungen und ein gewisses Maß an gegenseitiger Toleranz zwischen dem Islam, dem Hinduismus, dem Buddhismus, einheimischen Christen und Juden stützte. Diese Welt war reicher, vielschichtiger und komplexer, als die Portugiesen anfangs begriffen. Ihre Mentalität wurde von dem Erwerb von Handelsmonopolen geprägt, wie es an der Westküste Afrikas geschehen war, und vom Heiligen Krieg in Marokko. Die Existenz des Hinduismus war offenbar ausgeklammert worden, und ihre Grundhaltung, sobald sich ihnen jemand entgegenstellte, war aggressiv: Stets war die brennende Kerze am Zündloch einer Bombarde bereit. Sie drangen mit ihren schnell feuernden Schiffskanonen in diese Gewässer ein – ein Akteur, der sich nicht an die geltenden Regeln hielt. Verhängnisvollerweise verfügten die Schiffe, denen sie im Indischen Ozean begegneten, über keine vergleichbaren Abwehrmechanismen.

Als Gamas Schiffe sich Moçambique näherten, wurde sofort deutlich, dass

diese Stadt anders als das Afrika war, das sie kannten. Die strohgedeckten Häuser waren gut gebaut; sie erblickten Minarette und hölzerne Moscheen. Die Menschen, offenbar muslimische Kaufleute, die mit Seide gesäumte und mit Gold verbrämte Kaftane trugen, waren Arabisch sprechende Stadtbewohner, mit denen ihre Dolmetscher kommunizieren konnten. Die Begrüßung war ungewöhnlich freundlich. „Sie kamen sofort mit so viel Vertrauen an Bord, als ob sie seit langem bekannt wären, und begannen eine vertraute Unterhaltung.“[2] Zum ersten Mal hörten die Portugiesen Neuigkeiten über die Welt, die sie gesucht hatten. Über die Dolmetscher erfuhren sie von dem Handel der „weißen Mauren“ – Kaufleute von der arabischen Halbinsel. Es lagen vier Schiffe von ihnen im Hafen, die mit „Gold, Silber, Gewürznelken, Pfeffer und Ingwer, silbernen Ringen, einer Menge Perlen, Edelsteinen und Rubinen“ beladen waren. „Weiter fort von hier, dort wohin wir auf dem Wege seien“, fügte der anonyme Schreiber mit einer verständlichen Ungläubigkeit hinzu, „gäbe es diese Sachen im Überfluss. Perlen, Edelsteine und Gewürze seien dort in solchen Mengen, dass man sie nicht zu kaufen brauche, sondern in Körben sammeln könne“.[3] Diese berauschende Vision des Reichtums war schon vielversprechend genug; aber sie hörten auch von einer starken Anwesenheit von Christen entlang der Küste und davon, dass „der Priester Johannes nicht weit von hier wohne. Viele Städte an der Küste entlang habe er gegründet, deren Bewohner tüchtige Kaufleute seien und große Schiffe besäßen“.[4] Was immer bei der Übersetzung verloren gegangen sein mochte, diese Nachricht machte die Portugiesen so glücklich, dass sie „vor Freude jubelten und Gott baten, er möge uns Gesundheit schenken, damit wir unser so heiß ersehntes Ziel erreichen könnten“.[5]

Nach und nach merkten die Portugiesen, dass sie selbst ebenfalls für muslimische Kaufleute gehalten wurden. Anfangs kam der Sultan im Geist der Freundschaft an Bord, und ungeachtet des Bemühens Gamas, ihn zu beeindrucken – was mit Blick auf das ramponierte Äußere der Schiffe und Männer gewiss nicht einfach war –, zeigte er sich enttäuscht über die Qualität der angebotenen Geschenke. Die Portugiesen, die von dem Reichtum dieser neuen Welt offenbar keine Ahnung gehabt hatten, waren mit wertlosem Schmuck aus Lissabon abgereist, die einen westafrikanischen Stammeshäuptling erfreuen mochten: Glöckchen und Becken aus Messing, Korallen, Hüte und schlichte Kleidungsstücke. Nachdem es diesen seltsamen

und ausgemergelten Seeleuten nicht gelungen war, ihre Glaubwürdigkeit als Händler oder bedeutende Männer unter Beweis zu stellen, kamen Fragen nach ihrer Identität und ihren Absichten auf. Zuerst hielt der Sultan sie für Türken und wollte unbedingt ihre berühmten Bogen und ihre Korane sehen. Gama war gezwungen, sich zu verstellen: Sie kämen aus einem Land in der Nähe der Türkei und hätten ihre heiligen Bücher nicht dem offenen Meer anvertrauen wollen. Aber er schob einen beeindruckenden Schuss mit der Armbrust nach und eine Präsentation der Rüstung, „über all dies er [der Sultan] sehr zufrieden und hoch erstaunt war“.[6]

Sie hatten bereits erfahren, wie tückisch die Küste sein konnte – die *Bérrio* war vor dem Hafen auf Grund gelaufen –, und wussten, dass es auf dem vor ihnen liegenden Weg von Untiefen wimmelte. Gama bat den Sultan, ihnen einen Lotsen zur Verfügung zu stellen. Der bot ihnen zwei an, die in Gold bezahlt werden sollten. Gama, der von Natur aus gegenüber Muslimen misstrauisch war, bestand darauf, dass einer immer an Bord bleiben sollte. Als die Zweifel ihrer Gastgeber stärker wurden, verdüsterte sich rasch die Stimmung. Am Samstag, dem 10. März, als die Schiffe aus der Stadt zu einer drei Meilen entfernten Insel verlegt wurden, um dort heimlich eine Messe zu feiern, setzte sich einer der Lotsen ab. Gama schickte zwei Boote zu seiner Verfolgung aus, aber sie wurden von sechs bewaffneten Fahrzeugen empfangen, die von der Insel mit dem Befehl zu ihnen kamen, in die Stadt Moçambique zurückzukehren. Zu diesem Zeitpunkt glaubten die Christen womöglich, dass ihre Tarnung aufgeflogen sei. Der Lotse, der ihnen geblieben war, wurde gefesselt, damit er nicht floh, und die Bombarden jagten die Muslime in die Flucht. Es war höchste Zeit, wieder die Segel zu setzen.

Allerdings machte ihnen das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Der Wind drehte. Sie wurden zu der Insel zurückgetrieben. Der Sultan versuchte es mit Friedensangeboten, wurde aber abgewiesen. Zehn nervenaufreibende Tage folgten. Das Wasser auf der Insel war brackig, und den Schiffen ging das Trinkwasser aus. Notgedrungen mussten die Portugiesen am 22. März in den Hafen von Moçambique zurückkehren. Um Mitternacht versuchten sie eine heimliche Landung, um Frischwasser zu finden, und nahmen den verbliebenen Lotsen mit sich. Entweder konnte oder wollte er die Quelle nicht finden. Noch bei Tageslicht versuchten sie es am nächsten Abend noch einmal und fanden die Quelle, allerdings von 20 Mann bewacht. Die

Bombarden brüllten und jagten die Männer in die Flucht. Der Kampf ums Wasser ging weiter. Am nächsten Tag fanden sie die Quelle wiederum bewacht vor, und die Männer waren diesmal von einer Palisade geschützt. Die Portugiesen beschossen den Ort drei Stunden lang, bis die Einheimischen flohen. Am 25. März ließ die anhaltende Drohung eines Geschützfeuers alle Bewohner in ihren Häusern bleiben. Nachdem die Portugiesen erneut Wasser aufgenommen hatten, segelten sie weiter. Allerdings ergriffen sie zuvor noch aus einem Boot ein paar Geiseln und gaben zum Abschied ein paar Schüsse auf die Stadt ab.

Ein Muster der Frustration und aggressiven Reaktion kristallisierte sich heraus. Die Kapitäne waren immer reizbarer und misstrauischer und sehnten sich nach verlässlichem Proviant und dem freundlichen Empfang eines christlichen Hafens. Weder das eine noch das andere stellte sich ein. Sie kamen nur langsam nach Norden voran. Von widrigen Winden wurden sie zurückgetrieben. Sie loteten die Wasserwege sehr umsichtig nach Untiefen und Sandbänken aus, weil sie ihrem erbeuteten Lotsen nicht trauten. Sie fuhren an dem Hafen Kilwa vorbei, von dem sie meinten, dort würden viele Christen wohnen, peitschten den Mann aus, weil er sie offenbar hinterging, liefen mit der *Rafael* versehentlich auf Grund und erreichten endlich die Hafenstadt Mombasa. Es war Palmsonntag. „Wir waren hier sehr gern vor Anker gegangen", erzählte der Tagebuchschreiber, „weil wir hofften, am nächsten Tag an Land gehen zu können, um mit den Christen, die, wie wir hörten, von den Mauren getrennt in einem Stadtteil für sich lebten, eine Messe zu hören."[7] Die angenehme Vorstellung, hier unter Mitchristen zu sein, fand ein jähes Ende.

Die Landung in Mombasa folgte dem gleichen Muster. Als Erstes wurden sie von dem Scheich begrüßt. Zwei Männer, vermutlich Verurteilte, die man für die Rolle auserwählt hatte, gingen an Land und wurden gut empfangen. Zum ersten Mal trafen sie „Christen", die „ihnen ein Bild, das sie anbeteten, zeigten. Der Heilige Geist war darauf dargestellt".[8] Es sollte sich als einer der gravierendsten, fast schon komischen, frühen Irrtümer der Portugiesen erweisen, dass sie Hindus, von deren Existenz sie offenbar überhaupt nichts wussten, mit den Bildern ihrer eigenen Gottheiten für Christen einer abweichenden Sekte hielten. Die Portugiesen waren mit der Erwartung in den Indischen Ozean gekommen, hier Christen in der Diaspora anzutreffen; diese Männer mit ihren fremdartigen, anthropomorphen Bildern passten hübsch zu

ihrer fixen Vorstellung.

Der Scheich schickte ihnen zur Eröffnung des Handels einige Proben von Gewürzen, aber es kann durchaus sein, dass ihr Ruf ihnen bereits vorausgeeilt war. Von dieser Begrüßung in Sicherheit gewiegt, bereitete sich die kleine Flotte darauf vor, unter lokaler Führung in den Hafen einzulaufen, doch in dem Moment fing die *Gabriel* an abzutreiben und stieß gegen das nächste Schiff. In der Verwirrung gerieten die Lotsen an Bord in Panik. Da sie vermutlich vor neuen Strafen Angst hatten, sprangen sie ins Meer und wurden von einheimischen Booten aufgenommen. Jetzt waren die Portugiesen alarmiert. Am selben Abend folterten sie zwei ihrer Geiseln, indem sie kochendes Öl auf ihre Haut tropften, damit sie „gestanden“, dass der Befehl erteilt worden sei, die Schiffe aus Rache für das Bombardement von Moçambique zu erbeuten. „Als die Folter ein zweites Mal wiederholt werden sollte, warf sich der eine Maure, obwohl er an den Händen gefesselt war, ins Meer; der andere sprang während der Frühwache hinein.“[9] Offenbar zogen sie die Gefahr des Ertrinkens der Folter vor.

Gegen Mitternacht entdeckten die Ausgucke auf den Schiffen etwas, das sie für einen Schwarm Thunfische hielten, der sich durch das vom Mond erhellte Meer bewegte. Die Fische entpuppten sich als Männer, die lautlos zu den Schiffen schwammen. Als sie die *Bérrio* erreicht hatten, fingen sie an, das Tau zu kappen; anderen gelang es, in die Takelage zu klettern, aber „als sie sich entdeckt sahen, ließen sie sich schweigend ins Meer gleiten und flohen“.[10] Am Morgen des 13. April setzte die Flottille erneut Segel nach Malindi, 70 Meilen die Küste aufwärts, um dort ihr Glück und einen zuverlässigen Lotsen zu suchen. Der anonyme Bericht erzählt, dass die Kranken Zeichen der Genesung gezeigt hätten, „denn das Klima ist in dieser Gegend sehr gut“.[11] Der eigentliche Grund dafür war vermutlich das Vitamin C aus einem beträchtlichen Vorrat Orangen. Nichtsdestotrotz stand die Expedition auf der Kippe. Die Männer waren vom Ankerhieven so erschöpft, dass die Kräfte versagten. Notgedrungen mussten sie das Tau kappen und einen Anker am Meeresgrund zurücklassen. Während sie sich an der Küste entlangtasteten, stießen sie auf zwei Barken, „auf die wir sogleich Jagd machten. Wir wollten eine davon einfangen, um uns einen Piloten zu holen, der uns dahin führen sollte, wohin wir gern wollten“.[12] Ein Boot entkam, aber das andere holten sie ein. Alle 17 Passagiere, auch ein ehrwürdiger alter Mann und seine Frau, warfen sich lieber über Bord, als in

die Hände der Piraten zu geraten, aber sie wurden aus dem Wasser gefischt, sowie „Gold, Silber und eine Menge Hirse und andere Vorräte“ aus dem Boot.[13] Mittlerweile war das Nehmen von Geiseln zur Standardstrategie in einer Welt geworden, die als feindselig wahrgenommen wurde.

Am Abend des 14. April hatten sie Malindi erreicht. Die hohen, weißgetünchten Häuser mit ihren vielen Fenstern vor fruchtbaren Feldern und einer üppigen Vegetation erinnerten den Tagebuchschreiber in einem Anflug von Heimweh an eine Stadt zuhause am Ufer des Tejo. Der nächste Tag war der Ostersonntag. Kein Mensch zeigte sich, um das seltsame Schiff aus der Nähe zu betrachten. Ihr Ruf war ihnen vorausgeeilt. Gama setzte den alten Mann auf einer Sandbank vor der Stadt als Vermittler aus und wartete, bis er gerettet wurde. Die anfängliche Reaktion des Scheichs glich der bei vorherigen Landungen. Der alte Mann kam mit der Nachricht zurück, dass der Herrscher „sehr erfreut sein würde, mit ihm Frieden zu schließen … Er würde gern [dem Oberbefehlshaber] alles zur Verfügung stellen, was sein Land hergeben könne, so Piloten und anderes mehr“.[14] Gama verlegte die Schiffe näher an die Stadt, blieb jedoch auf Distanz und versuchte, die Zeichen zu deuten. Er lehnte alle Einladungen, an Land zu gehen, ab und erklärte, „ihm sei von seinem Herrn verboten worden, an Land zu gehen“.[15] Die Verhandlungen wurden von benachbarten Ruderbooten aus geführt, aber der Wortwechsel blieb freundlich. Der Scheich schickte Schafe und Gewürze. Er bat darum, den Namen ihres Königs aufzuschreiben, und äußerte den Wunsch, ihm einen Gesandten oder einen Brief zu schicken.

Als Vasco da Gama die Bedeutung dieser Worte erwog, änderte er seine Haltung und ließ zum Zeichen des guten Willens die Geiseln vom Boot frei. Unwillkürlich lernten die Portugiesen so ihre erste Lektion in der Diplomatie des Indischen Ozeans. Der Scheich suchte nach Bündnispartnern in einer Auseinandersetzung mit muslimischen Handelsrivalen entlang der Küste; die christlichen Eindringlinge sollten im Laufe der Zeit lernen, wie sie sich solche Bündnisse über die Trennlinien der Konfessionen hinweg zunutze machten, um den Widerstand zu spalten. Die beiden Parteien begannen höfliche und ehrerbietige Zeremonien, sicher durch einen Streifen Wasser getrennt. „Vergnügt fuhr der König dann um die Schiffe herum, auf denen zum Gruß Bombarden abgefeuert wurden.“[16] Es kam zu einem Austausch von Besuchern – einmal mehr wurden die Verurteilten an Land geschickt –, und der Scheich, der auf einem Thron aus Bronze am Strand saß und dem

Musiker ein Ständchen darbrachten, befahl seinen Reitern, auf dem Sand Schaukämpfe vorzuführen. Gama lehnte wiederholte Einladungen ab, an Land zu kommen und den alten Vater des Scheichs zu besuchen.

Unterdessen schöpften die Portugiesen neuen Mut, als sie hörten, dass vier Schiffe indischer Christen unlängst in Malindi eingetroffen seien, und zu gegebener Zeit kamen diese „Christen“ auch an Bord. Als man ihnen ein Bild von Christus am Kreuz und seiner Mutter zeigte, „warfen sie sich vor ihm nieder, und solange wir da waren, kamen sie, um vor ihm zu beten. Sie brachten ihm Geschenke dar, Gewürznelken, Pfeffer und anderes“.[17] Ihre Schiffe verfügten offenbar über Kanonen und Schießpulver; sie erleuchteten den Nachthimmel mit einem spektakulären Feuerwerk aus Raketen und Bombarden zu Ehren ihrer Glaubensbrüder. Ihre „Christ! Christ!“-Rufe durchschnitten die Luft,[18] und sie warnten Gama in einem Kauderwelsch aus gebrochenem Arabisch, niemals an Land zu gehen, geschweige denn, jemals Muslimen zu trauen. Sie waren anders als alle Christen, welche die Portugiesen bislang zu Gesicht bekommen hatten. „Diese Inder haben eine schwarzgelbe Hautfarbe“, notierte der Schreiber in sein Tagebuch. „Sie sind sehr wenig bekleidet. Ihr Barthaar ist lang, und das lange Haupthaar flechten sie. Sie erzählten uns, dass sie kein Ochsenfleisch essen.“[19] Mitten in dieser kulturellen Verwirrung ist es sehr wahrscheinlich, dass diese lang ersehnten Glaubensbrüder in Wirklichkeit „Krischna! Krischna!“ riefen.

Ihr Empfang in Malindi hatte fast schon die Stimmung eines Festes. „Wir blieben neun Tage vor der Stadt und die ganze Zeit wurden wir durch Feste, Scheinkämpfe und Trompetenkonzerte unterhalten.“[20] Aber Gama wollte unbedingt endlich einen Lotsen haben. Eine weitere Geiselnahme war erforderlich, um einen zu bekommen. Der Scheich schickte ihnen einen „Christen“, der bereit war, ihre Expedition über den Ozean zu ihrem gewünschten Bestimmungsort zu führen. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich um einen Muslim aus Gujarat, der im Besitz einer Karte der westindischen Küste und mit Quadranten vertraut war, um astronomische Beobachtungen durchzuführen. Noch 500 Jahre danach sollten arabische Kapitäne diesen muslimischen Lotsen verfluchen, der die Europäer, die sie Ferengi nannten, in die Geheimnisse der Navigation auf dem Indischen Ozean einweihte.

Am 24. April, als die Monsunwinde zu ihren Gunsten drehten, liefen sie

aus, um „die Stadt Qualecut (Calicut) zu erreichen“.[21] Dieser Satz lässt vermuten, dass zumindest der Tagebuchschreiber diesen Namen zum ersten Mal hörte – womöglich hatte die ganze Expedition, die blindlings in den Indischen Ozean eindrang, lediglich eine sehr vage Vorstellung von ihrem Bestimmungsort. Mit einem anhaltenden Rückenwind gelang die diagonale Überquerung dieses unbekannten Meeres erstaunlich rasch. Sie segelten nach Nordosten. Am 29. April wurden sie von der Rückkehr des Polarsterns am nächtlichen Himmel getröstet, den sie seit dem Betreten des Südatlantiks aus den Augen verloren hatten. Am Freitag, dem 18. Mai, nach nur 23 Tagen fern von jedem Land und 2300 Meilen offener See, erblickten sie hohe Berge. Am nächsten Tag prasselte ein heftiger Regen auf das Deck und nahm ihnen jede Sicht; Blitze zuckten über den Himmel. Sie waren auf das Vorspiel des Monsunregens gestoßen. Als der Sturm nachließ, war der Lotse imstande, die Küste zu identifizieren; da „erfuhren wir, dass wir uns auf der Höhe von Calicut befänden, also glücklich an unserm nächsten Ziel angelangt waren“.[22] Durch dichte Regenfälle erblickten sie Indien zum ersten Mal: hohe Berggipfel ragten drohend aus dem Dunkel auf. Das waren die Westghats, die lange Bergkette, die den Südwesten Indiens umfasste, die Küste von Malabar. Sie konnten dicht bewaldete Hänge, eine schmale Ebene und die Brandung am weißen Sand erkennen.



Gamas kleine Flottille. Das Versorgungsschiff wurde nach der Umrundung des Kaps verbrannt.

Es war mit Sicherheit ein sehr bewegender Anblick. Vor 309 Tagen hatten sie gesehen, wie ihre Geliebten bei Restelo ins Meer wateten. Sie waren 12.000 Meilen gesegelt und hatten viele Männer verloren. Eine viel längere Reise lag hinter ihnen, eine Reise, die bis zu den ersten Erkundungen Prinz

Heinrichs Jahrzehnte zurückreichte, bis zu der mühseligen Schinderei entlang der afrikanischen Küste, den Erkundungen der Flüsse, den verlorenen Schiffen, den Generationen von Männern, die zur See gefahren und gestorben waren. Der erste diesige Anblick Indiens steht für einen bedeutsamen Augenblick in der Weltgeschichte. Gama hatte die Isolation Europas beendet. Der Atlantik war kein unüberwindliches Hindernis mehr; er war zu einer Verbindungsstraße zwischen den Hemisphären geworden. Es war ein Wendepunkt in dem langen Prozess der globalen Konvergenz, und doch findet sich in dem streng nüchternen anonymen Tagebuch kein Hinweis auf die Größe dieser Leistung, und selbst in kurz danach geschriebenen portugiesischen Darstellungen gibt es allenfalls versteckte Anspielungen. Vasco da Gama zahlte den Lotsen ordentlich aus, rief die Besatzung zum Gebet zusammen und dankte Gott, „der sie sicher zu dem lang ersehnten Bestimmungsort geleitet hatte".[23]

Sie waren nicht jahreszeitgemäß mit dem ersten Blasen des Monsuns gekommen, sondern zu einer Zeit, als an dieser Küste keine Schiffe anliefen. Am Ufer herrschte sofort großes Interesse, sowohl wegen der Neuigkeit der Schiffe selbst, die so ganz anders aussahen als alles, was im Indischen Ozean segelte, als auch wegen des ungewöhnlichen Zeitpunkts. Vier Boote kamen heran, um die fremden Besucher zu betrachten, und zeigten nach Calicut in einiger Entfernung; am nächsten Tag waren die Boote wieder da. Gama schickte einen Verurteilten mit den Besuchern an Land, einen Mann namens João Nunes, ein konvertierter Jude, der dazu ausersehen war, die wohl berühmteste Landung der portugiesischen Geschichte vorzunehmen.

Die Menge am Strand hielt ihn für einen Muslim und führte ihn zu zwei tunesischen Kaufleuten, die ein wenig Kastilisch und Genuesisch sprachen. Die Begegnung barg für beide Seiten Überraschungen. Nunes sah sich in einer Sprache seines eigenen Kontinents angesprochen: „Hol dich der Teufel! Wie kommst du hierher?"[24]

Das war fast schon enttäuschend, ein Augenblick, in dem die Welt offenbar geschrumpft war. Die Portugiesen hatten die Erde umsegelt, nur um in ihrer eigenen Sprache empfangen zu werden. Der Einflussbereich des islamischen Handels von der Straße von Gibraltar bis zum Chinesischen Meer reichte viel weiter, als die Portugiesen bislang erfasst hatten.

Sie seien gekommen, antwortete Nunes mit beachtlicher Geistesgegenwart, um „nach Christen und Gewürzen" zu forschen.

Das war vermutlich eine einigermaßen zutreffende Beschreibung der Instruktionen König Manuels. Die Tunesier waren ebenso verblüfft. Sie konnten nicht begreifen, wie oder warum die lange Reise ausgerechnet von den Portugiesen gemacht worden war: „Warum schickt nicht der König von Kastilien, der König von Frankreich oder die Signoria von Venedig hierher?“[25]

Nunes erwiderte, indem er die Würde seiner auserwählten Heimat wahrte, dass der König von Portugal dies nicht gestatte. Die beiden Männer nahmen ihn mit in ihr Haus und gaben ihm Delikatessen zu essen: Weizenbrot und Honig. Anschließend begleiteten sie ihn begeistert zu den Schiffen. „Welches Glück! Welches Glück!“, rief einer von ihnen aus, kaum dass er an Bord geklettert war. „Eine Menge Rubinen, eine Menge Edelsteine! Dankt Gott, dass er euch in ein so reiches Land geführt hat!“[26] „Wir waren äußerst erstaunt, als wir die Sprache hörten, denn wir hätten niemals erwartet“, schrieb der anonyme Chronist, „so weit von der Heimat Portugal entfernt unsere Muttersprache zu hören.“[27]

Die Begegnung mit den freundlichen Muslimen war vermutlich ebenso verwirrend wie alle folgenden Ereignisse. Es war, als würden sie durch das falsche Ende eines Teleskops einen Blick auf ihre eigene Welt werfen. Europa nämlich war unwissend und isoliert, nicht das Meer, in das sie geraten waren. Außerdem hatten sie großes Glück. Einer der Tunesier, ein Mann namens Monçaide (möglicherweise Ibn Tayyib), wollte ihnen helfen, diese neue Welt zu begreifen. Er hatte eine Schwäche für die Portugiesen, deren Schiffe er während der Herrschaft Johanns II. an der nordafrikanischen Küste Handel treiben gesehen hatte. Er bot eine Einführung in die verworrenen Bräuche und Sitten Calicuts an, die sich als unbezahlbar erweisen sollte. Die Stadt werde, so erzählte er ihnen, von einem König, dem Samorin Raja, „dem Herrn des Meeres“ regiert, „der mit Freuden den General als Botschafter eines fremden Königs empfangen werde; insbesondere wenn es der Gegenstand seiner Reise sei, einen Handel mit Calicut in die Wege zu leiten, und wenn der General Handelsware mitgebracht habe, die sich für diesen Zweck eigne; denn die Vorteile, die der Samorin aus den Zöllen auf den Handel erziele, bildeten seine Haupteinnahmequelle“.[28]

Calicut hatte sich, obwohl es keinen günstigen natürlichen Hafen hatte, durch den Ruf seines Herrschers für seine geschickte Regierungstätigkeit und

den fairen Umgang mit Händlern als Handelszentrum für Gewürze entlang der Küste von Malabar etabliert. „In Calicut behandelt man ein Schiff“, hatte ein Besucher im 15. Jahrhundert beobachtet, „ganz gleich, woher es kommt und wohin es fährt, wenn es dort anlegt, wie jedes andere Schiff und unterwirft es weder höheren noch geringeren Pflichten“.[29] Die Stadt hatte eine beachtliche und tief verwurzelte muslimische Handelsgemeinde, die sogenannten Mappilas, welche die Nachkommen muslimischer Seeleute und Hindus aus einer niederen Kaste waren, sowie reisende Kaufleute von der arabischen Halbinsel, die „Mekka-Kaufleute“. Sie alle lebten harmonisch mit ihren Hindu-Herren einer hohen Kaste zum beiderseitigen Vorteil der religiösen Gruppen zusammen. Dieses wechselseitige Arrangement war bereits auf einer der großen chinesischen Expeditionen auf See bemerkt worden: „Früher“, schrieb der Chronist Ma Huan, „gab es einen König, der einen mit einem Schwur besiegelten Vertrag mit den Muslimen abschloss: Ihr esst keine Kühe; ich esse kein Schweinefleisch; wir werden gegenseitig das Tabu respektieren. [Dies] ist bis zum heutigen Tag geltendes Recht gewesen.“[30] Die Portugiesen waren dazu ausersehen, diese harmonische Übereinkunft zu stören.

Der Samorin lebte mit anderen hohen Hindus in einem außerhalb der Stadt liegenden Palast; er hatte in Calicut selbst eine weitere Residenz, die auf einem Aussichtspunkt lag, von dem aus er den Hafen und das Kommen und Gehen der Schiffe überblicken konnte – und entsprechend seine Abgaben einforderte. Hier empfing er für gewöhnlich ausländische Händler und Gesandte. Da er sich nicht in der Stadt aufhielt, schickte Gama zwei Verurteilte gemeinsam mit Monçaide als Gesandte aus, um sein Anliegen vorzubringen.

Die Antwort des Samorin kam prompt und war freundlich: Er überreichte den Gesandten Geschenke, erklärte sich bereit, die seltsamen Ankömmlinge zu treffen und sich mit seinem Gefolge in die Stadt zu begeben. Er stellte auch einen Lotsen zur Verfügung, um die Schiffe zu einem besseren Ankerplatz in einiger Entfernung zu führen, zu einem sicheren Hafen bei einer Siedlung, welche die Portugiesen Pandarane nannten. Gama willigte ein, seine Schiffe zu verlegen, aber nach seinen Erfahrungen an der afrikanischen Küste war er auf der Hut und wollte nicht in den Liegeplatz einlaufen, den der Lotse ihm zeigte. Misstrauen und die Tendenz, die Motive ihres Gegenübers falsch zu interpretieren, sollten die Taten der Portugiesen in

dieser neuen Welt unablässig verfolgen.

An Bord entbrannte eine hitzige Debatte unter den Kapitänen, wie es weitergehen sollte. Von den islamischen Kaufleuten erwarteten sie bereits das Schlimmste. Das Urteil der Mehrheit lautete, dass es zu riskant für den Oberbefehlshaber sei, an Land zu gehen. Selbst wenn, wie sie annahmen, die Mehrheit der Bevölkerung Christen sei, werde die Feindseligkeit der muslimischen Händler in der Stadt jede Landung ihres Führers äußerst riskant machen. Gama hingegen bestand in einer Rede, die ihm vermutlich von den Chronisten später in den Mund gelegt wurde, darauf, dass es keine andere Möglichkeit gebe. Sie seien als Gesandte des Königs nach Indien gekommen, er müsse nunmehr auch unter Lebensgefahr persönlich die Verhandlung führen. Er werde ein paar Männer mitnehmen und nicht lange bleiben: „Ich habe nicht die Absicht, lange an Land zu bleiben, um den Muslimen eine Gelegenheit zu geben, eine Verschwörung gegen mich auszuhecken, weil ich vorschlage, nur mit dem König zu sprechen und in drei Tagen zurückzukehren.“[31] Die übrigen Männer mussten unter dem Kommando seines Bruders auf See bleiben; ein bewaffnetes Boot sollte jeden Tag in die Nähe des Ufers geschickt werden, um die Kommunikation nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten; falls ihm irgendetwas zustoßen sollte, so sollten sie abreisen.

Am Morgen des 28. Mai, ein Montag und eine Woche nach ihrer Ankunft, machte sich Gama mit 13 Männern auf den Weg. Zu der Gruppe gehörten Dolmetscher und der anonyme Schreiber, der somit einen authentischen Augenzeugenbericht liefern konnte. „Wir zogen die besten Kleider an“, dokumentiert er, „stellten Bombarden in den Booten auf und nahmen uns Trompeten und viele Flaggen mit“.[32] Der äußeren Pracht sollte die Wehrhaftigkeit entsprechen. Die erschöpften Seeleute, die immer noch mit der Neigung der Schiffe schwankten, setzten, so gut sie konnten, unter dem Klang der Trompeten Fuß auf den „so lange verborgenen“ indischen Subkontinent – eine Szene, die von Malern des 19. Jahrhunderts so häufig romantisiert wurde.

Sie wurden von dem *bale* – dem Statthalter – des Samorin auf ganz andere Weise begrüßt. Für die angeschlagenen Seeleute war der Anblick des Empfangskomitees beängstigend: eine große Zahl Männer, teils mit dichten Bärten und langem Haar, die Ohren mit glitzerndem Gold durchbohrt. Diese Männer waren Nayare, Angehörige der Kriegerkaste der Hindu, die als

Jugendliche geschworen hatten, ihren König bis zum Tod zu beschützen. Die Portugiesen hielten sie für Christen, und der Empfang schien freundlich. Ein Palankin, das Würdenträgern vorbehaltene Fortbewegungsmittel, das von einem Schirm beschattet wurde, wartete auf Gama. Er wurde in der Sänfte auf die Schultern von sechs Männern gehoben, die in Staffeln organisiert waren, und dann liefen sie los. Die übrigen Mitglieder der Gruppe mussten ihm folgen, so gut sie konnten. Calicut war eine Strecke entfernt, und sie lockten unterwegs immer mehr Neugierige an. Nach einiger Zeit wurden sie an einem Haus abgesetzt und bekamen Reis mit viel Butter und einem ausgezeichnet zubereiteten Fisch zu essen. Gama lehnte, da er auf der Hut oder bereits ungeduldig war, die Speisen ab; der *bale* und sein Gefolge zogen sich zum Essen in ein benachbartes Gebäude zurück. Möglicherweise war die Trennung wegen der Regeln des Kastenwesens notwendig.

Dann wurden sie zu zwei zusammengebundenen Booten gebracht und paddelten unter Palmen den Fluss hinab, einen schwimmenden Zug anderer Boote im Schlepptau und Schaulustige an den Ufern. „Gar nicht zu zählen waren die Menschenmassen, die am Ufer entlang standen und die alle gekommen waren, um uns zu sehen“, beobachtete der Tagebuchschreiber. „Als wir uns wieder an Land begaben, stieg der Oberbefehlshaber in die Sänfte.“[33] Sowie sie sich der Stadt näherten, wurde die Menschenmenge immer dichter; Frauen kamen aus den Häusern, trugen ihre Kinder und folgten ihnen auf der Straße. Ein Hauch Klaustrophobie und Verwirrung ist in der Erzählung zu spüren. Der Erzähler wusste gar nicht, wohin er schauen sollte, als er versuchte, alle die Eindrücke aufzunehmen: das ungewohnte Äußere der Menschen von einer „braunen“ Hautfarbe,[34] die so gar nicht ihren Erfahrungen mit Afrikanern entsprach; die Männer, die entweder rasiert waren oder einen dichten Bart trugen; die Frauen, seiner Meinung nach „im allgemeinen hässlich und klein“,[35] aber feierlich mit Goldketten und Armbändern geschmückt und mit Ringen an den Zehen, die mit Edelsteinen besetzt waren und offensichtlich den Reichtum Indiens bezeugten. Im Großen und Ganzen hielt er die Bevölkerung für „freundlich und offenbar gutmütig“,[36] aber vor allem beeindruckte ihn die riesige Zahl.

Als sie die Stadt betraten, wurden sie „zu einer großen Kirche“ geführt, „von der Größe eines Klosters, aus gehauenem Stein aufgebaut und mit Ziegeln gedeckt“.[37] In dieser Darstellung deutet nichts darauf hin, dass der Hindu-Tempel, in den sie geleitet wurden, keine Kirche einer abweichenden

christlichen Sekte war. Davor standen zwei Säulen, einst vermutlich ein Lingam oder Symbol der Gottheit Shiva. Beim Betreten erblickten sie ein Heiligtum in der Mitte mit einer Tür aus Bronze: „In dem Heiligtum steht ein kleines Bild. Sie sagten, es stelle Unsere Liebe Frau dar.“[38] Es lässt sich unmöglich sagen, was bei der Übersetzung verloren ging: vermutlich aus dem Arabischen der Portugiesen für einen Arabisch sprechenden Einheimischen, der wiederum in Malayalam übersetzte, die Sprache der Malabar-Küste. Gama kniete nieder und betete; die Priester versprengten „geweihtes Wasser“ und „gaben uns etwas weiße Erde, die die Christen hierzulande auf die Stirn, die Brust, den Nacken und die Arme streichen“; Gama ließ seine Portion zur Aufbewahrung zur Seite legen.[39] Der Tagebuchschreiber bemerkte, als sie gingen, die Heiligenbilder an den Wänden, die Kronen trugen und „sehr merkwürdig dargestellt [waren], die Zähne ragen einen Zoll breit aus dem Munde hervor oder sie hatten vier oder fünf Arme“.[40]

Als sie wieder auf die Straße traten, wuchs die Menge immer weiter an, bis es unmöglich wurde, sich zu bewegen, weil der Druck der Leute zu stark war. Sie mussten in ein Gebäude geführt werden, während einer Wache befohlen wurde, mit Trommeln, Trompeten, Sackpfeifen und dem Abfeuern von Musketen einen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Die Menschen sammelten sich auf den Dächern, um sie vorübergehen zu sehen. Kurz vor Sonnenuntergang erreichten sie endlich den Palast. „Wir traten durch ein Gittertor … und mussten vier weitere Türen durchschreiten, bis wir zum König kamen. Wir mussten uns den Weg gewaltsam erkämpfen und teilten kräftige Rippenstöße aus.“[41] Einige Männer wurden beim Betreten verwundet. Schließlich gelangten sie in das Audienzzimmer des Königs, „einen großen Saal, ringsum standen Holzstühle, in mehreren Reihen übereinander, wie unsere Theater, der Fußboden war von einem Teppich aus grünem Samt bedeckt, und die Wände mit verschiedenfarbiger Seide behängt“.[42] Vor ihnen saß der Mann, den sie für den christlichen König hielten, für den sie eigens 12.000 Meilen gereist waren.



5

Der Samorin

Mai 1498 – August 1499

Der erste Anblick eines hinduistischen Monarchen war für portugiesische Augen beeindruckend:

> Der König hatte eine braune Hautfarbe, eine große Statur und war bereits fortgeschrittenen Alters. Auf dem Kopf hatte er einen Hut oder eine Mitra, geschmückt mit Edelsteinen und Perlen, und hatte Juwelen von der gleichen Art in seinen Ohren. Er trug eine Jacke aus feinem Baumwollstoff, mit Knöpfen aus großen Perlen und mit Goldfaden genähten Knopflöchern. Um seine Taille hatte er ein Stück weißen Kalikos [Kattun, A. d. Ü.], das nur bis zu seinen Knien reichte; und sowohl die Finger als auch die Zehen waren mit vielen Goldringen, die mit Edelsteinen besetzt waren, geschmückt; die Arme und Beine waren von vielen Goldarmreifen bedeckt.[1]

Der Samorin lehnte in einer orientalischen Haltung auf einem grünen Diwan und kaute Betelblätter, deren Überreste er in ein großes Speibecken ausspuckte. „Zur Rechten des Königs stand ein goldenes Gefäß; dies war so groß, dass es ein Mann gerade mit seinen Armen umspannen konnte. In diesem lagen die Kräuter. Viele silberne Kannen standen umher. Der Himmel über dem Diwan war ganz vergoldet.“[2]

Offensichtlich hatte Monçaide Gama beigebracht, wie er den Gruß des Königs mit angemessenen Gesten erwidern sollte: nicht zu nahe herantreten und mit den Händen vor dem Mund sprechen. Die Gäste wurden mit Früchten und Wasser bewirtet. Als sie aufgefordert wurden, aus dem Krug zu trinken, ohne ihn mit den Lippen zu berühren, „gossen einige das Wasser in die Kehle und spürten einen Hustenreiz, während andere es daneben auf ihr Gesicht und die Kleider gossen, was den König sehr belustigte“.[3] In dem überfüllten Saal waren sie kulturell benachteiligt, was vermutlich Gamas Stolz einen herben Stich versetzte.

Als Gama aufgefordert wurde, vor der versammelten Gesellschaft sein Anliegen vorzubringen, wahrte er seine Würde und bat darum, im kleinen Kreis zu sprechen. Nachdem sie sich mit den Dolmetschern in einen inneren Raum zurückgezogen hatten, erklärte er seine Mission: in das Land Indien zu kommen, das sie seit 60 Jahren im Auftrag ihres Königs, „dem Herrn vieler Länder und großer Reichtümer, die den Besitz der Könige in dieser Gegend weit überträfen“, suchten,[4] um dort christliche Könige zu finden. Gama versprach, König Manuels Briefe am nächsten Tag dem Samorin zu bringen, und gab damit zu verstehen, dass er den Samorin für einen Christen hielt.

Mittlerweile war einige Zeit vergangen. Wie es Brauch war, fragte der Samorin, ob Gama bei Christen (in Wirklichkeit Hindus) oder bei Muslimen untergebracht werden wollte. Stets wachsam, bat Gama darum, seine Männer in einem eigenen Quartier unterzubringen. Es war gegen zehn Uhr abends. Der Regen fiel in Strömen in der Finsternis und weichte die Straße auf. Gama wurde unter einem Schirm in der Sänfte getragen; sie schlängelten sich so langsam, gefolgt von einer riesigen Menge, durch die Straßen, dass Gama die Geduld verlor und sich beschwerte. Man bot ihm ein Pferd an, aber ohne Sattel; er lehnte ab. Vermutlich blieb er in der Sänfte, bis sie ihre Unterkunft erreichten, wohin Seeleute aus dem Boot sein Bett gebracht hatten, zusammen mit den Geschenken für den König. Es war das Ende eines langen und verwirrenden Tages mit atemberaubenden Eindrücken: die dichten Menschenmengen, kaum Platz zum Atmen, die ungewohnten Riten, der Monsunregen, der eine Fülle an Gerüchen freisetzte. Vermutlich fielen sie, während sie sich immer noch mit dem Schwanken eines Geisterschiffs bewegten, in einen tiefen Schlaf.

Jede Glaubwürdigkeit, die sie beim Samorin erworben haben mochten, war schnell verflogen. Wenn man in Moçambique und Malindi über die Geschenke, welche die Portugiesen aus Lissabon mitgebracht hatten, noch die Nase gerümpft hatte, so fiel die Reaktion hier weit schlimmer aus. Am nächsten Morgen legte Gama die Waren zurecht, um sie in den Palast zu schicken: zwölf Bahnen gestreiftes Tuch, vier Scharlachkapuzen, sechs Hüte, vier Stränge Korallen, sechs Schalen zum Händewaschen, eine Kiste Zucker, jeweils zwei Fässer Honig und Öl. Das waren Gegenstände, mit denen man einen afrikanischen Stammeshäuptling beeindrucken konnte, aber nicht einen Herrscher, der die Handelskultur des Indischen Ozeans gewohnt war. Der *bale* lachte nur: „Der ärmste Kaufmann aus Mekka oder sonstwo aus Indien

gäbe mehr. Wenn er [Gama] Geschenke machen wolle, dann müssten sie aus Gold sein.“[5] Er weigerte sich strikt, diese armseligen Gaben dem König des Meeres zu überbringen. Heftiges Zurückrudern war angesagt. Gama erwiderte: Er sei „kein Kaufmann, sondern ein Gesandter … Wenn der König von Portugal ihm befehle, diese Reise nochmals zu unternehmen, werde er weit reichere Geschenke mitbringen“.[6] Einige muslimische Kaufleute kamen dazu und äußerten sich ihrerseits geringschätzig über die kläglichen Gaben.

Gama bat um eine weitere Audienz, um persönlich die Lage zu erklären. Das sei möglich, wurde ihm gesagt, aber er müsse noch eine Weile warten, dann werde man ihn zum Palast bringen. Er wartete ungeduldig. Niemand kam zurück. Hinter den Kulissen herrschte Geschäftigkeit. Die muslimischen Kaufleute hatten gespürt, dass von den christlichen Eindringlingen Gefahr für sie ausging. Womöglich hatten sie von deren aggressivem Vorgehen und Bombardement der Swahili-Küste gehört. Bei aller Offenheit Calicuts für den Handel gab es eigene Interessen, die geschützt werden mussten; es gibt Hinweise, dass die Muslime Jahrzehnte zuvor maßgeblich Anteil daran gehabt hatten, dass die chinesischen Händler aus der Stadt vertrieben worden waren. Vermutlich verschafften sie sich eine Audienz beim Samorin, um ihre Version zu präsentieren, dass Gama bestenfalls leichtsinnig oder schlimmstenfalls ein Pirat sei. Anschließend glaubten die Portugiesen, dass die Muslime seinen Kopf forderten. Den ganzen Tag lang wartete Gama, seine Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde. Die Unfähigkeit ihres Kapitäns, sich zu entspannen, wurde offenbar von seinen Gefährten nicht geteilt. „Wir anderen“, bemerkte der Tagebuchschreiber, „unterhielten uns inzwischen mit Singen und Tanzen zum Klang der Trompeten und hatten viel Vergnügen“.[7]

Am nächsten Morgen wurden sie wieder in den Palast gebracht, wo man sie einige Stunden warten ließ. In den Augen Gamas war dies eine wohlberechnete Brüskierung. Endlich wurde ihnen mitgeteilt, dass der König nur den Oberbefehlshaber und zwei andere empfangen werde. Die ganze Gruppe meinte: „Ihm [Gama] und auch uns erschien diese Trennung nicht günstig.“[8] Gama trat mit seinem Sekretär und Dolmetscher über die Schwelle, unter den wachsamen Blicken der bewaffneten Männer.

Die zweite Audienz verlief kühl und verwirrend. Der Samorin wollte wissen, warum Gama nicht am Tag zuvor gekommen sei. Außerstande zu begreifen, welche Motive diese Fremden haben mochten, wenn sie nicht

Handel treiben wollten, folgte eine Frage rasch auf die nächste. Das Ganze lief darauf hinaus: Wenn er aus einem reichen Land komme, warum habe er dann keine Geschenke mitgebracht? Und wo seien denn seine Briefe? Vasco da Gama musste notgedrungen improvisieren und erklärte, er habe nichts mitgebracht, weil dies eine Entdeckungsreise gewesen sei. Auf diese würden weitere mit reichen Geschenken folgen. Immerhin hatte er die Briefe zur Hand. Der König bohrte wegen des Rätsels um die Geschenke noch einmal nach: „Was er denn habe entdecken wollen: Steine oder Menschen?“, fragte er sarkastisch. „Wenn er Menschen gesucht habe, wie er sage, warum habe er dann nichts mitgebracht?“[9] Offenbar hatte man ihm davon erzählt, dass die Schiffe ein goldenes Bild der Jungfrau Maria enthielten. „Nicht von Gold“, lautete die Antwort – vermutlich war das Bild aus vergoldetem Holz –, und der widerspenstige Gama fügte hinzu: „Selbst wenn sie es wäre, er würde sie nicht hergeben, denn sie habe ihn über den Ozean geführt und sie werde ihn auch wieder in die Heimat zurückgeleiten.“[10] Als die Briefe vorgelesen werden sollten, wollte Gama sie nicht von den Muslimen aus dem Arabischen in Malayalam übersetzen lassen. Der „christliche“ Junge, der als ihr Dolmetscher fungierte, beherrschte zwar beide Sprachen, konnte aber keine der beiden lesen. Als der Brief endlich vorgelesen wurde, war der Samorin etwas besänftigt. Gama hatte zumindest glaubwürdige Referenzen vorgebracht. Zuletzt war noch zu klären, was mit der Handelsware geschehen sollte: Es wurde ihm gestattet, zu den Schiffen zurückzukehren, die Ware an Land zu bringen und so gut zu verkaufen, wie es ihm möglich war. Den Samorin sah er nie wieder.

Die Anspannung, Ungewissheit und das Misstrauen wuchsen noch auf der langwierigen Reise zurück zum Schiff. Gama lehnte, womöglich weil er sich seines Standes bewusst war, erneut ein Pferd ab und verlangte eine Sänfte. Der Monsunregen stürzte auf die Straßen nieder. Der anonyme Schreiber und seine Gefährten trotteten hinterher und gingen in dem Platzregen verloren. Am Ende erreichten sie völlig erschöpft Pandarane und holten ihren Kapitän ein, der in einem Gasthaus Zuflucht gesucht hatte. Zu der Zeit war Gama bereits wieder in schlechter Stimmung. Er bat um ein Boot, das sie zu den Schiffen zurückbrachte. Der *bale* erwiderte, ganz vernünftig, dass es dunkel sei und es sich als schwierig erweisen könnte, die Schiffe, die ein gutes Stück vor der Küste lägen, zu finden. Die gegenseitige Feindseligkeit zwischen den beiden Männern wurde weiter geschürt. Die Gruppe war erschöpft; sie

bekamen eine Mahlzeit, und „wir aßen trotz unserer Müdigkeit, obwohl wir den ganzen Tag auf den Beinen gewesen waren“.[11]

Am nächsten Morgen bat Gama wiederum um Boote. Der *bale* verlangte, dass die Schiffe näher an die Küste verlegt wurden, um das Übersetzen bei dem Monsun zu erleichtern. Die Portugiesen fürchteten eine von der muslimischen Fraktion in der Stadt arrangierte Falle; der Statthalter wiederum argwöhnte, dass diese seltsamen Besucher womöglich versuchten abzureisen, ohne die Zollabgaben zu zahlen. „Der Kapitän antwortete, wenn er dies befehlen würde, nähme sein Bruder an, er wäre gefangen, und er würde daher diesen Befehl nur unter dem Druck der Gewalt erteilen. Man würde dann die Segel aufsetzen und nach Portugal zurückkehren.“[12] Er verlangte, zum Samorin gebracht zu werden, „der ein Christ wie er sei“, um sich zu beschweren.[13] Der Statthalter willigte ein, stellte dann aber schwer bewaffnete Wachen an den Türen auf: „Keiner von uns durfte ohne Bewachung heraus.“ Dann verlangte der Statthalter, wenn die Schiffe vor der Küste blieben, müssten sie ihre Ruder und Segel ausliefern, damit sie sich nicht aus dem Staub machten. Gama lehnte das ab. Als er erklärte, dass sie großen Hunger hätten, lautete die Antwort: „Stürben wir vor Hunger, so müssten wir das ertragen, denn sie könnten sich nicht darum kümmern.“[14] Die Situation war angespannt und verfahren.

Mitten in der verzwickten Lage plante Gama, einen Mann hinauszuschmuggeln, der sich mit einem Boot, das vor dem Ufer wartete, treffen sollte – „mit dem Befehl, zu den Schiffen zurückzukehren und diese an einen sicheren Ort zu bringen“.[15] Das Kurierboot wurde von einheimischen Booten verfolgt, schaffte es aber, zu den Schiffen zurückzukehren. Eine Paranoia machte sich unter den Geiseln breit. Gama fürchtete, dass die Schiffe, wenn sie erst in den Hafen einliefen, „schnell in der Hand der Mauren“ wären. „Darauf würde man zuerst ihn töten und dann uns, die wir ja schon in ihrer Gewalt waren.“[16]

Das Tagebuch dokumentierte einen Tag wachsender Angst:

Wir verbrachten den ganzen Tag in großen Sorgen. Nachts sammelten sich mehr Leute denn je zuvor um uns. Wir durften nicht länger in der Einfriedung, in der wir uns befanden, bleiben, sondern wurden mit einer Menge Menschen in einem kleinen, überdachten Hof untergebracht. Wir erwarteten sicher, dass wir am nächsten Tag getrennt würden oder dass sonst irgendein Unheil über uns kommen würde. Denn wir sahen, dass sie [die Wächter] sehr erbittert gegen uns waren. Trotzdem bereiteten wir uns ein gutes Abendessen von den Dingen, die in dem Dorf zu haben waren. Die ganze Nacht wurden wir von

über hundert Männern bewacht, die alle mit Schwertern, zweischneidigen Streitäxten, Schilden und Pfeilen bewaffnet waren. Während die einen schliefen, wachten die anderen. Jeder übernahm während der Nacht abwechselnd seine Pflicht.[17]

Es herrschte die Befürchtung, dass dies ihre letzte Nacht auf Erden sein könnte. Am nächsten Morgen hatte sich das ganze Problem auf unerklärliche Weise in Luft aufgelöst. Ihre Wärter kamen mit „freundlicheren Gesichtern“ zurück, wie der Tagebuchschreiber sich ausdrückte.[18] Sie würden tun, was der König verlangt hatte: Wenn die Portugiesen ihre Waren an Land brachten, konnten sie anschließend abreisen. Sie erklärten, was der widerspenstige Gama nicht begriffen hatte: dass es nämlich „in diesem Lande üblich [sei], dass jedes Schiff gleich bei seiner Ankunft die Waren lande und auch die Mannschaft, und dass der Verkäufer nicht eher an Bord zurückginge, bis alles verkauft sei“.[19] Gama schickte prompt seinem Bruder eine Nachricht, „verschiedene Waren“ zu schicken – keineswegs alle. Einige Waren wurden an Land gebracht; zwei Männer blieben bei ihnen, um sie zu beaufsichtigen und zu verkaufen. Und dann wurden die Gefangenen auf die Schiffe zurückgebracht. „Wir waren über diesen Ausgang sehr erfreut und dankten Gott, dass er uns aus den Händen dieser Leute befreit hatte, die nicht mehr Gefühl als wilde Tiere haben.“[20]

Der Samorin wusste vermutlich immer noch nicht, wie er mit diesen seltsamen Besuchern umgehen sollte; sie passten in keine bekannte Kategorie von Händlern, und doch kamen sie offensichtlich von einem großen König. Der Monarch, der auf Geschäfte aus war und dessen Reichtum auf die Handelsschiffe zurückzuführen war, die seinen offenen Hafen anliefen, zögerte, sich eine potenziell günstige Gelegenheit entgehen zu lassen. Die muslimischen Kaufleute an seiner Seite waren zweifellos gegenüber den ungläubigen Eindringlingen feindselig gesinnt; ob sie die Ermordung der Portugiesen planten, ist ungewiss, aber ihre Feindseligkeit hatte vermutlich ebenso kommerzielle wie religiöse Gründe. Die Portugiesen kamen mit gesenktem Visier an die indische Küste. Von dem jahrzehntelangen Heiligen Krieg in Nordafrika verbittert, war ihre Standardstrategie Misstrauen, aggressive Geiselnahme und ein locker sitzendes Schwert. Für sie gab es nur die simple Wahl zwischen den beiden Alternativen Christen und Muslime, von der Existenz des Hinduismus wussten sie nichts. Solche übereilten Vereinfachungen eigneten sich schlecht für die komplexen Verhältnisse im

Indischen Ozean, wo Hindus, Muslime, Juden und sogar indische Christen zu einer multiethnischen Handelszone zusammengeschlossen waren.

Schließlich wurde ein Teil der Waren an Land gebracht – nicht der ganze Bestand, wie es eigentlich Brauch war – und in einem Haus im Hafen Pandarane ausgelegt. Der König schickte Kaufleute, um die Waren zu inspizieren; sie rümpften jedoch über die armseligen, angebotenen Waren die Nase: „Anstatt zu kaufen, machten auch sie die Waren schlecht … wenn einer von uns an Land ging, spuckten sie aus und riefen: ‚Portugal! Portugal!'“[21] Gama beschwerte sich beim König und bat um die Genehmigung, seine Waren nach Calicut zu bringen. In einer Geste des guten Willens befahl der Samorin seinem Statthalter, die Waren auf seine Kosten zu transportieren. „Aber all dies tat man nur“, kommentierte der Tagebuchschreiber und brachte damit das ständige Misstrauen der Portugiesen und ihre Neigung zum Ausdruck, die Motive falsch zu interpretieren, „um uns Unannehmlichkeiten zu bereiten. War doch dem König berichtet worden, wir wären Seeräuber und gingen auf Raub aus“.[22]

Dennoch hatten die Besucher nunmehr eine Gelegenheit, sich, zumindest in bescheidenem Ausmaß, am kommerziellen Leben der Stadt zu beteiligen. Die Seeleute waren mit einer kleinen Auswahl an Waren gekommen, um selbst Handel zu treiben – „Armbänder, Kleider, neue Hemden und sonst noch allerlei“.[23] Es wurde ihnen gestattet, in Dreiergruppen an Land zu gehen. Von den Ergebnissen waren sie weitgehend enttäuscht. Fein gearbeitete Hemden brachten ein Zehntel ihres Wertes im eigenen Land ein, genau wie die anderen Artikel, aber sie waren imstande, im Gegenzug kleine Mengen an Gewürzen und Edelsteinen zu erwerben. In den folgenden Wochen fingen sie an, die verschiedenen Schichten der Gesellschaft von Malabar zu erkunden. Entlang der Straße nach Calicut kamen sie mit den niederen Fischerfamilien („Christen“) in Kontakt, die alles andere als zurückhaltend waren. Die Seeleute wurden in die Häuser eingeladen, und die Einheimischen freuten sich, „wenn einer dort aß oder schlief“[24] – vermutlich ein Euphemismus für die bereitwilligen sexuellen Dienste der Malabari-Frauen –, und Leute kamen mit ihren Kindern an Bord, um Fisch gegen Brot zu tauschen. Es waren so viele, dass „es oft Nacht war, ehe wir alle loswurden“. Diese Leute waren ganz offensichtlich arm. Sie schnappten den Matrosen, die sich gerade um die Segel kümmerten, den Zwieback aus der Hand und ließen „nichts für sie übrig“. Als offizielle Linie befahl Gama,

Erwachsenen und Kindern, die an Bord kamen, zu essen zu geben, um „sie zu veranlassen, gut, nicht übel von uns zu berichten“.[25]

Die von Natur aus neugierigen Portugiesen fingen an, die Spaltungen in der Gesellschaft zu bemerken, und sie lernten schnell. Diese Wochen, in denen sie inoffiziellen Handel trieben, verschafften ihnen einen Einblick in die Mechanismen und Abläufe des Handels im Indischen Ozean und ein ungefähres Bild der Nachschubnetze – Informationen, die sie für später speicherten. Calicut selbst war ein Haupterzeuger von Ingwer, Pfeffer und Zimt, allerdings war die Qualität von Letzterem nicht so gut wie der Zimt, den man auf der „Insel Cillan (Ceylon), die acht Tagesreisen von Calicut entfernt liegt“, erhielt. Gewürznelken kamen von „der Insel Melegua“ (Malakka).[26] Die „Mekka-Schiffe“ (von der Arabischen Halbinsel, eine Schiffsreise von 50 Tagen entfernt) brachten die Gewürze zum Roten Meer, und von dort über eine Reihe von Umschlagplätzen etappenweise nach Kairo und den Nil abwärts nach Alexandria, wo die Galeeren Venedigs und Genuas die Ware aufnahmen. Sie merkten sich sämtliche Kontrollpunkte und Hindernisse bei diesem Handel: die ineffizienten Umladungen der Ware, die Gefahr von Räubern auf der Straße nach Kairo, die exorbitanten Steuern, die an den dortigen Sultan gezahlt werden mussten. Diese komplexe Versorgungskette wollten die Portugiesen unbedingt unterbrechen.

Juli und August waren für den Handel in Calicut tote Monate, weil es zu früh für die Monsunwinde war, die die Dhauen aus Arabien und dem Persischen Golf brachten. Aber die Gäste hatten mit Sicherheit die Vorräte an Handelswaren entdeckt, die auf deren Ankunft warteten. Sie rochen die Gewürze, deren Duft überall in der feuchten Luft hing, und sahen das Porzellan und die Lackarbeiten aus China, Kupfer- und Metallwaren, Schwefel und Edelsteine.

Außerdem hörten sie Geschichten, die schon viele Jahre zurücklagen, von mysteriösen Besuchern, die „ihr Haar lang wie die Germanen trugen und keinen Bart hatten, außer um den Mund“. Offenbar waren diese Männer seinerzeit mit eindrucksvollen technischen Ressourcen gekommen:

Sie landeten, trugen ein Kürass, Helm und Visier und transportierten eine bestimmte Waffe, die an einer Lanze befestigt war. Ihre Schiffe waren mit Bombarden bewaffnet, kürzeren als jene, die bei uns in Gebrauch sind. Alle zwei Jahre kehren sie mit 20 oder 25 Schiffen zurück. Sie [die Einheimischen] sind außerstande zu sagen, was für Menschen sie sind, geschweige denn, welche Handelsware sie in diese Stadt bringen, außer, dass sehr feines Leinentuch und Messingware darunter sind. Sie laden

Gewürze. Ihre Schiffe haben vier Masten wie jene Spaniens.[27]

Das war eine verzerrte Darstellung der großen chinesischen Drachenflotten der Ming-Dynastie, die schon lange nicht mehr fuhren und im Indischen Ozean ein Machtvakuum zurückgelassen hatten, das gefüllt werden sollte. Aber wie alle Seefahrer hatten sie einen genetischen Abdruck hinterlassen. Es gab einen chinesischen Anteil an der Bevölkerung Calicuts und entlang der Küste von Malabar.

Anfang August war Gama zur Abreise bereit. Was immer an Handelsgeschäften möglich gewesen war, hatten sie abgeschlossen, und er wollte vermutlich ablegen, bevor ein starker Zustrom arabischer Schiffe zu erwarten war und die Winde für die Abreise allzu ungünstig wurden. Das Problem war, dass die Expedition überhaupt nicht im Einklang mit den klimatischen Zyklen des Ozeans war.

Von dem Umstand angespornt, dass zumindest ein gewisser Handel in Gang gekommen war, unternahm Gama den Versuch, eine kleine, dauerhafte Handelsniederlassung in der Stadt zu gründen. Er schickte dem Samorin Geschenke und teilte ihm mit, dass er die Absicht habe abzureisen, aber einige Männer zurücklassen wolle, um den Handel weiterzuführen. Gleichzeitig bat er um Gesandte (oder Geiseln), welche die Schiffe zurück nach Portugal begleiten sollten. Im Gegenzug für die Geschenke bat er um einige Säcke Gewürze, für deren Bezahlung, „falls sie erwünscht sei", man Sorge tragen werde.[28]

Die Kommunikation mit dem Samorin hatte sich erneut abgekühlt. Gamas Kurier Diogo Dias wartete vier Tage, ehe ihm eine Audienz gewährt wurde. Der Samorin würdigte die Geschenke keines Blickes; man hätte sie seinem Haushofmeister schicken müssen. Dann verlangte er von den Portugiesen eine Handelsabgabe und erklärte, wenn Gama die Abgabe zahle, „dann könne er gehen; dies sei landesüblicher Brauch, der von allen Besuchern eingehalten würde".[29] Dias antwortete, er werde mit dieser Nachricht zu Gama zurückkehren, sah sich aber von bewaffneten Männern in dem Haus mit der Handelsware festgehalten. Der Befehl wurde erteilt, dass sich kein Boot den portugiesischen Schiffen nähern durfte. Der Samorin fürchtete offensichtlich, dass sie abreisen würden, ohne zu zahlen.

Wiederum waren die Beziehungen gespannt. Gama begriff nicht, dass alle Kaufleute verpflichtet waren, Hafengebühren zu zahlen, und dass die

armseligen Waren, die sie an Land zurückgelassen hatten, keine ausreichende Sicherheit boten. Stattdessen interpretierten sie dieses Verhalten dahingehend, dass der „christliche König“ von den Muslimen aus geschäftlichen Gründen beeinflusst worden sei; dass sie dem Samorin eingeschärft hätten, „wir seien Diebe und wenn wir sein Land aufsuchten, so würden keine Schiffe mehr aus Mekka … oder irgendeinem andern Ort zu ihm kommen. Von einem Verkehr mit uns, fügten sie hinzu, würde er keinen Nutzen haben, da wir nichts zu geben hätten, im Gegenteil, wir wollten nur nehmen und dadurch würde das Land geschädigt“.[30] Die grundlegende strategische Vermutung sollte sich als korrekt erweisen, auch wenn die Ängste der Portugiesen, dass die Muslime „dem König reiche Geschenke“ angeboten hätten, „wenn er uns fangen und töten würde“, womöglich übertrieben waren. Während der ganzen Zeit wurde Gama weiterhin von den beiden Tunesiern beraten, die sie bei ihrer ersten Landung getroffen hatten und die maßgeblich Anteil an ihrem Verständnis dieser verwirrenden Welt hatten. Unterdessen gelang es den unter Arrest stehenden Portugiesen, eine Nachricht an die Schiffe zu schmuggeln, dass man sie als Geiseln festhalte. Da Gama dies jetzt wusste, die Männer des Samorin hingegen nichts davon ahnten, gelang es ihm, heimlich einen Plan auszuhecken. Am 15. August erschien ein Boot mit einigen Männern, die Edelsteine verkaufen wollten; in Wirklichkeit waren sie vermutlich gekommen, um die Stimmung auf den Schiffen auszukundschaften. Gama ließ sich nicht anmerken, dass er von den Geiseln wusste; er schrieb einen Brief an Diogo Dias an Land, als wäre alles in Ordnung. Da sie keine Gefahr sahen, kamen mehr Kaufleute zu den Schiffen heraus: „Alle wurden freundlich begrüßt und bewirtet.“[31] Am 19. kamen 25 Männer auf die Schiffe, darunter „sechs hochstehende Persönlichkeiten“ (Hindus einer hohen Kaste).[32] Gama erkannte seine Chance und entführte prompt diese sechs und zwölf weitere Besucher und forderte seine Männer zurück. Am 23. August täuschte er vor, nach Portugal abzureisen, legte ab und wartete zwölf Meilen vor der Küste. Am nächsten Tag kehrte er zurück und ging in Sichtweite der Stadt vor Anker.

Es folgten doppelzüngige Verhandlungen. Ein Boot kam und bot den Austausch von Dias gegen die Geiseln an. Misstrauisch wie eh und je ging Gama davon aus, dass sein Mann bereits tot sei und dass es sich lediglich um eine Hinhaltetaktik handle, „bis Schiffe aus Mekka eingetroffen wären, die

uns einfangen konnten“.[33] Er wählte eine schärfere Gangart, drohte, die Bombarden abzufeuern und die Geiseln zu köpfen, wenn die Männer nicht zurückgegeben wurden. Außerdem täuschte er einen weiteren Rückzug entlang der Küste vor.

In Calicut herrschte offensichtlich Ratlosigkeit. Der Samorin schickte zu Dias und versuchte, den Knoten zu zerschlagen. Er bot an, ihn für die Geiseln an Bord zu entschädigen, und diktierte (zweifach übersetzt von Malayalam in Arabisch, von Arabisch in Portugiesisch) einen Brief, adressiert an König Manuel, der von Dias mit einer eisernen Feder auf ein Palmblatt geschrieben wurde, „wie es in diesem Land üblich ist“.[34] Die Botschaft lautete im Wesentlichen: „Vasco da Gama, ein Edelmann Eures Hofes, kam in mein Land, worüber ich sehr erfreut war. Mein Land ist reich an Zimmet, Nelken, Ingwer, Pfeffer und edlen Steinen. Ich möchte sie mit Euch austauschen gegen Gold, Silber, Korallen und purpurnes Tuch.“[35] Vielleicht wollte der Samorin mit Blick auf den künftigen Handel auf Nummer sicher gehen. Er erlaubte auch die Aufstellung eines Wappenpfeilers – das unheilvolle Wahrzeichen der portugiesischen Absichten.

Vor der Küste ging das Tauziehen weiter. Dias wurde zu den Schiffen gebracht, und die Geiseln wurden in einem Ruderboot ausgetauscht, weil keiner aus der Eskorte es wagte, an Bord der *Rafael* zu gehen. Der Pfeiler wurde in das Boot gehievt, und sechs Geiseln wurden frei gelassen. Die anderen sechs versprach Gama tags darauf freizulassen, „wenn er seine Ware wieder habe“.[36] Am nächsten Tag bekam er unerwarteten Besuch: Monçaide, der Tunesier, bat darum, an Bord genommen zu werden. Seine Unterstützung der unwillkommenen Besucher hatte die Menschen gegen ihn aufgebracht; er fürchtete jetzt um sein Leben. Später näherten sich sieben Boote mit der Handelsware und mit vielen Männern. Laut der Übereinkunft sollten die Männer gegen die Waren ausgetauscht werden, aber Gama hielt sich nicht daran. Kurzerhand beschloss er, auf die Waren zu verzichten und die Geiseln nach Portugal mitzunehmen. Er reiste mit einer scharfen Abschiedsbotschaft ab: „Gleichzeitig mahnte er sie, vorsichtig zu sein, denn er hoffe in kurzer Zeit wieder in Calicut zu sein. Dann würden sie schon erfahren, ob wir Diebe seien.“[37] Gama war ein Mensch, der nicht so schnell vergaß oder gar vergab. „So setzten wir also Segel auf und steuerten gen Portugal, unserm guten Glück von Herzen dankbar, das uns eine so wertvolle

Entdeckung vergönnt hatte“, wie der Tagebuchschreiber befriedigt notierte.[38]

Sie hatten bereits ein bitteres Vermächtnis zurückgelassen. Der Samorin war über die gebrochene Übereinkunft wütend und schickte ihnen einen Schwarm Boote zur Verfolgung hinterher. Sie holten die Portugiesen, die ein Stück die Küste aufwärts in eine Flaute geraten waren, am 30. August ein. „Donnerstag Mittag … ruderten ungefähr siebzig Boote auf uns zu. Die Mannschaften trugen eine Art Kürass aus rotem, in Falten gelegten Tuch.“ Als sie in Reichweite kamen, feuerten die Portugiesen die Bombarden ab. Es folgte ein eineinhalbstündiges Wettrennen, bis „ein Sturm losbrach, der uns auf die See hinaustrug. Sobald sie sahen, dass sie uns nichts antun konnten, kehrten sie um, während wir unsern Weg fortsetzten“.[39]

Weitere kleine Scharmützel waren nötig, ehe die Flottille aufs offene Meer hinauslaufen konnte. Die Schiffe waren in keinem guten Zustand, und sie brauchten dringend Wasser. Sie tasteten sich langsam entlang der Küste vor, auf der Suche nach Wasserquellen, und wurden von den einheimischen Fischern freundlich empfangen. Sie tauschten Lebensmittel ein und hatten Gelegenheit, Zimt zu schneiden, der wild an der Küste wuchs. Am 15. September stellten sie auf einer Insel den dritten Wappenpfeiler auf. Einige Tage danach gingen sie auf einer Insel mit reichen Quellen in einem Archipel, dessen Namen sie von den einheimischen Hindus falsch als Angediva verstanden, an Land.

Während dieser Zeit wurden ihre Bewegungen aufmerksam beobachtet. Am 22. September wurden sie ein zweites Mal von einer kleinen Flotte aus Calicut angegriffen, aber die portugiesische Artillerie zerstörte das Flaggschiff, und die anderen flüchteten. Die Anwesenheit dieser fremden Schiffe erregte unablässig Neugier und Misstrauen, und Gama fühlte sich an der Küste immer unwohler. An den folgenden beiden Tagen kamen Deputationen von Booten, die zum Zeichen der Freundschaft Fahnen schwenkten. Gama verjagte sie mit Warnschüssen. Besucher auf den Schiffen überbrachten widersprüchliche Darstellungen über das Kommen und Gehen. Ein weiterer freundlicher Besuch, der als Geschenk Zuckerrohr brachte, wurde abgewiesen. Es herrschte zunehmend der Eindruck, dass Neugier ein Deckmantel für böse Absichten sei. Einheimische Fischer warnten die Portugiesen, dass ein solcher Täschungsversuch von einem berüchtigten Piraten der Region namens Timoji unternommen werde – ein Mann, der bei den folgenden Aktivitäten der Portugiesen eine wichtige Rolle spielen sollte.

Während sie die *Bérrio* am Strand kielholten, bekamen sie einen weiteren Besucher: ein außerordentlich gut gekleideter Mann, der den venezianischen Dialekt sprach und sich an Gama als einen Freund wandte. Er hatte eine lange Geschichte zu erzählen. Er sei ein Christ, der gefangen genommen worden und zum Islam übergetreten, „aber im Herzen Christ geblieben“ sei.[40] Jetzt stehe er im Dienst eines reichen Herrn, von dem er ihnen eine Botschaft überbringe: dass wir nämlich „in seinem Land alles haben [könnten], was uns dienlich sei, sogar Schiffe und Proviant, und wenn wir immer hierbleiben wollten, würde es ihn sehr freuen“. Anfangs klang das durchaus glaubwürdig, aber mit der Zeit fiel ihnen auf, dass er „so viel und mancherlei [erzählte], dass er sich zuweilen widersprach“.

Unterdessen überprüfte Paulo da Gama seine Glaubwürdigkeit bei den Hindus, die ihn begleitet hatten: „Sie behaupteten, er sei ein Pirat, der uns angreifen wolle.“[41] Der mysteriöse Venezianer wurde ergriffen und geschlagen. Nachdem er drei oder vier Mal „befragt“ worden war, gab er zu, dass sich eine wachsende Zahl von Schiffen zum Angriff sammle, aber mehr war aus ihm nicht herauszubekommen.

Offensichtlich war es an der Zeit abzureisen. Die Küste wurde allmählich zu heiß, um länger zu bleiben. Schon bald würden die ersten muslimischen Handelsschiffe von der Arabischen Halbinsel eintreffen, und die Angediven waren ein beliebter Zwischenstopp, um Wasser aufzunehmen. Die portugiesischen Schiffe waren mit Ausnahme der *Rafael* kielgeholt worden; sie hatten frisches Wasser gefasst; ganze Bootsladungen an Zimt hatten sie mit Hilfe einheimischer Fischer gesammelt. Als ein letztes Zeichen der Geringschätzung wies Gama das großzügige Angebot eines Kapitäns zurück, der ein von den Portugiesen erbeutetes Schiff wiederbekommen wollte. Gama erwiderte, „es läge ihm nichts an dem Verkauf, und da es feindliches Eigentum sei, zöge er vor, es zu verbrennen“.[42] Eine derartige Unnachgiebigkeit war ein Vorgeschmack auf die kommenden Ereignisse.



Am 5. Oktober liefen die Schiffe aufs Meer hinaus und nahmen den rätselhaften venezianischen Spion mit sich; er könnte sich vielleicht als nützlich erweisen. Von nun an hatten sie keinen Lotsen mehr. Kein Mensch, der die Monsunwinde kannte, wäre um diese Zeit nach Westen gesegelt.

Vermutlich blieb ihnen unter den Umständen nicht viel anderes übrig, aber diese Entscheidung sollte sich als schrecklicher Fehler erweisen. Als 600 Meilen zwischen ihnen und Indien lagen, legte der „Venezianer“ ein Geständnis ab, auch wenn seine Geschichte in mehreren Etappen erzählt werden sollte. Er war tatsächlich der Spion eines reichen Herrn, des Sultans von Goa. Er war ausgesandt worden, um auszukundschaften, ob der Sultan, nicht ein Freibeuter, die Schiffe übernehmen konnte, mit dem Ziel, die Portugiesen bei seinen Kriegen mit benachbarten Herrschern einzusetzen. Das warf für Gama ein bemerkenswertes Licht auf die Politik Westindiens, das man später zum eigenen Vorteil nutzen sollte, und es ließ auf die Bedeutung Goas schließen. Die Geschichte des Venezianers wurde im Laufe der Reise immer verwunderlicher: Er war ein polnischer Jude, ein Opfer der Pogrome in Mitteleuropa, der im Laufe seiner Wanderungen bereits mehrere Identitäten angenommen hatte. Auf der Reise erwarb er sich eine weitere: Bei der Ankunft in Portugal war er ein auf den Namen Gaspar da Gama getaufter Christ.

Die Rückreise über den Indischen Ozean geriet zu einem regelrechten Albtraum. Nähere Einzelheiten werden in dem anonymen Tagebuch verschwiegen. Es ist lediglich die Rede von „zahlreichen Windstillen und schwachem Wind“,[43] aber zwischen den Zeilen konnte man spüren, was es hieß, drei Monate auf dem Indischen Ozean gefangen zu sein: entmutigende und ungünstige Brisen, die sie zurückwarfen, dann noch schrecklichere Flauten, in denen die Schiffe wie auf einem Meer aus heißem Blei stilllagen; die Nächte von einem gnadenlosen Mond erhellt; die Männer stritten sich um jeden Zentimeter Schatten, den die Aufbauten oder die gerafften Segel boten, geplagt von Durst und Hunger riefen sie die Heiligen um Hilfe an; Ungeziefer krabbelte aus dem Zwieback; das Wasser wurde faul. Eigentlich hätten sie die Planken ständig befeuchten müssen, damit das Holz nicht splitterte und die Schiffe nicht ihre Seetüchtigkeit verloren. Die gefürchteten Symptome des Skorbut tauchten von Neuem auf: „Die ganze Mannschaft litt an geschwollenem Zahnfleisch und konnte kaum noch etwas genießen. Auch die Beine und andere Körperteile schwollen an. Die Schwellungen nahmen zu, bis der arme Dulder starb.“[44] Die Geiseln der hohen Hindu-Kaste erwischte es vermutlich als Erste, weil es ihnen nach brahmanischem Gesetz verboten war, auf hoher See zu essen. Einer nach dem anderen glitten die Toten über die Reling, sanken mit einem leisen Platschen und unter

gemurmelten Gebeten ins Wasser; auch die am Leben gebliebenen Seefahrer wankten nur noch. „Auf diese Weise verloren wir dreißig Mann. Die gleiche Zahl hatten wir schon vorher eingebüßt. Auf jedem Schiff waren nur noch sieben oder acht Matrosen, die den Dienst versehen konnten … Wir waren so weit herunter, dass sich alle Bande der Disziplin lösten“, lautete der knappe Kommentar des Tagebuchschreibers zu dem schwelenden Unmut, der auf eine drohende Meuterei schließen lässt. Offenbar wurde der Ruf laut, nach Indien zurückzukehren, womöglich gab es gar eine Verschwörung, die Kontrolle über die Schiffe zu übernehmen. Die Kapitäne einigten sich im Prinzip darauf umzudrehen, falls ein Westwind wehen sollte. Noch zwei Wochen und sie wären, laut dem anonymen Schreiber, alle tot gewesen.

Da kam, als die Verzweiflung ihren Höhepunkt erreichte, ein günstiger Wind auf und brachte sie sechs Tage lang nach Westen. Am 2. Januar 1499 sichteten die übel zugerichteten Schiffe die afrikanische Küste. Für die Hinreise hatten sie nur 23 Tage gebraucht; die Rückfahrt dauerte 93. Die Lektion über den jahreszeitlichen Monsun hatten sie bitter bezahlt.

Während sie an der Küste entlangsegelten, passierten sie den muslimischen Hafen Mogadischu. Gama kochte immer noch vor Wut auf die Muslime an der Küste von Malabar, bombardierte unnötigerweise die Stadt und fuhr weiter. Am 7. Januar kamen die angeschlagenen Schiffe bei Malindi an, wo sie wiederum herzlich empfangen wurden. Sie bekamen Orangen, die „für unsere Kranken sehr erwünscht“ waren, aber für viele kam die Hilfe zu spät.[45] Die Freundschaft mit dem Scheich von Malindi hatte einen Austausch von Geschenken zur Folge, darunter auch ein Stoßzahn für König Manuel; ein Wappenpfeiler wurde aufgestellt und ein junger Muslim an Bord genommen, der „mit uns nach Portugal fahren wollte“.[46] Sie fuhren weiter, umgingen das ungastliche Mombasa, aber am 13. Januar erkannten sie, dass zu wenige Männer übrig waren, um alle drei Schiffe zu segeln. Die *Rafael*, die man an der indischen Küste nicht kielgeholt hatte, war am stärksten von Würmern befallen. Ihre ganzen Waren und die anmutige rote und goldene Figur des Erzengels luden sie um und verbrannten das Schiff am Strand. In Sansibar kam es zu einer friedlichen Begegnung mit dem Scheich, dann machten sie auf der Insel des Heiligen Georgs in der Nähe von Moçambique halt, um eine Messe zu feiern und den letzten Pfeiler aufzustellen. Aber: „Es regnete so stark, dass wir kein Feuer anzünden konnten, um das Blei zu schmelzen, mit dem wir das Kreuz befestigen wollten. Wir konnten es nicht

anbringen und kehrten unverrichteter Sache zu den Schiffen zurück.“[47]

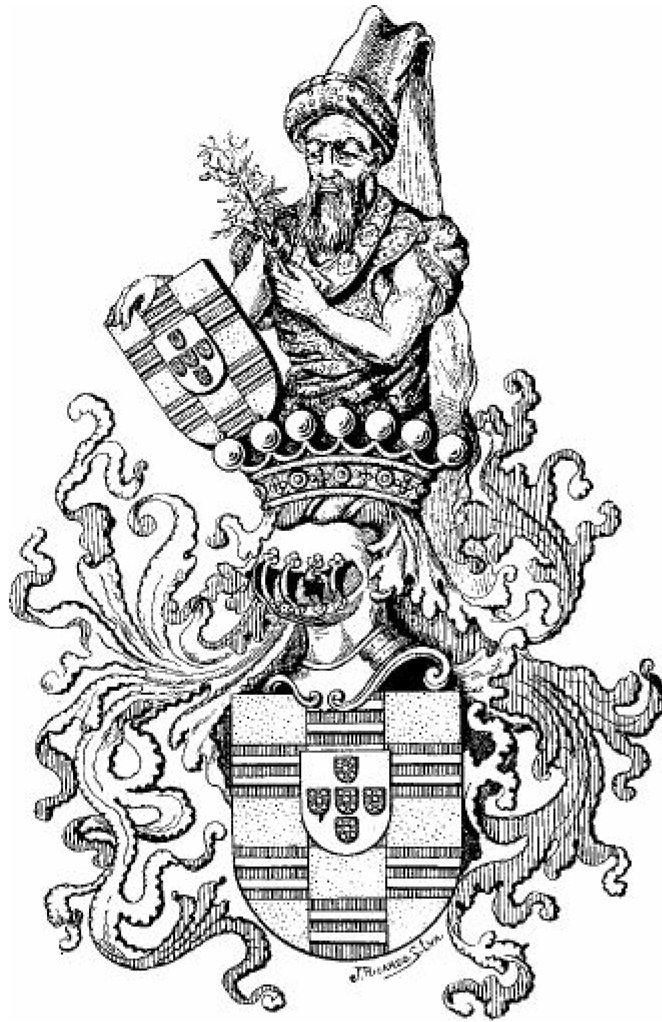
Sie fingen jetzt kältere Winde ein und machten am 3. März an der Bucht des St. Brás halt, umrundeten das Kap am 20., wenn sie sich auch „zur Zeit durch die kalten Winde, denen sie ausgesetzt waren, fast halb tot fühlten … Wir setzten die Reise fort, getrieben von der Sehnsucht, möglichst bald die Heimat zu erreichen“.[48] Hier bricht die anonyme Schilderung abrupt am 25. April in der Nähe der Untiefen an der Mündung des Gambia vor der Küste von Westafrika ab. Das Ende der Reise wurde in anderen Quellen dokumentiert. Die *Bérrio* und die *Gabriel* wurden in einem Sturm voneinander getrennt, aber inzwischen hatte Gama ganz andere Sorgen. Sein Bruder Paulo lag im Sterben. Auf der Insel Santiago überließ er die *Gabriel* seinem Piloten João de Sá, mietete eine Karavelle und brachte Paulo eilends auf die Azoren-Insel Terceira. Die *Bérrio* lief am 10. Juli 1499 in die Mündung des Tejo ein und ging bei Cascaes in der Nähe von Lissabon an Land; die *Gabriel* folgte nicht lange danach. Paulo, der treu seinen Bruder auf der großen Reise begleitet hatte, starb einen Tag nach der Ankunft auf Terceira und wurde dort beigesetzt. Der trauernde Vasco trat vermutlich nicht vor Ende August die Fahrt nach Lissabon an. Er verbrachte neun Tage der Ruhe bei Mönchen in der Kapelle der Heiligen Maria von Bethlehem und trauerte um den Toten, ehe er Anfang September triumphierend nach Lissabon zurückkehrte.



Es war eine historische Reise gewesen; sie waren über ein Jahr unterwegs und hatten 24.000 Meilen zurückgelegt. Es war eine Großtat, die der Ausdauer, dem Wagemut und großem Glück zu verdanken war. Sie hatten einen hohen Tribut dafür gezahlt. Zwei Drittel der Besatzung war umgekommen. Da sie den Zyklus des Monsuns nicht kannten, konnten sie von Glück sagen, dass sie überhaupt überlebt hatten; Skorbut und widrige Witterungsbedingungen hätten sie alle im Indischen Ozean dahinraffen können. Dann wäre nichts von ihnen geblieben außer ein paar Geisterschiffen auf einer endlosen See.

Gama wurde unter großem Beifall empfangen. Ihm wurden Ländereien und Geld übertragen, er wurde in den höheren Adelsstand aufgenommen und erhielt den Ehrentitel des Admirals von Indien. Manuel ordnete Prozessionen

und Messen im ganzen Land an, und mit einem sicheren Instinkt für Öffentlichkeitsarbeit machte er sich daran, den Papst und die Königshäuser Europas über Portugals großen Erfolg zu informieren. Es bereitete ihm hämische Freude, Ferdinand und Isabella von Spanien mitzuteilen, dass seine Schiffe „in der Tat Indien erreichten und entdeckten“ und große Mengen an „Zimt, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnuss und Pfeffer erworben hätten … dazu viele Edelsteine verschiedenster Art wie Rubine und andere“. „Wir sind uns bewusst“, fuhr er heuchlerisch fort, „dass Eure Hoheit diese Dinge mit großer Freude und Befriedigung hören werden“ – mit dem sicheren Vergnügen, dass genau das Gegenteil der Fall war.[49] Dem Papst Alexander Borgia und seinen Kardinälen verkündete er feierlich die Entdeckung eines christlichen Indiens: „Seine Heiligkeit und Euer Hochwürden muss öffentlich frohlocken und Gott mit viel Lob preisen.“[50] Die Tatsache, dass ein großer Teil der Informationen über diese Welt von Gaspar da Gama stammte, einem konvertierten Juden, wurde als Zeichen gewertet, dass „Gott befohlen und gewünscht [habe], Portugal als ein Königreich zu errichten zum großen Mysterium Seiner Verehrung und zur Erhöhung des Heiligen Glaubens“.[51] Manuel sah darin die Hand des Schicksals.



Das Wappen des geadelten Vasco da Gama

Die wirtschaftlichen Folgen dieses Ereignisses waren schon bald in ganz Europa zu spüren. Kaum hatten die ersten Schiffe in Lissabon angelegt, da drangen bereits vage Andeutungen bis nach Venedig. Am 8. August 1499 dokumentierte der venezianische Tagebuchschreiber Girolamo Priuli ein Gerücht aus Kairo, dass „drei Karavellen, die dem König von Portugal gehörten, in Aden und Calicut in Indien angekommen seien und dass sie ausgesandt worden seien, um etwas über die Gewürzinseln herauszufinden und dass ihr Kapitän Kolumbus sei … diese Neuigkeit berührt mich zutiefst, wenn sie wahr ist; allerdings schenke ich ihr keinen Glauben“.[52] In Lissabon beschafften sich italienische Kaufleute rasch von den zurückgekehrten Seeleuten Informationen aus erster Hand, um die Expedition und ihren wahren Befehlshaber zu bestätigen. Die Aussicht, dass die Schätze Indiens in

unmittelbarer Reichweite lagen, wurde sofort erkannt – wie auch die kommerziellen Vorteile und die Möglichkeit, angestammte Interessen in Europa zu gefährden. Der Florentiner Girolamo Sernigi wies darauf hin, dass die Steuern und Transportkosten der gegenwärtigen Route über das Rote Meer den Einkaufspreis versechsfachten:

Und das alles fällt für die Bezahlung der Träger, Schiffe und Abgaben an den Sultan an. Wenn man einen anderen Weg nimmt, ist es folglich möglich, alle diese Kosten und Zwischenhändler zu vermeiden. Aus diesem Grund vermute ich, dass der Sultan, diese Könige und die Muslime alles tun werden, was in ihrer Macht steht, um dem portugiesischen König bei diesem Geschäft eine Abfuhr zu erteilen. Wenn der König … weitermacht, wird es möglich sein, im Hafen von Pisa Gewürze um ein Vielfaches billiger als in Kairo zu verkaufen, weil es möglich ist, sie zu einem weit geringeren Preis [über Lissabon] dorthin zu bringen.

Unter dem Strich lief es darauf hinaus, dass die Venezianer und Genuesen ihr Gewürzmonopol verlieren würden. „Ich habe keine Zweifel, dass sie alles in ihrer Macht Stehende tun werden, um dieses Unternehmen zunichte zu machen.“[53]

Vasco da Gamas Reise hatte alle überrascht. Sie hatte sage und schreibe 1800 neue Orte dem europäischen Lexikon der Welt hinzugefügt und eine wahre Fundgrube an neuen Informationen über Indien enthüllt. Bald zwang sie alle betroffenen Parteien auf einem großen Teil des Erdballs – Christen, Muslime und Hindus –, neue strategische Überlegungen anzustellen. Unweigerlich sollte das portugiesische Eindringen zu wirtschaftlichen Auseinandersetzungen und zu einem regelrechten Krieg führen. Was Manuel betraf, so steigerte der Erfolg sein Selbstvertrauen. Zu seinen bestehenden Titeln „König von Portugal und der Algarven diesseits und jenseits des Meeres in Afrika und Herrn von Guinea“ fügte er nun „Herr der Eroberungen, der Seefahrt und des Handels mit Äthiopien, Arabien, Persien und Indien“ hinzu. Das war ein kühner Anspruch auf das Handelsmonopol und eine Andeutung der portugiesischen Intentionen: dass sie sich das Meer aneignen wollten. Schon vor Gamas Rückkehr hatte der König Kiele für die nächste Seereise legen lassen. Gleichzeitig befahl er bei Todesstrafe, sämtliche Karten von Gamas Reise unter Verschluss zu halten. Wissen war Reichtum und Macht.

Teil zwei

Wettstreit: Monopole und Heiliger Krieg

1500–1510





6

Cabral

März 1500 – Oktober 1501

Nur sechs Monate nach Gamas Rückkehr lag in Belém bei Lissabon eine viel größere Flotte bereit zur Abreise: 13 Schiffe, 1200 Mann und eine Kapitalanlage florentinischer und genuesischer Bankiers, die unbedingt an den Möglichkeiten Indiens teilhaben wollten. Manuel mochte unentschlossen, leicht zu überreden und überdreht sein, aber das Jahr 1500 steckte voller messianischer Vorzeichen. Die Augen Europas waren auf Lissabon gerichtet, und diese neue Armada unter Führung des Fidalgo Pedro Álvares Cabral als Oberbefehlshaber war eine rasche Reaktion mit dem Ziel, sich materielle Vorteile und die Bewunderung der katholischen Welt zu sichern.

Cabrals Expedition markierte den Übergang von der Erkundung zum Handel und danach zur Eroberung. In den ersten fünf Jahren des 16. Jahrhunderts sollte Manuel eine ganze Serie sich überschneidender Flotten mit immer mehr Schiffen, insgesamt 81, entsenden, um den Erfolg in einem Kampf auf Leben und Tod um eine dauerhafte Präsenz im Indischen Ozean zu garantieren. Es handelte sich um ein nationales Anliegen, das sämtliche verfügbaren Ressourcen an Arbeitskräften für den Schiffbau, an materiellen Vorräten und strategischer Vision erforderte, um eine einmalige Gelegenheit zu nutzen, ehe Spanien reagieren konnte. Im Folgenden überrumpelte Portugal Europa ebenso wie die Völker Indiens.

Cabral war imstande, das ganze Wissen aus Gamas Reise anzuwenden. Der Zeitpunkt der Abreise wurde nicht mehr von den glückverheißenden Berechnungen der Hofastrologen bestimmt, sondern vom Zyklus des Monsuns. Die Route sollte der Schleife nach Westen folgen, welche die Schiffe im Jahr 1497 gemacht hatten und sich auf die Erfahrung von Piloten und Kapitänen wie Pêro Escobar und Nicholas Coelho stützen, die Gama

begleitet hatten, sowie auf Bartolomeu Dias persönlich. Cabrals Flotte nahm Malayalam sprechende Inder mit, denen man Portugiesisch beigebracht hatte, um auf diese Weise Arabisch sprechende Vermittler zu umgehen. Der jüdische Konvertit Gaspar da Gama befand sich an Bord, der über die komplexen politischen Verhältnisse der Malabar-Küste Bescheid wusste. Ein weiterer bekehrter Jude, Meister Johannes, der Leibarzt Dom Manuels, reiste als Astronom mit der Flotte und hatte die Aufgabe, die Sterne der südlichen Hemisphäre für die künftige Navigation zu studieren. Nach den furchtbar peinlichen Geschenken, die Vasco da Gama in Calicut angeboten hatte, nahm Cabral nunmehr erstklassige Waren mit, um den Samorin zu beeindrucken. Allem Anschein nach hielten die Portugiesen ihn immer noch für einen christlichen, wenn auch unorthodoxen König, und gemäß dem Auftrag des Papstes begleitete eine Delegation franziskanischer Mönche die Expedition, um seine Irrtümer zu korrigieren, so dass „die Inder … eine vollständigere Unterweisung in unserem Glauben haben mochten und in dazugehörigen Angelegenheiten unterrichtet und gelehrt werden mochten, wie es sich für den Gottesdienst und die Erlösung ihrer Seelen geziemt“.[1]

Ebenso wichtig war die wirtschaftliche Mission. Das nötige Personal, Mittel für ein Büro und Waren, um eine Handelsniederlassung in Calicut zu gründen, begleiteten die Expedition. Das mahnende Beispiel des Scheiterns der vorherigen Reise vor Augen, wurden gezielte Anstrengungen unternommen, Waren an Bord zu nehmen, die den Indern von Malabar gefallen könnten. Dazu zählten Korallen, Kupfer, Zinnober, Quecksilber, feiner und grober Stoff, Samt, Satin und Damast in den verschiedensten Farben und Goldmünzen. Ayres Corrêa, ein überaus erfahrener Leiter einer Faktorei, der Arabisch sprach, leitete diesen Vorstoß auf wirtschaftlicher Ebene, unterstützt von einer Gruppe Angestellter und Sekretäre für die Buchhaltung. Von diesen gebildeten Untergebenen, wie etwa Pêro Vaz de Caminha, der die erste Beschreibung Brasiliens schrieb, stammten einige der faszinierendsten und immer wieder ergreifenden Erzählungen der Taten der Portugiesen im folgenden Jahr.

Cabral selbst war kein Seemann, sondern ein Diplomat mit genau festgelegten Anweisungen, die zum Teil von Gama ausgearbeitet worden waren, um die Wogen zu glätten, die seine Expedition nach Calicut aufgewühlt hatte, und um friedliche und einträgliche Beziehungen mit dem „christlichen“ Samorin aufzunehmen. Da er weit besser informiert war als

sein Vorgänger, konnte Cabral dieses mehrseitige Dokument zu Rate ziehen, das verschiedene Optionen für alle möglichen Eventualfälle enthielt. Unter anderem wies es ihn an, vorbeugende und entschiedene Maßnahmen gegen mutmaßliche Feinde zu ergreifen, die ihn in Schwierigkeiten bringen konnten.



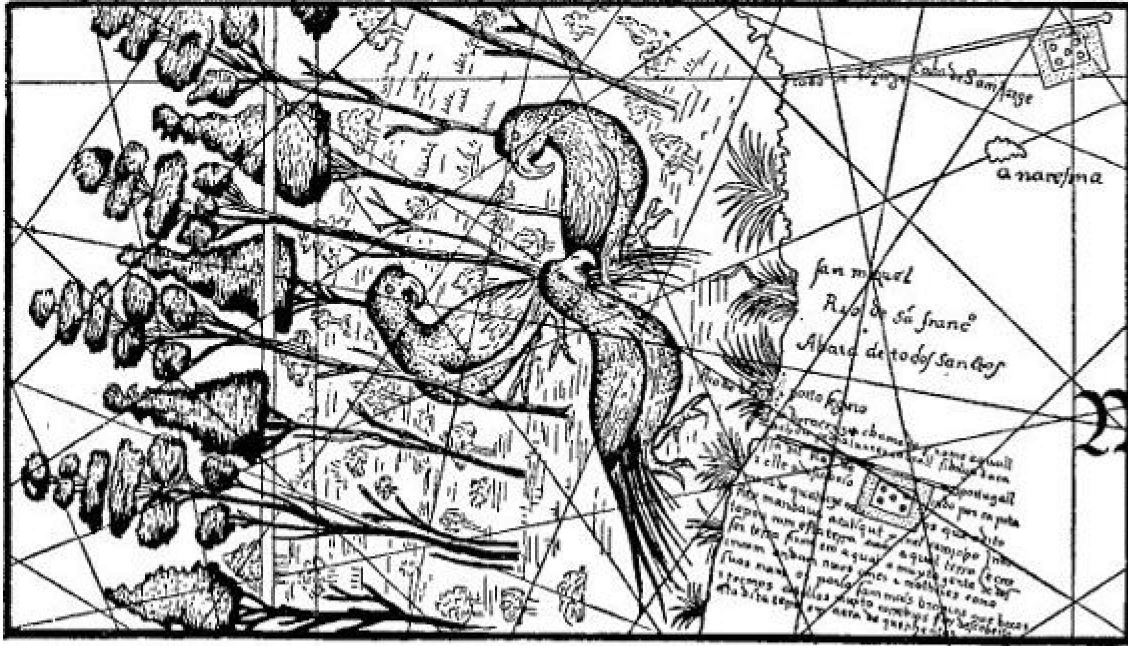
Die Abreise aus Belém am 9. März 1500 fand mit dem inzwischen üblichen Prunk statt. Ein Bußgottesdienst wurde gefeiert und das königliche Banner gesegnet, auf dem fünf Kreise als Symbol für die Wunden Christi prangten. Diesmal kam Manuel persönlich, um das Banner Cabral zu übergeben. Anschließend wurde der Zug von den Mönchen angeführt, „und der König ging mit ihnen zum Strand, wo alle Menschen von Lissabon versammelt waren, um ihre Männer und Söhne zu sehen".[2] Sie sahen den Ruderbooten zu, wie sie vom Strand von Restelo zu den Karacken vor der Küste ablegten, und verfolgten, wie sich die Segel entfalteten. Manuel begleitete die Flotte im Boot bis zur Tejo-Mündung, wo die abfahrenden Schiffe die Strömung des Meeres spürten und den Bug nach Süden drehten.

Gemäß der Erfahrung Gamas wurde eine direktere Route gewählt. Es wurde kein Zwischenhalt eingelegt, als sie bei gutem Wetter die Kapverdischen Inseln passierten. Bei den günstigen Bedingungen war das plötzliche Verschwinden eines Schiffes ein Rätsel und ein schlechtes Omen. Die Befehle lauteten, dem vorherigen Bogenkurs zu folgen: „Wenn sie den Wind im Rücken haben, sollten sie nach Süden fahren. Und wenn sie den Kurs ändern mussten, sollte es in der Richtung Südwest sein. Sobald sie aber auf einen leichten Wind trafen, sollten sie einen bogenförmigen Kurs wählen, bis sie direkt im Osten das Kap der Guten Hoffnung erreichten."[3] Offenbar vergrößerten sie den Bogen, weil sie am 21. April im Westen „zuerst einen großen Berg, sehr hoch und rund", sichteten, dazu „andere niedrigere Ländereien südlich von ihm, sowie flaches Land, mit großen Wäldern".[4]

Die Landung an dem Ort entpuppte sich als ebenso friedlich wie unerwartet. Die nackten Bewohner unterschieden sich deutlich von den Stämmen, denen man an der afrikanischen Küste begegnete: „Diese Leute sind dunkelhäutig, und sie gehen ohne jede Scham, und ihr Haar ist lang, und sie zupfen sich die Bärte. Und ihre Augenlider und [die Stelle] über ihren

Augenbrauen sind mit weißen und schwarzen und blauen und roten Figuren bemalt. Ihre Lippe des Mundes, also ihre Unterlippe, ist durchbohrt.“ Es wurde darauf hingewiesen, dass „Frauen ebenfalls ohne Scham nackt gingen, und sie haben einen wunderschönen Körper, mit langen Haaren“.[5] Zum ersten Mal sahen die Portugiesen Hängematten: „wie Webstühle angelegte Betten“.[6] Die Menschen schienen gutmütig; sie tanzten zu den Klängen einer portugiesischen Sackpfeife, ahmten bereitwillig die Handlungen der Messe, die an der tropischen Küste gefeiert wurde, nach und wurden leicht verängstigt, „wie Spatzen an einem Futterort“.[7] Was die Missionierung betraf, wirkten sie wie vielversprechende Kandidaten für eine Bekehrung.

Dieser Ort, den sie Land des Wahren Kreuzes nannten, besaß reichlich frisches Wasser und Früchte sowie seltsame Tiere. Sie aßen das Fleisch der Seekuh, „so groß wie ein Fass [mit] einem Kopf wie der von einem Schwein und kleinen Augen, und sie hatte keine Zähne und hatte Ohren so lang wie ein Arm“.[8] Sie sahen außerdem prächtig gefärbte Papageien, „von denen einige so groß wie Hühner waren; und es gab noch andere sehr schöne Vögel“.[9] Ein Schiff wurde mit der Nachricht dieses neuen, für Portugal beanspruchten Landes an Manuel zurückgeschickt. Es enthielt einen Brief von Meister Johannes, dem Astronom, über seine Beobachtungen der südlichen Sterne und eine ganz offene Schilderung der Schwierigkeiten, mit Hilfe der neumodischen astronomischen Instrumente und Breitengradtabellen Himmelskörper zu sichten: „Es scheint mir unmöglich, die Höhe eines einzigen Sterns auf See zu bestimmen, denn ich habe meine liebe Mühe damit, und so schwach das Schiff auch schwankt, irrt man sich doch um vier oder fünf Grad, so dass dies nur an Land getan werden kann.“[10] Ein weiterer Brief des Sekretärs Pêro Vaz de Caminha lieferte Manuel eine genau beobachtete und ausgezeichnet geschriebene Schilderung der ganzen Wunder dieser neuen Welt und des Volkes der Tupinamba, die sie bewohnten. Das war der Beginn der Geschichte Brasiliens, und wohl eins der letzten Dokumente, das Caminha geschrieben hat. Am 2. Mai setzten sie nach neun Tagen Handel und Erholung die Segel, ließen aber zwei Sträflinge an Land zurück. „Sie fingen an zu weinen, und die Männer des Landes trösteten sie und zeigten ihnen, dass sie mit ihnen Mitleid hatten.“[11]



Nachgezeichneter Ausschnitt aus einer berühmten portugiesischen Weltkarte, der Cantino-Planisphäre, die man um 1501 aus dem Land geschmuggelt hatte. Der Ausschnitt zeigt zum ersten Mal die Küste Brasiliens und Papageien, die so „groß wie Hühner“ waren.

Cabrals Flotte segelte einige Breitengrade weiter nach Süden als Gama seinerzeit, mit dem Ziel, glatt das Kap zu umrunden. Am 12. Mai sahen sie einen Kometen „mit einem sehr langen Schwanz in der Richtung Arabiens“,[12] der eine Woche lang sichtbar war und den sie für ein schlechtes Vorzeichen hielten. Das Unglück kam zwölf Tage später. Am 24. gelangten sie in die Hochdruckzone des Südatlantiks. Sie schienen den Wind stetig im Rücken zu haben, als eine Sturmbö sie frontal traf. Die Wucht der Bö erwischte sie völlig unvorbereitet: „so plötzlich, dass wir nichts merkten, bis die Segel um die Masten flatterten“. Auf einen Schlag gingen „vier Schiffe mit allem, was an Bord war, verloren, ohne dass wir imstande waren, ihnen auch nur im Geringsten zu helfen“.[13] Unter den vom Meer verschlungenen Opfern war Bartolomeu Dias – irgendwo vor dem Kap, das er zwölf Jahre zuvor als Erster umrundet hatte. Die restlichen Schiffe der Flotte wurden in drei Gruppen getrennt und liefen 20 Tage lang vor dem Sturm, ohne ein Segel zu setzen.

Die angeschlagenen Überreste, sieben Schiffe, sammelten sich schließlich am 20. Juni bei Moçambique. Ein achtes Schiff, das von Diogo Dias, dem Bruder Bartolomeus, sichtete zum ersten Mal Madagaskar, fand aber nicht

die Flotte und kehrte am Ende um. Der Empfang, der Cabrals Schiffe an der Ostküste Afrikas erwartete, war kaum besser als zuvor. Der Scheich von Moçambique, der inzwischen vor der portugiesischen Artillerie auf der Hut war, erwies sich immerhin als etwas zugänglicher. Sie konnten Wasser fassen und bekamen Lotsen, die sie nach Kilwa führten, der wichtigsten Handelsstadt an der Küste, wo der Scheich sie allerdings ohne Begeisterung empfing. Wie die Muslime in Calicut konnte er Eindringlinge in sein Handelsterritorium nicht gebrauchen. Mombasa mieden sie ganz. Nur in Malindi wurden sie freundlich begrüßt; viele Männer litten wiederum unter „der Mund-Krankheit“, welche „die Orangen wieder gesund machten“,[14] und ein Lotse wurde für die Überfahrt nach Indien geworben.

Als sie die Angediven, 400 Meilen nördlich von Calicut, erreichten, wurde der Tenor der Anweisungen für Cabral deutlich. An dieser Inselgruppe machten Schiffe auf der Suche nach Proviant und Wasser auf dem Weg nach Calicut häufig halt. Vasco da Gama hatte dort seine Schiffe kielgeholt und die Vorräte aufgefüllt; Cabral machte es ihm nach. Es war außerdem bekannt, dass die Inseln auf der Route für arabische Schiffe vom Roten Meer lagen – die von den Portugiesen Mekka-Schiffe genannt wurden. Cabral sollte alles in seiner Macht Stehende tun, um freundliche Beziehungen zum Samorin anzuknüpfen, aber außerhalb dessen Gebiets hatte er Befehl, die arabische Schifffahrt zu bekämpfen:

> … sofern ihr Schiffen auf See begegnet, die den bereits erwähnten Muslimen aus Mekka gehören, müsst ihr nach Kräften danach trachten, sie in euren Besitz zu bringen, dazu ihre Handelsware und Eigentum und auch die Muslime, die in den Schiffen sind, zu eurem eigenen größtmöglichen Vorteil, Krieg gegen sie zu führen und ihnen als ein Volk, mit dem wir eine so tiefe und so alte Feindseligkeit teilen, so viel Schaden wie möglich beizufügen.[15]

Cabral sollte den Samorin über diese Befehle in Kenntnis setzen. Mittlerweile waren sich die Portugiesen darüber im Klaren, was für einen großen Vorteil ihre Artillerie ihnen verschaffte. Sie sollten arabische Schiffe mit ihren Geschützen beschießen, statt sie in einen Nahkampf zu verwickeln. Lotsen und Kapitäne, wertvolle Ressourcen, sollten lebendig gefangen genommen werden; die Anweisungen für Passagiere waren nicht ganz so eindeutig. Schlimmstenfalls sollten sie „sie alle in ein Schiff setzen, in das am stärksten demontierte, und sie darin ziehen lassen, aber ihr sollt alle anderen versenken

oder verbrennen".[16] Diese Instruktionen, die recht frei interpretiert werden konnten, waren zweischneidig: einen friedlichen Handel mit dem „christlichen" Samorin beginnen, indem man die muslimischen Kaufleute im dortigen Hafen herzlich willkommen hieß („mit Essen und Trinken und allen übrigen Annehmlichkeiten"),[17] während sie gleichzeitig einen unerbittlichen Kampf gegen seine muslimischen Untertanen führen sollten, sobald sie dessen Küste verlassen hatten. Die Anweisungen gaben das künftige Muster des portugiesischen Vorgehens im Indischen Ozean vor und leiteten eine unumkehrbare Kette von Ereignissen ein. Cabral wartete 15 Tage bei den Angediven, um arabische Schiffe zu überfallen. Doch es kam keines. Dann segelte er weiter nach Calicut und ankerte vermutlich, gemäß den peniblen Anweisungen „mit den Schiffen eng zusammen und gut aufgestellt, geschmückt mit den Bannern und Standarten und so fein ausstaffiert, wie es nur möglich ist".[18]

Seit Gamas Besuch war der alte Samorin gestorben. Inzwischen regierte sein Neffe das Königreich, aber die Beziehungen erwiesen sich deshalb nicht als einfacher. Es stellte sich rasch heraus, dass die Einwohner von Malabar, denen man Portugiesisch beigebracht hatte, als Dolmetscher unbrauchbar waren, da sie alle einer niederen Kaste angehörten. Es war ihnen untersagt, mit ihrer Anwesenheit den König zu beschmutzen. Die Portugiesen begannen wie zuvor mit einer aggressiven Forderung, Geiseln zu stellen. Cabral hatte strikten Befehl, ohne diese Vorsichtsmaßnahme nicht von Bord zu gehen. Es dauerte mehrere Tage nervenaufreibender Verhandlungen mit unzähligen Sackgassen, bis man sich auf einen Austausch einigte, der es dem Befehlshaber gestattete, an Land zu gehen. Cabral hielt sich buchstäblich an die Anweisungen in dem Brief, während der Samorin über die Aussicht aufgebracht war, dass hohe Hindus auf See festgehalten wurden, wo sie nach ihren Geboten weder essen noch trinken oder schlafen durften. Als einige versuchten, an Land zu schwimmen, wurden sie unter Deck gebracht; im Gegenzug wurden Cabrals Männer ins Gefängnis gesteckt.

Sämtliche Anweisungen Cabrals hatten einen gebieterischen Ton. Die Portugiesen waren überzeugt, dass sie mit der Erlaubnis des Papstes und nach dem Willen Gottes kämen, um den Handel mit Indien abzusichern. Die prächtigen Geschenke, die Cabral dem Samorin in seinem Audienzsaal überreichte, waren begleitet von überschwänglichen Erklärungen der Freundschaft zu einem christlichen Glaubensbruder – sowie harten

Forderungen. Sie wollten eine Entschädigung für die Waren, die Gama zurückgelassen hatte, bevorzugte Zolltarife und niedrige Preise für Gewürze, eine gesicherte Handelsniederlassung und die Befreiung von der üblichen Regel, dass die Waren eines verstorbenen Kaufmanns in den Besitz des lokalen Herrschers übergingen. Cabral sollte dem Samorin erklären, dass die Portugiesen gegen die Muslime einen heiligen Krieg führen müssten, sobald sie dessen Herrschaftsbereich verlassen hätten, „weil uns das durch direkte Nachfolge im Blut liege".[19] Ferner baten sie ihn, jene Muslime, die dort Handel trieben, aus dem Land zu weisen, „weil er damit seiner Pflicht als christlicher König nachkomme". Im Gegenzug werde er „den ganzen Gewinn, den er bislang bekommen hatte, von ihnen [erhalten], und noch viel mehr".[20] Darüber hinaus werde die Gruppe Franziskaner seine unseligen Irrtümer der Glaubenslehre korrigieren, „wie es sich für die Verehrung Gottes und die Rettung der Seelen gezieme".[21] Die Portugiesen hatten die kulturellen und religiösen Gegebenheiten des Indischen Ozeans immer noch nicht begriffen.

Es dauerte zweieinhalb Monate zäher Verhandlungen, mit zahlreichen Abbrüchen und angetäuschten Abreisen durch Cabral (die Taktik, die schon Gama angewandt hatte), bis ein Handelsabkommen zustande kam und eine Faktorei unter der Leitung von Ayres Corrêa für den Handel mit Waren gegründet werden konnte. Auf beiden Seiten herrschte großes Misstrauen, und der Umstand, dass die Portugiesen niemand hatten, der Malayalam sprechen konnte, blieb ein ernstes Problem. Corrêa sprach nur Arabisch, deshalb musste die gesamte Kommunikation mit dem Samorin über muslimische Mittelsmänner erfolgen. Seine Zuversicht, als er sich auf Vermittler stützte, die gegen eine portugiesische Präsenz eingestellt waren, ist womöglich fehl am Platz gewesen.

Dass die Portugiesen die Macht hatten, anderen Schaden zuzufügen, wurde in einer draufgängerischen Aktion demonstriert, die vermutlich nach hinten losging. Der Samorin wollte von einem Kaufmann im Hafen Cochins weiter im Süden einen kostbaren Kriegselefanten kaufen; sein Kaufangebot war abgewiesen worden, aber als ein Schiff mit Tieren an Bord, darunter das betreffende, an seiner Küste vorbeisegelte, bat er die Portugiesen, es zu kapern. Cabral schickte eine einzige Karavelle, die *São Pedro* unter Pêro de Ataíde, aus. Anfangs lachte der Samorin verächtlich über diesen Versuch – an Bord des Schiffes waren nur 70 Mann –, aber Cabral hatte die Karavelle

mit einer großen Bombarde bestückt. Die indische Dhau war gut bewaffnet und hatte 300 Mann an Bord, aber Ataíde holte sie an der Küste ein. Die Muslime auf der Dhau lachten über das winzige Schiff neben ihrem überragenden Fahrzeug, bis die Karavelle tödliche Schüsse platzierte, die den Rumpf schwer beschädigten und viele an Bord töteten. Als die Besatzung schließlich kapitulierte, wurde das Schiff zurück nach Calicut gesegelt. Dort wurden die Kriegselefanten unter großem Pomp dem Samorin übergeben. Ein Tier war bei dem Angriff getötet worden und wurde von den portugiesischen Seeleuten aufgegessen. Diese Demonstration, wozu die Fremden fähig waren, machte entlang der ganzen Küste von Malabar großen Eindruck, aber sie hatte womöglich auch zur Folge, dass der Samorin sie voller Angst betrachtete: Diese Männer hatten die Macht, anderen ihren Willen aufzuzwingen.

Unterdessen kam das Beladen von Gewürzen nur langsam voran. Nach drei Monaten in Calicut waren erst zwei Schiffe voll; offensichtlich behinderten die arabischen Kaufleute auf irgendeine Weise die Arbeit, während ihre eigenen Schiffe heimlich voll beladen ablegten. Als Cabral sich beschwerte, besänftigte der Samorin, der zwischen zwei rivalisierenden Interessen steckte, seinen unwillkommenen Gast, indem er ihm die Erlaubnis erteilte, jedes beliebige muslimische Schiff zu beschlagnahmen, das auf diese Weise auslief. Als wieder ein Schiff ablegte, tat dieser genau das. Vermutlich war er anfangs vor einer derartigen Provokation zurückgeschreckt, aber er handelte auf Drängen des Faktors Corrêa, der seinerseits wiederum von führenden Muslimen dazu überredet worden war. Sie wollten damit eine Reaktion in der Stadt provozieren. Die Aktion hatte prompt den gewünschten Effekt. Die Konfiszierung war ein Katalysator für die schwelenden Spannungen. In den Straßen lief ein Mob zusammen und schickte sich an, zu der portugiesischen Handelsniederlassung zu marschieren. Ein anonymer Augenzeuge schilderte, was als nächstes geschah: Etwa 70 Männer von den Schiffen hielten sich in der Stadt auf, bewaffnet mit Schwertern und Schilden. Sie versuchten, sich gegen den Angriff der Menschenmenge zu wehren, die „unzählige waren, mit Lanzen und Schwertern und Schilden und Bogen und Pfeilen“. Die Portugiesen wurden in das Gebäude zurückgedrängt, das von einer Mauer „so hoch wie ein Mann auf einem Pferd“ umgeben war. Es gelang ihnen, das äußere Tor gewaltsam zu schließen. Von der Mauer aus schossen sie mit Armbrüsten, von denen sie sieben oder acht Stück hatten,

und töteten eine ansehnliche Zahl von Menschen. Von dem Dach des Gebäudes aus hissten sie als Notsignal für die Schiffe ein Banner.

Offenbar war Cabral in dem Augenblick zu krank, um persönlich teilzunehmen, und schickte mit Drehbassen bestückte Ruderboote aus, um die Menge zu zerstreuen. Das zeigte jedoch keine Wirkung. Die muslimische Menge fing an, die Außenmauer zu zerstören, „so dass sie binnen einer Stunde sie [die Mauer] vollständig niedergerissen hatten".[22] Die Verteidiger saßen nunmehr im Inneren fest und schossen von den Fenstern aus. Da die Handelsniederlassung nicht weit vom Meer entfernt war, beschloss Corrêa, dass jeder weitere Widerstand sinnlos sei. Ihre beste Chance war ein Ausfall zur Küste in der Hoffnung, dass die Boote an Land rudern und sie retten würden. Nach dem Ausbruch aus dem Gebäude gelang es den meisten, den Strand zu erreichen. Zu ihrem Entsetzen blieben die Boote aber auf Abstand, weil sie es bei dem schweren Seegang nicht wagten, sich der Küste zu nähern. Der bewaffnete Mob kam näher; Corrêa wurde erschlagen, „und mit ihm fünfzig und noch mehr Männer", darunter auch Pêro Vaz de Caminha, der erste Chronist Brasiliens, und mehrere Franziskaner, „die ersten christlichen Märtyrer in Indien". 20 Menschen erreichten das Wasser, unter ihnen der anonyme Erzähler, aber „alle schwer verwundet", und wurden „halb ertrunken" in die Boote gezogen, auch Corrêas elfjähriger Sohn António. Der vermutlich noch angeschlagene Cabral erwartete eine sofortige Entschuldigung seitens des Samorin, weil dieser es versäumt hatte, die portugiesische Siedlung zu schützen. Er wartete einen Tag auf eine Reaktion. Es kam keine. Der Samorin war offenbar unsicher, wie er sich verhalten sollte. Cabral deutete das Schweigen als schlechtes Omen; er glaubte, der Samorin bereite sich auf einen Krieg vor. 24 Stunden später nahm Cabral Rache. Er befahl, zehn arabische Schiffe im Hafen zu kapern und alle Menschen an Bord niederzumachen. Die Bewohner der Stadt beobachteten das Geschehen voller Entsetzen vom Ufer aus.

Und so erschlugen wir an die fünf- oder sechshundert Mann, und nahmen zwanzig oder dreißig gefangen, die sich in den Frachträumen der Schiffe versteckten, sowie die Handelsware; und so plünderten wir die Schiffe und nahmen, was sie in ihnen aufbewahrten. Eines hatte drei Elefanten in sich, die wir töteten und aufaßen, und wir verbrannten alle neun entladenen Schiffe.[23]

Aber Cabral war noch nicht fertig. Als die Dunkelheit anbrach, verlegte er

seine Schiffe in die Nähe der Küste und machte die Kanonen bereit. Bei Tagesanbruch setzte er Calicut einem heftigen Bombardement aus; es kam eine Antwort von ein paar kleinen Kanonen an der Küste, aber die portugiesische Feuerkraft war erdrückend. Den ganzen Tag über schlugen Kugeln in der Stadt ein, zerstörten Gebäude, darunter einige, die dem König gehörten, und töteten einige Würdenträger. Der Samorin flüchtete eilends aus der Stadt, und Cabral segelte ab zu der Stadt Cochin (das heutige Kochi), hundert Meilen die Küste abwärts, und erbeutete und verbrannte unterwegs zwei weitere Schiffe. Laut seinen Anweisungen sollte er Cochin aufsuchen, falls die Verhandlungen mit dem Samorin scheitern sollten. Der endgültige Abbruch der Beziehungen zu Calicut hatte beide Parteien gekränkt und aufgebracht. Das Bombardement der Stadt sollte nie vergeben werden. Das Massaker auf dem Handelsposten schrie nach Rache. Es war der erste Schuss in einem langen Krieg um den Handel und den Glauben auf dem Indischen Ozean.



Die Informationen über die Stadt Cochin stammten vermutlich von Gaspar da Gama. Der Portugiese wusste, dass sich der Raja der Stadt, ein Lehnsmann des Samorin, gerne von dem Joch Calicuts befreien wollte und deshalb ein Bündnis mit den neuen Akteuren in dem Spiel begrüßen würde. Der Empfang war herzlich. Zwei hohe Hindus und entsprechende Portugiesen wurden täglich ausgetauscht, weil erstere auf See weder essen noch schlafen durften. Innerhalb von 14 Tagen gelang es Cabral, seine Schiffe mit Gewürzen zu beladen und die Gründung einer kleinen dauerhaften Handelsniederlassung zu vereinbaren. Die Portugiesen konnten darüber hinaus ihr Wissen über Malabar erweitern. Kuriere trafen aus anderen Häfen entlang der Küste ein, aus Cannanore (heute Kannur) und Quilon (Kollam). Die Portugiesen luden sie zum Handel ein und strebten ein Bündnis gegen den Samorin an. Hier trafen sie zum ersten Mal auch richtige indische Christen: Zwei Priester aus dem benachbarten Cranganore (Kodungallur), Joseph und Mathias, kamen zu den Schiffen und waren hocherfreut über die Begegnung. Wenn das ein Trost für die Portugiesen war, so war es vermutlich auch der Moment, an dem sie endlich von dem langjährigen Irrglauben an ein christliches Indien befreit wurden und die Existenz und das Wesen des „heidnischen“ Hinduismus

erkannten. Die Priester enthüllten ihnen, dass die Christen, die dem Heiligen Thomas folgten, keineswegs die Mehrheit der Bevölkerung stellten. Vielmehr seien sie eine kleine und belagerte Sekte, umgeben von Ungläubigen. Die Portugiesen erfuhren auch, dass fast der gesamte Handel der Küste in der Hand der Muslime sei.

In Calicut dürstete unterdessen der Samorin nach Rache. Cabral erreichte die Nachricht von der unmittelbar bevorstehenden Ankunft einer Flotte aus 80 Schiffen, die ihn bei der Rückreise abfangen sollte. Sein Vertrauen in die eigene Artillerie war so groß, dass er das Angebot des Rajas, ihn mit Schiffen zu unterstützen, ablehnte. Stattdessen lief er praktisch sofort aufs Meer hinaus. Die Männer in der Handelsniederlassung ließ er zurück und nahm dafür die beiden Hindus an Bord einfach mit. Die beklagenswerten Geiseln wollten weder essen noch trinken. Es dauerte drei Tage, bis man sie überreden konnte, und „dann aßen sie voll Kummer und Sorge“.[24] Diese Rücksichtslosigkeit gegenüber den kulturellen Gepflogenheiten warf einen langen Schatten auf das Bündnis mit Cochin. Noch 13 Jahre danach erinnerte der Raja in einem Beschwerdebrief an Manuel an die Loyalität, die er den Portugiesen erwiesen hatte, und an deren fehlende Dankbarkeit.

Cabral hatte einen Kampf nicht nötig. Seine Schiffe waren schwer beladen, und die Schiffe des Samorin folgten ihnen, weil sie sich vor den portugiesischen Kanonen hüteten, in einiger Entfernung. Dann verloren sie sie im Dunkeln. Ein Stück die Küste aufwärts flehte der König von Cannanore Cabral an, einzulaufen und Gewürze an Bord zu nehmen. Die Einladung war ebenso eine Absicherung gegen die portugiesischen Kanonen wie der Wunsch nach einem Bündnis gegen Calicut. Nach einem kurzen Halt lief Cabrals Flotte auf den Indischen Ozean hinaus.

Die Schiffe legten die lange Seereise in kleinen Gruppen zurück. In Malindi kam es zu einem kommerziellen Debakel, als ein übereiltes Manöver den Verlust eines reich mit Gewürzen beladenen Schiffes verursachte: „Nichts davon wurde gerettet außer den Menschen in ihren Hemden.“[25] Obwohl das Wrack verbrannt wurde, damit die Fracht nicht den Muslimen in die Hände fiel, bargen Taucher aus Moçambique anschließend einen Teil der Kanonen, die später den Portugiesen zurückgegeben wurden.

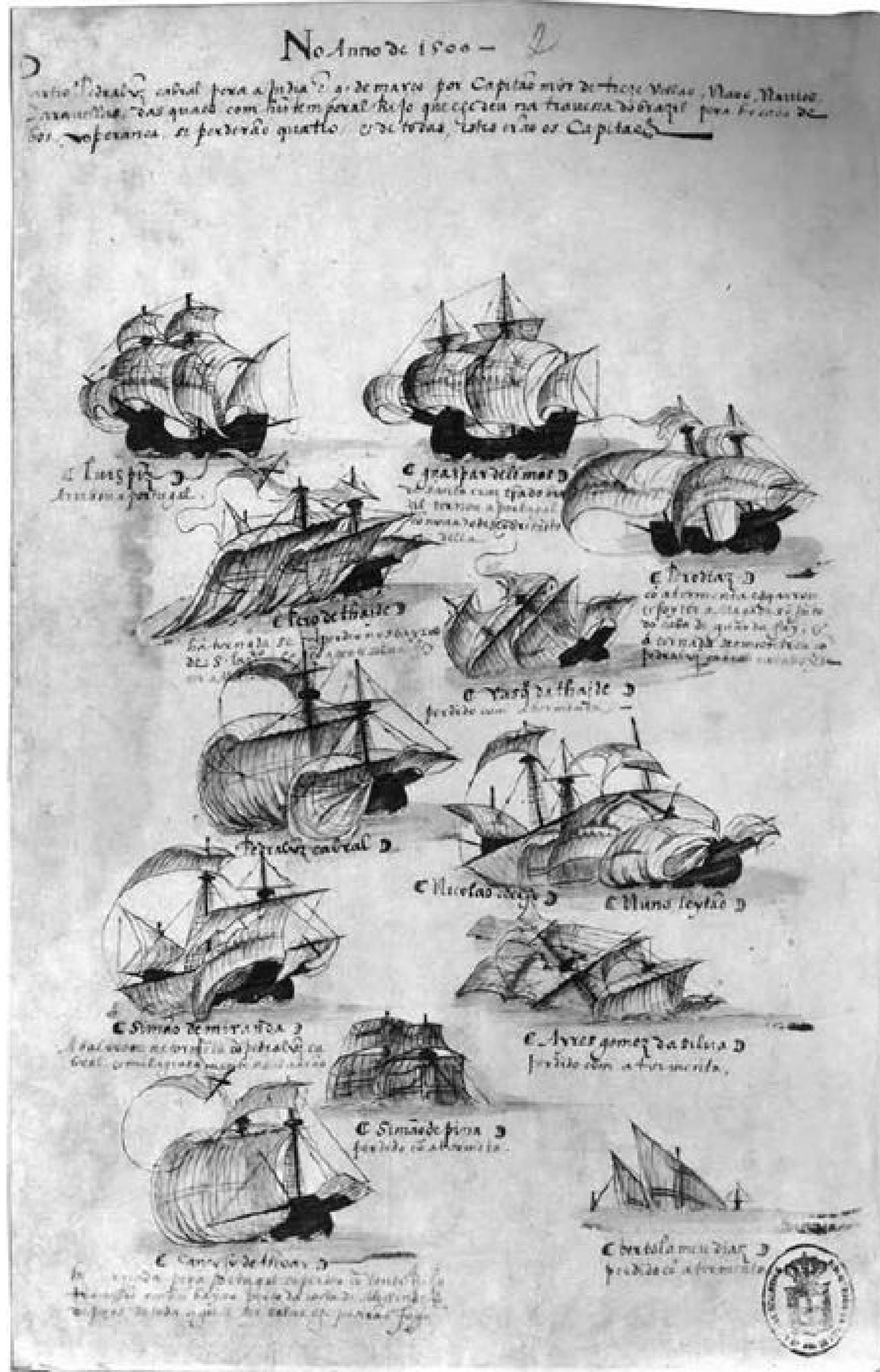


In Lissabon schickte Manuel unterdessen in der Zuversicht, dass die reichen Geschenke an den Samorin eine friedliche Einigung garantiert hatten, bereits die nächste Expedition aus. Im März, gerade als sich Cabrals Schiffe wieder in Richtung Kap vorarbeiteten, verließ eine kleine Handelsflotte aus nur vier Schiffen unter dem Kommando von João de Nova die Tejo-Mündung. Zwischen Ankunft und Rückkehr lag eine so lange Zeit, dass volle zwei Jahre zwischen der Aussendung einer Flotte und der Rückmeldung über die Reise vergingen, um die nächsten abreisenden Schiffe zu informieren. Alles hing vom Monsunzyklus ab. Die Flotte eines jeden Jahres zog auf ihrer jeweiligen Route blindlings an ihrem Vorgänger vorbei über die Weite des Atlantiks und fuhr gemäß den Anweisungen weiter, die auf seit zwei Jahren veralteten Informationen beruhten. Allerdings hatte man bereits notdürftige Vorkehrungen getroffen, um dem abzuhelden. Als Nova die Bucht des St. Brás in der Nähe des Kaps erreichte, entdeckte er einen Schuh, der in einem Baum hing. Er enthielt Informationen über die wahre Situation in Calicut. Also machte er einen Bogen um die Stadt, lud in Cannanore und Cochin Gewürze an Bord und war den Schiffen des Samorin wiederum, dank der portugiesischen Artillerie, eine Nasenlänge voraus.

Cabrals Schiffe kehrten im Sommer 1501 in kleinen Gruppen nach Lissabon zurück. Unterwegs hatten kleinere Abstecher zur Erkundung neue Erkenntnisse gebracht. Der Hafen Sofala, ein wichtiges Zentrum des afrikanischen Goldhandels, wurde inspiziert. Diogo Dias kundschaftete die Mündung des Roten Meeres aus. Manuel entwickelte bereits strategische Überlegungen in dieser Richtung. Es war ein hartes Unterfangen; die Portugiesen trafen eine trockene und unwirtliche Landschaft an, das Klima war so heiß wie ein Schmelzofen. Die meisten Seeleute starben. „Also kam das Schiff mit nur sechs Männern [zurück], von denen die meisten krank waren, und sie hatten nichts zu trinken außer Wasser, das sie auf dem Schiff sammelten, wenn es regnete.“[26] Alle diese Informationen flossen in die Karten ein, welche die Portugiesen anfertigten und für die künftige Verwendung streng unter Verschluss hielten.

Die Rückkehr nach Lissabon wurde bereits sehnsüchtig erwartet. Von den 13 Schiffen, die ausgelaufen waren, kehrten sieben zurück; davon waren fünf mit Gewürzen beladen; zwei waren leer. Die anderen sechs waren auf See verloren gegangen. Die Glocken wurden geläutet, und im ganzen Land wurden Prozessionen angesetzt. Innerhalb des portugiesischen Hofes war das

Urteil über Cabrals Reise gespalten. Eine einflussreiche Gruppe war der Meinung, der Preis sei zu hoch gewesen und die Entfernung zu groß. Manuel hatte viel in das Unternehmen investiert, und wenn die beladenen Schiffe stattliche Einnahmen versprachen, so warf der Verlust von Menschenleben doch einen Schatten darauf. Die Entdeckung von Land im Westen galt zwar als interessant, aber man hielt es nicht von Bedeutung. Das Versäumnis, in Calicut eine friedliche Einigung zu erzielen, die Zerstörung der Handelsniederlassung und die inzwischen unbestreitbaren Beweise, dass die Mehrheit der Bevölkerung und ihre Herrscher an der indischen Küste keine Christen waren, verstärkten noch die düstere Stimmung.



Der hohe Preis von Cabrals Reise: Sechs Schiffe gingen auf See verloren.

Manuel jedoch sorgte dafür, dass in ganz Europa positive Nachrichten verkündet wurden. Keiner schenkte den Meldungen mehr Aufmerksamkeit als die Venezianer. Für die Seefahrerrepublik war der Gewürzhandel, in dem sie bis zum Ende des 15. Jahrhunderts fast ein Monopol hatten, das

Lebenselixier. Da Venedig auf die östliche Hälfte des Mittelmeers beschränkt war, bemühte es sich eifrig darum, die Beziehungen zur Dynastie der Mamluken in Ägypten zu pflegen und die jährliche Beladung ihrer Schiffe in Alexandria zu gewährleisten. Die Nachricht von dem portugiesischen Coup, diese Zwischenhändler zu umgehen, war alarmierend. Sie gefährdete die ganze Existenz der Stadt und erforderte deshalb eine dringende Untersuchung. Ein wachsamer italienischer Beobachter des Geschehens in Lissabon, Alberto Cantino, schrieb nach Ferrara, der König habe „bereits dem venezianischen Gesandten mitgeteilt, dass er, falls sich die Angelegenheit nicht zum Guten wende, wie man allgemein annahm, das Unternehmen ganz aufgeben werde“.[27] Das könnte in Venedig ebenso Hoffnung als auch Erwartung geweckt haben. Realistischere Stimmen verkündeten unheilvolle Vorahnungen. Ihr Gesandter „Il Cretico“ hielt sich in Lissabon auf, als die Schiffe einliefen. Die Einzelheiten waren beunruhigend: „Sie brachten eine schwere Fracht [an Gewürzen] zu einem Preis, den ich nicht zu nennen wage … Wenn diese Reisen fortgesetzt werden sollten, … könnte sich der König von Portugal der ‚König des Geldes‘ nennen, weil alle zu diesem Land fahren würden, um Gewürze zu bekommen.“[28] Manuel rief Il Cretico zu sich, um die Gewürzausbeute zu feiern, „also freute ich mich mit ihm, wie es sich gehört“.[29] Der Venezianer hätte mit Sicherheit lieber Sägespäne gegessen.

In Venedig sagte unterdessen der Tagebuchschreiber Girolamo Priuli den Untergang seiner Stadt voraus, falls es den Portugiesen gelang, Gewürze direkt an der Quelle zu kaufen und die islamischen Zwischenhändler zu umgehen. „Diese neuen Tatsachen sind von so großer Bedeutung für unsere Stadt, dass ich von Angst ganz gepackt bin“, schrieb er.[30] Und Manuel streute ebenfalls Salz in die Wunde. Er schlug Il Cretico vor, „dass ich Eurer Durchlaucht vielleicht schreiben sollte, dass ihr von jetzt an eure Schiffe aussenden solltet, um von hier aus Gewürze zu transportieren“.[31] Das war der Anfang eines verdeckten Handelskrieges zwischen Venedig und Portugal, in dem der Vorsprung Informationen den Ausschlag gab. „Es ist unmöglich, die Karte der Reise zu beschaffen“, meldeten venezianische Spione. „Der König hat eine Todesstrafe auf jeden ausgesetzt, der sie aushändigt.“[32]

Der hohe Tribut der Expedition Cabrals hatte jedoch Manuels Glaubwürdigkeit geschadet. Er wusste nunmehr über die wahre Lage entlang der Malabar-Küste Bescheid – es lebten kaum Christen dort, und der ganze

Handel befand sich in der Hand muslimischer Kaufleute –, aber er hatte seine Ambitionen nicht zurückgeschraubt. Er sagte zu Il Cretico, dass „er es dem [Mamluken-]Sultan verbieten werde, nach Gewürzen Ausschau zu halten“.[33] Er werde weitermachen.

Die Verluste in Calicut erforderten eine angemessene Antwort. Nach der Rückkehr Cabrals änderte sich die Strategie für Indien. Der Samorin, der als Heide entlarvt worden war, hatte reiche Geschenke verschmäht, die portugiesische Handelsniederlassung zerstört und Cabrals Männer getötet. In Portugals Augen stand er ganz offensichtlich unter dem Einfluss der Muslime aus Mekka. Es lag auf der Hand, dass man künftig um den Handel mit Indien würde kämpfen müssen. Rache, die Grundhaltung des militanten Christentums, lag in der Luft. Eine islamische Klage über das portugiesische Eindringen in den Indischen Ozean, die 80 Jahre danach geschrieben wurde, identifizierte Cabrals Expedition als den Moment, in dem aus Frieden Krieg wurde. Von da an fingen „die Anbeter des Kreuzes“[34] an, „das Eigentum der Mohammedaner anzugreifen und ihren Handel zu unterdrücken“.[35] Als Cabral ein zweites Oberkommando ablehnte, schickte Manuel nach Vasco da Gama.



7

Das Schicksal der Miri

Februar – Oktober 1502

In der Überzeugung, dass der Handel des Indischen Ozeans ein aggressives Vorgehen erfordere, bereitete Manuel eine noch größere Flotte für die nunmehr jährliche Abreise aus dem Tejo im Frühjahr 1502 vor. Insgesamt sollten 20 Schiffe fahren, aufgeteilt in zwei Staffeln, unter Gamas Oberkommando. Mit ihm fuhr Vicente Sodré, sein Onkel, der separate Befehle hatte und eine gewisse Autonomie genoss. Obwohl Gamas schriftliche Anweisungen nicht erhalten sind, lassen sie sich aus den folgenden Geschehnissen ableiten. Er sollte eine Entschädigung von dem Samorin in Calicut für den Mord an Manuels Männern fordern, die von ihm geforderte Vertreibung muslimischer Händler durchsetzen, die Handelsabkommen mit den abtrünnigen Herrschern an der Malabar-Küste ausweiten und die dort errichteten Brückenköpfe durch die Handelsniederlassungen in Cochin und Cannanore ausbauen. Mit dem sicheren Wissen, dass der Indische Ozean nichts vorzuweisen hatte, das es mit ihrer Artillerie hätte aufnehmen können, war das ein Rezept für Kanonenbootdiplomatie, wenn nicht offenen Krieg.

Die kalkulierte Eskalation spiegelt sich in der Flottengröße wider. Die Ambitionen Manuels werden in den Anweisungen deutlich, die er Vicente Sodré erteilte. Er sollte „die Mündung der Straße des Roten Meeres bewachen, um dafür zu sorgen, dass die Schiffe der Muslime aus Mekka weder in es einliefen noch es verließen, denn sie hegten den größten Hass gegen uns und erschwerten unser Eindringen in Indien, weil sie die Kontrolle über die Gewürze in der Hand hatten, die über Kairo und Alexandria in diese Teile Europas gelangten“.[1] Es war ein Schritt weiter in einem geostrategischen Plan, der immer größere Ausmaße annahm. Vicente und

sein Bruder Brás, der ihn begleitete, waren ungefähr in Gamas Alter, obwohl sie seine Onkel waren. Sie waren zusammen aufgewachsen und hatten vermutlich bei den Freibeuterfahrten vor der marokkanischen Küste zusammengearbeitet; mit Sicherheit teilten sie seine Neigung zur Gewalt. Darüber hinaus warb Gama seinen Vetter Estêvão an: Das Ganze sollte eine Familienangelegenheit werden.

Die neue Expedition wurde mit den inzwischen üblichen Ritualen der Abreise vorbereitet. Auf der Messe in Lissabons strenger Kreuzfahrerkathedrale wurde Gama offiziell der Titel Admiral der Indischen Meere verliehen, und er wurde mit den Symbolen des Reiches und des Krieges geschmückt. In einen purpurfarbenen, mit einer Silberkette verzierten Samtumhang gekleidet, das gezogene Schwert in der rechten Hand und die königliche Standarte in der linken, kniete er vor dem König nieder, der ihm einen Ring auf den Finger schob.

Die Mehrheit der Flotte lief am 10. Februar 1502 unter den Gebeten und Tränen der Familien der Seefahrer, die vom Wind verweht wurden, von Restelo aus. Eine zweite Gruppe aus fünf Schiffen folgte am 1. April unter dem Kommando Estêvão da Gamas. An der erweiterten Expedition nahmen mehrere Beobachter teil, die Augenzeugenberichte schrieben, manche anonym, andere unter Nennung ihres Namens. Dazu zählten ein portugiesischer Angestellter namens Tomé Lopes und der italienische Handelsvertreter Matteo da Bergamo, beide in Estêvãos Geschwader. Sie dokumentierten das Vorankommen einer Expedition, welche die portugiesischen Absichten im Indischen Ozean ein für alle Mal vom friedlichen Handel zur Waffengewalt verlagerte.

Nachdem Cabrals Flotte im südlichen Atlantik beinahe vernichtet worden wäre, traten die Seeleute die Fahrt mit beträchtlicher Beklemmung an. Tomé Lopes, vermutlich eine Landratte ohne große Erfahrung auf See, beschrieb die klimatischen Veränderungen, die sie durchliefen. Von der Insel Madeira, „einer Insel mit einem sehr angenehmen Klima, weder zu heiß noch zu kalt“, segelten die Schiffe zu den Kapverdischen Inseln und schlugen dann den Südwestbogen aufs offene Meer ein. In der Nähe des Äquators wurde das Wetter unerträglich heiß, „ohne dass man imstande war, eine Atempause zu bekommen, weder bei Tag noch bei Nacht“. Dann sahen sie den Polarstern nicht mehr, und die Hitze nahm allmählich ab. Als sie sich dem Kap näherten, „wurde es extrem kalt; je näher wir kamen, desto kälter wurde es,

und desto weniger waren wir imstande, uns zu schützen. Um uns warmzuhalten, wickelten wir uns in unsere Kleider und aßen und tranken viel“.[2] Die Tage wurden kürzer; das Tageslicht schrumpfte auf acht und eine halbe Stunde, die Nacht war 15,5 Stunden lang. Am 7. Juni wurde Lopes’ Schiff im Dunkeln von einem gewaltigen Sturm überrascht. Das Geschwader wurde zerstreut. „Nur zwei sahen sich noch vereint, die *Julia* und wir … bei der dritten Bö wurde der Wind so stark, dass er die Rah unseres Lateinsegels mitten durchbrach und den Großmast der *Julia* fällte … große Mengen Meerwasser rollten über uns hinweg – der Anblick raubte einem den Verstand …“[3] Bei den Brechern, die über das Deck fegten, holte die *Julia* allmählich Wasser. Während die Besatzung fleißig pumpte, um das Schiff über Wasser zu halten, legten die Männer Schwüre ab und zogen das Los, wer eine Pilgerreise antreten würde, falls sie mit dem Leben davonkämen. In eisiger Kälte, durchnässt bis auf die Haut, warteten sie, dass der Sturm vorüberging. Am 9. Juni besserte sich das Wetter: „Wir legten unsere Kleider zum Trocknen in der Sonne aus, aber sie gab nicht viel Wärme ab und ermöglichte es uns kaum, uns wieder aufzuwärmen, denn wir waren von den unzähligen Treffern des Meeres völlig durchnässt worden, und der Regen half uns auch nicht weiter.“[4] Gamas Männer hatten Reliquien ins Meer geworfen in der Hoffnung, die Sicherheit auf dieser Etappe zu erhöhen. Dieses Mal blieben alle Schiffe erhalten, aber die Passage nach und von Osten sollte die Ausdauer auf eine harte Probe stellen, da immer die Gefahr eines Schiffbruchs oder Sinkens bestand.

Die Portugiesen wollten an der Ostküste Afrikas sowohl Handel treiben als auch sichere Stützpunkte als Zwischenstationen zur Auffrischung und Neugruppierung der Flotten gründen, die von der turbulenten Atlantikpassage zerstreut worden waren. Nach den angespannten Verhandlungen und dem Misstrauen, das Gama bei seinem ersten Besuch in Moçambique und Mombasa verfolgt hatte, lag auf der Hand, dass er sich nunmehr für ein massiveres Auftreten entschied. Gama hatte keinen Sinn für die Feinheiten und die langatmige Diplomatie des Orients. Außerdem war er zuversichtlich, dass die europäische Kanone ihnen den gebührenden Respekt verschaffen konnte. Und ihm war klargeworden, dass der Monsun ein unerbittlicher Zuchtmeister war: Er würde nicht warten. Wenn man nicht rasch auf die Forderungen einging, würde Gama die Gesprächspartner einfach zwingen.

Zuerst stattete er Sofala und Moçambique einen Besuch ab, wo das übliche

Muster des Geiselaustauschs und der Landung mit versteckten Waffen es ihnen gestattete, mit einem recht anständigen Gewinn Gold zu kaufen. Aber sein Hauptziel war Kilwa, der wichtigste Handelshafen an der Küste, wo Cabral überaus kühl empfangen worden war. Gama traf dort mit seiner ganzen Flotte aus 20 Schiffen ein, mit wehenden Fahnen und einer Salve aus seinen Bombarden, um die Größe und Macht der portugiesischen Krone zu demonstrieren. Dem Emir schickte er eine knappe Note mit der Bitte um eine Audienz. Er erhielt die Antwort, der Emir sei krank und könne ihn nicht empfangen. Prompt verlegte Gama seine Schiffe in einer bedrohlichen Linie nahe an die Küste, bewaffnete seine Boote mit 350 Mann mit Musketen und Drehbassen und ging an Land. „Er wollte mich nicht empfangen", lautete der eigene Bericht des Admirals, „verhielt sich aber stattdessen sehr unhöflich, aufgrund dessen ich mich mit allen Männern, die ich hatte, bewaffnete, entschlossen ihn zu vernichten, und fuhr in meinen Booten vor sein Haus, und zog den Bug auf trockenes Land, und ließ noch weit unhöflicher nach ihm schicken, als er mich behandelt hatte, da willigte er ein und kam".[5]

Nach der farbenprächtigen Schilderung des Chronisten Gaspar Correia hielt der Admiral dem armen Herrscher über seinen Dolmetscher einen endlosen Vortrag:

> Ich bin der Diener des Königs, meines Herrn, und alle diese Männer, die Ihr hier seht und die zu dieser Flotte gehören, werden tun, was ich ihnen befehle; und seid Euch versichert, dass Eure Stadt, wenn ich es will, binnen einer einzigen Stunde in Schutt und Asche liegen wird, und wenn ich beschließe, Eure Menschen zu töten, dann werden sie alle in dem Feuer verbrennen.

Er fügte hinzu, dass er den Emir „bei den Ohren packen und an den Strand zerren werde und dass er ihn mit einem Eisenring um den Hals mitnehmen und ihn in ganz Indien präsentieren werde, auf dass alle sehen könnten, was sie davon hätten, wenn sie sich nicht dem König von Portugal unterwarfen".[6]

Gama forderte das Recht, mit Gold zu handeln, sowie einen ansehnlichen jährlichen Tribut an den König von Portugal; zum Zeichen der Anerkennung von dessen Oberherrschaft sollte der arme Emir auch die königliche Flagge hissen. Es handelte sich um einen Akt äußerster Demütigung. Der Tribut sollte in zwei Raten bezahlt werden. Die erste wurde mit dem gebührenden Zeremoniell „unter großem Lärm und Bekundungen der Freude" übergeben, wie Tomé Lopes berichtete, wohl ein wenig lakonisch, während eine große

Frauengruppe am Strand wiederholt skandierte: „Portugal! Portugal!“[7] Der eigentliche Grund für den Ruf war wohl eher Angst als Freude. Die verblüffende Direktheit der Kanonenbootdiplomatie bekam allmählich die ganze Swahili-Küste zu spüren. Am 27. Juli segelte Gama nach Malindi weiter, wo er freundlich, wenn auch ein wenig nervös, von seinem alten Freund, dem Scheich, empfangen wurde.

Die Überquerung des Indischen Ozeans verlief relativ ereignislos. Am 20. August war die ganze Flotte bei den Angediven angelangt, nachdem sie offenbar einige Häfen weiter im Norden, Honavar und Bharkal (Bhatkal), ohne ersichtlichen Grund überfallen und geplündert hatte. Gama erklärte dem vor ihm knienden Raja dieser Städte ganz offen, nach den Worten Correias: „Dies ist die Flotte des Königs von Portugal, meines Herrn, welcher der Herr des Meeres, der Welt und auch dieser ganzen Küste ist.“[8] Von hier fuhr die Flotte nach Süden. Anfang September erreichte sie den Monte Deli, eine vorspringende Landzunge mit geschützten Lagunen dahinter, nördlich von Cannanore. Das war die erste und letzte Anlaufstation für Handelsschiffe an der Malabar-Küste und wurde häufig von Gewürzschiffen, die vom Roten Meer kamen, als Zwischenhalt für Wasser, Holz und Proviant genutzt. Die 20 Schiffe Gamas mit ihren tausend Mann gingen in der Lagune vor Anker. Der Skorbut forderte wiederum seinen Tribut, so Tomé Lopes. Sie stellten für die Kranken Zelte auf, aber trotz einer reichen Orangenernte war es für viele zu spät. 60 oder 70 starben. Andere wiesen beunruhigende andersartige Symptome auf. Sie bekamen zwischen ihren Beinen Geschwüre, vermutlich als Folge tropischer Parasiten, aber diese waren offenbar nicht tödlich.

Die Kuppe des Monte Deli, gut 250 Meter über dem Meer, bot einen ausgezeichneten Aussichtspunkt, um einen Hinterhalt zu planen. Gama und seine Verwandten hatten vermutlich als junge Männer vor der Küste Marokkos ähnliche Operationen durchgeführt. Wenn der Befehl lautete, den Handel mit dem Roten Meer zu unterbinden, so stand doch immer noch die Rache für das Massaker in Calicut im Raum, und viele waren zweifellos daran interessiert, sich persönlich zu bereichern. Am 29. September 1502 kam die Gelegenheit dafür. Eine große, aus Norden kommende Dhau wurde gesichtet. Gama lief mit einigen Schiffen und geladenen Bombarden aufs Meer hinaus.

Für die folgenden Ereignisse sind mehrere Augenzeugenberichte erhalten. Der italienische Handelsvertreter Matteo da Bergamo war viel zu schockiert,

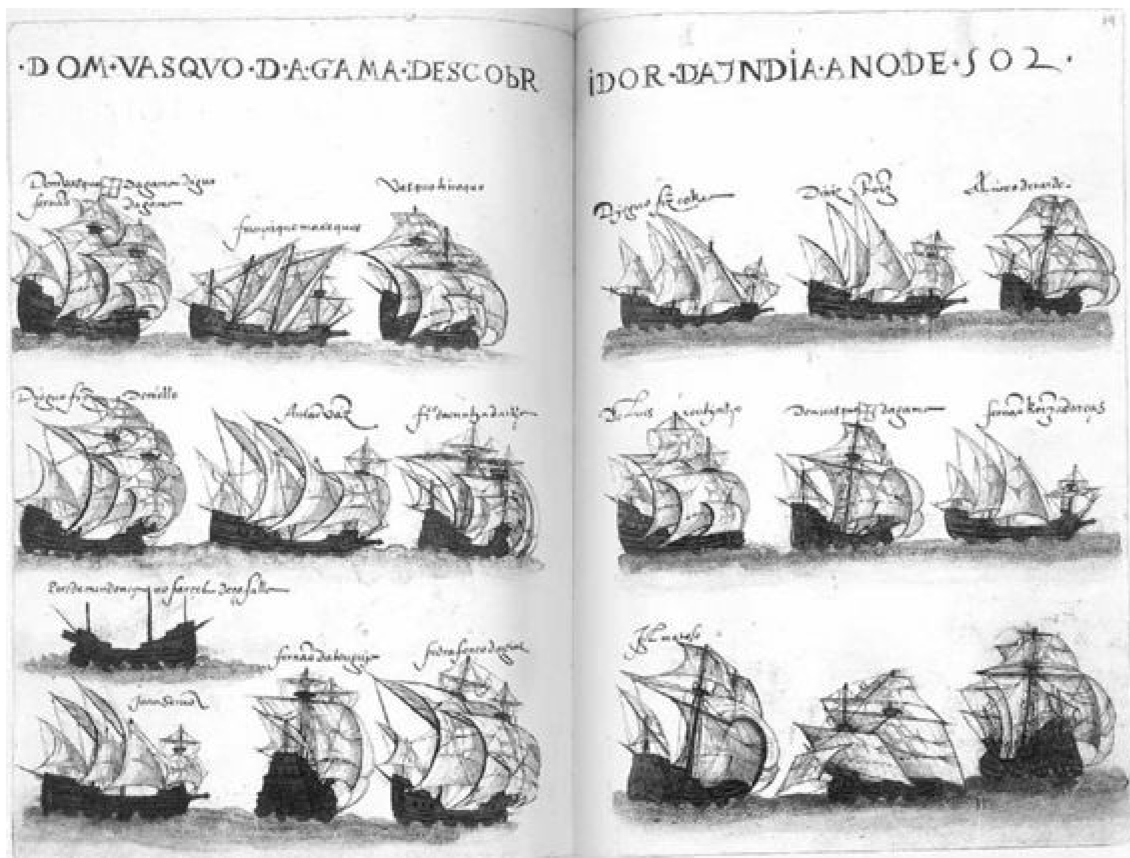
um nähere Einzelheiten in dem Brief, den er seinem Arbeitgeber schickte, schriftlich festzuhalten. „Wir beteiligten uns nicht daran. Uns wurde gesagt, das sei nicht unsere Sache“, schrieb er. „Es gibt auch gewisse Details dieses Ereignisses, für die hier weder die Zeit noch der Ort ist, sie zu enthüllen.“[9] Der portugiesische Schreiber Tomé Lopes hielt sich nicht so stark zurück. Er warf vermutlich als Erster einen kritischen Blick auf die Methoden und die Mentalität der Eroberung im Indischen Ozean.



Das Schiff hieß *Miri*. Es kehrte mit etwa 240 Passagieren, darunter auch Frauen und Kinder, vom Roten Meer zurück. Viele hatten die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht. Offensichtlich war das Schiff bewaffnet und hatte Kanonen an Bord. Außerdem fuhren einige reiche Kaufleute aus Calicut mit, etwa der Faktor des Sultans der Mamluken, Jauhar al-Faqih, ein wichtiger Geschäftsmann, der mehrere Schiffe besaß.

Zu Gamas Überraschung ergab sich die *Miri* kampflos. An der Malabar-Küste gab es Regeln, die weitgehend eingehalten wurden. Es war gängige Praxis, eine Abgabe zu zahlen, wenn ein Schiff auf bestimmten Abschnitten von einheimischen Piraten abgefangen wurde. Die Kaufleute waren gut versorgt und zuversichtlich, dass sie sich freikaufen konnten. Al-Faqih machte ein erstes Angebot. Er bot Entschädigung für einen Mast auf einem portugiesischen Schiff an, der bei der Annäherung gebrochen war, und wollte in Calicut allen Gewürze aushändigen. Gama lehnte ab. Der Kaufmann versuchte es noch einmal: Er wollte sich selbst, eine seiner Frauen und einen Neffen als Geiseln für eine volle Ladung Gewürze in den vier größten Schiffen Gamas zur Verfügung stellen – ein deutlich verbessertes Angebot. Sie würden als Gefangene an Bord bleiben. Ein Neffe sollte an Land gehen und den Handel arrangieren. Darüber hinaus versprach er, alle in Calicut beschlagnahmten portugiesischen Waren zurückzugeben und friedliche Beziehungen mit der Stadt in die Wege zu leiten, was einem offenen Eintritt in den Gewürzhandel gleichkam. Wenn diese Versprechen nach 15 oder 20 Tagen noch nicht erfüllt seien, könne der Admiral mit ihm machen, was er wolle. Gama blieb unbewegt. Er befahl al-Faqih, die Händler aufzufordern, ihren ganzen Besitz auszuhändigen. Der Mann wunderte sich immer mehr und antwortete würdevoll: „Als ich dieses Schiff befehligte, taten sie, was ich

ihnen befahl. Da Ihr jetzt das Kommando habt, sagt es ihnen doch selbst!“ Die Kaufleute gaben ab, was immer die Portugiesen wollten, und zwar „ohne Folter“, laut Lopes, und ließen offenbar ein beträchtliches Vermögen auf dem Schiff zurück. Laut manchen Schilderungen herrschte unter den Kapitänen weitgehend Zustimmung zu Gamas hartnäckigem Insistieren darauf, weder die Bedingungen zu akzeptieren noch das Schiff komplett zu plündern. Lopes hingegen war einfach erstaunt. Die Weigerung, aufgrund irgendwelcher merkwürdiger Prinzipien aus der Angelegenheit möglichst großen Profit zu schlagen, schien unbegreiflich: „Man denke nur an die Juwelen und anderen reichen Gegenstände, die an Bord zurückgelassen wurden: die Fässer Öl, Butter und Honig und anderen Waren!“[10]



Der Übergang zur Eroberung: Gamas zweite Flotte war sechsmal so groß wie die erste.

Gama hatte andere Pläne. Zum Entsetzen der Passagiere auf der *Miri* – und vermutlich vieler Seefahrer in der portugiesischen Flotte, wenn auch aus anderen Gründen – wurde das Schiff seines Steuerruders und der Takelage

beraubt, dann von den Booten ein Stück weggeschleppt. Kanoniere gingen an Bord des Schiffes, legten Schießpulver und zündeten es an. Die Muslime sollten bei lebendigem Leib verbrennen.

Sowie sie den Ernst ihrer Lage erkannten, reagierten die Leute an Bord der *Miri* beherzt. Es gelang ihnen, das Feuer zu löschen, und sie schnappten sich, was immer sie an Waffen, Geschossen und Steinen auftreiben konnten. Sie beschlossen, kämpfend zu sterben. Als die Langboote zurückkehrten, um das Feuer erneut anzuzünden, wurden sie von einem Hagel an Geschossen empfangen, die Frauen ebenso wie Männer warfen. Sie wurden zurückgeworfen. Dann versuchten sie, das seeuntaugliche Schiff mit ihren Kanonen zu bearbeiten, aber die Kanonen, die sie an Bord hatten, waren zu leicht, um ernsten Schaden anzurichten. Selbst aus der Distanz konnten sie Frauen sehen, die um ihr Leben flehten, Schmuck und wertvolle Gegenstände hochhielten und den Admiral um Gnade anflehten. Manche nahmen ihre kleinen Kinder und hielten sie hoch. „Und wir begriffen, dass sie um Gnade baten“, schrieb Tomé Lopes, dessen Schilderung immer verstörter und verständnisloser wurde. „Die Männer deuteten mit ihren Gesten an, dass sie bereit wären, ein hohes Lösegeld zu zahlen … es besteht kein Zweifel daran, dass es genug gewesen wäre, um alle in Fez gefangen gehaltenen Christen freizukaufen, und dass immer noch große Reichtümer für unseren Herrn den König geblieben wären.“[11] Gama verfolgte das Ganze teilnahmslos, verborgen, von einem Guckloch aus. Er zeigte keine Reaktion. Auf dem Schiff fingen die Passagiere an, aus Matratzen und allem, was sie fanden, Barrikaden zu errichten. Sie würden ihr Leben teuer verkaufen.

Fünf Tage lang trieb die manövrierunfähige *Miri* auf dem heißen Meer. Das Schiff, auf dem Lopes segelte, folgte ihr in engem Abstand, wobei es ein erbeutetes muslimisches Schiff am Heck hinter sich herzog. Am fünften Tag wurden sie beauftragt, der Sache ein Ende zu machen. „Wir konnten alles sehen“, schrieb Lopes. „Es war Montag, der 3. Oktober, ein Datum, das ich mein Leben lang nicht mehr vergessen werde.“[12]

Sein Schiff fuhr an die *Miri* heran und kam längsseits. Aus kürzester Distanz riss ein Kanonenschuss ein Loch in das Deck, aber sie hatten den Kampfgeist ihrer Widersacher unterschätzt. Die *Miri* klammerte sich mit Enterhaken an ihrem Schiff fest, „so plötzlich und mit solcher Heftigkeit, dass wir keine Zeit hatten, auch nur einen Stein von unserem Kampfplatz aus zu werfen“. Auf einen Schlag hatte sich das Blatt gewendet. Die Portugiesen

sahen sich überrumpelt und im Nachteil. „Viele von uns hatten nicht einmal eine Waffe, weil wir glaubten, wir würden gegen unbewaffnete Leute kämpfen.“[13] Eilends mussten sie die muslimischen Gefangenen einsperren, die sich unter Deck befanden, und sich einem heftigen Angriff stellen. Die *Miri* war höher gebaut, und die Gegner ließen einen Hagel von Geschossen auf ihr Deck regnen. Es waren so viele, dass die Kanoniere nicht imstande waren, zu den Geschützen zu gelangen. Ein paar Angreifer trafen sie mit Armbrüsten, aber 40 Mann der Besatzung waren in den Booten. Sie waren in Unterzahl und gezwungen, in Deckung zu gehen: „Sobald sich einer von uns auf dem offenen Deck zeigte, wurden wir von 20 oder 30 Steinen und vereinzelten Pfeilen angegriffen.“[14]

Die beiden Schiffe hafteten aneinander. Den ganzen Tag über tobte ein erbitterter Kampf. Die Muslime waren so aufgebracht, dass sie kaum noch Schmerz spürten: „Sie warfen sich uns mit solchem Eifer entgegen, es war ein außergewöhnliches Schauspiel. Wir töteten und verwundeten viele, aber sie hielten nicht inne und schienen ihre Wunden nicht zu spüren.“[15] Lopes merkte, wie sich die Lage um ihn herum verschlechterte. „Wir waren alle verwundet.“[16] 14 oder 15 Männer waren auf dem erhöhten Vorderdeck eingeschlossen, das ihre Angreifer stürmen wollten. Die meisten Männer gaben ihre Stellung auf und flüchteten über das Deck. Nur Lopes und der Kapitän Giovanni Buonagrazia blieben noch dort und kämpften um ihr Leben. Buonagrazia hatte von irgendwoher einen Brustpanzer ergattert, um sich zu schützen. An dem inzwischen von dem Steinhagel zerbeulten Panzer lösten sich die Riemen. Als die Angreifer direkt vor ihm standen, rutschte die Rüstung einfach ab. Buonagrazia drehte sich mitten im Kampfgetümmel um und rief: „Tomé Lopes, Schreiber des Schiffs, was tun wir noch hier, jetzt, wo alle gegangen sind?“[17]

Es war höchste Zeit abzuhauen. Die beiden Männer verließen ihre Stellung und überließen den Passagieren der *Miri* die Kontrolle über das Vorderdeck. „Sie stießen laute Jubelschreie aus, als hätten sie uns bereits besiegt.“ Die Muslime besetzten nun auch das Achterdeck, und diejenigen, die dem Kapitän und dem Schreiber zu Hilfe gekommen waren, erkannten, dass die Lage hoffnungslos war, und sprangen ins Meer, wo die Boote sie aufnahmen. „Es waren nur noch wenige von uns auf dem Schiff, und alle, oder fast alle, verwundet.“[18] Scharenweise sprangen neue Angreifer von der *Miri* hinüber, um die Verwundeten zu ersetzen, auch wenn einige ins Meer fielen und

ertranken. Die wenigen übrigen Portugiesen waren unter dem Vorderdeck eingesperrt und schützten sich, so gut es ging, gegen den Hagel. „Sie töteten einen von uns und verwundeten zwei oder drei weitere. Wir hatten Schwierigkeiten, uns gegen die Steine zu schützen, auch wenn die Segel eine gewisse Deckung boten.“[19]

Die Lage war kritisch, als geistesgegenwärtiges Handeln ihnen aus der Klemme half. Eine andere Karacke, die *Joia*, segelte auf die *Miri* zu und tat so, als wollte sie das Schiff entern. Das gab den Ausschlag. Auf einmal fürchteten die Angreifer um ihr eigenes Schiff. Sie kletterten eilends auf die *Miri* zurück und machten sich los. Die erschöpften Überlebenden konnten ihr Glück kaum fassen.

Die mutige Verteidigung der *Miri* war gescheitert. Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit. Mit sechs oder sieben der größten Schiffe verfolgte Gama das Fahrzeug, das ohne Ruder auf dem offenen Meer trieb. Der Wellengang war zu hoch, um einen Enterversuch zu wagen, und der Todeskampf der Passagiere auf der *Miri* zog sich entsetzlich in die Länge. Weitere vier Tage lang verfolgten sie ihre Beute und schossen einige Kanonen ab, aber ohne Wirkung. Am fünften Morgen kam ein Schwimmer von der *Miri* an ihre Seite und machte ein Angebot. Wenn man sein Leben verschone, würde er ein Tau am Ruder des Schiffes befestigen, damit sie es einholen und in Brand stecken konnten. Er verriet auch, dass es auf dem Schiff nichts mehr zum Plündern gab. Sämtliche Wertgegenstände, die Waren, den Proviant hatten sie ins Meer geworfen; die Portugiesen sollten nichts davon bekommen.

Lopes würdigte ein letztes Mal den Kampfgeist und die Tapferkeit der Muslime: „Im Kampf sahen wir manchmal einen von einem Pfeil verwundeten Mann ihn herausziehen, zurückschleudern und weiterkämpfen, als habe er seine Wunde gar nicht bemerkt.“[20] „Und so geschah es“, schloss er vernichtend, „nach so vielen Kämpfen, dass der Admiral mit großer Grausamkeit und ohne jede Gnade das Schiff verbrannte und alle, die darin waren“.[21] Dem Vernehmen nach holte Gama von dem Schiff, bevor es unterging, noch den buckligen Piloten und rund 20 Kinder, die auf seinen Befehl hin zu Christen gemacht wurden.



Das furchtbare, qualvoll lange Los der *Miri* schockierte und irritierte viele spätere portugiesische Kommentatoren. Von indischen Historikern wurde es insbesondere als Startschuss des schiffgestützten westlichen Imperialismus gewertet. Es war das erste gewaltsame Aufeinanderprallen zweier verschiedener Welten, deren Bezugspunkte dem jeweils anderen unbegreiflich waren. „Es ist unerhört", hatte ein muslimischer Herrscher gesagt, „dass es jemandem verboten sein soll, auf dem Meer zu segeln".[22] Obwohl die Portugiesen als Piraten gebrandmarkt wurden, gingen Gamas Motive für diese Vorgehensweise – die Anwendung von Gewalt auf See, ohne plündern zu wollen – über diese Erklärung hinaus. Mit seinem Vertrauen auf die Wirkung exemplarischer Gewalt mag er recht extrem gewesen sein, aber er war nicht der einzige. Die Portugiesen kamen aus einer Arena des erbitterten Wettstreits, tief verwurzelten Hasses und des militärischen Einsatzes fortschrittlicher Technologien in der Seefahrt und Artillerie. Sie brachten ihre beschränkte Sicht auf die islamische Welt in den Indischen Ozean mit, die sie durch ihre geschlossenen Visiere an den Küsten Marokkos erblickt hatten. Die Mächte der Iberischen Halbinsel, die im Vertrag von Tordesillas 1494 die Welt unter sich aufgeteilt hatten, waren darauf konditioniert, an ein Handelsmonopol zu glauben und an die Pflicht zum Kreuzzug.

An der Malabar-Küste wurde der Vorfall *Miri* weder vergessen, noch verziehen. Er sollte jahrhundertelang in Erinnerung bleiben: Große Sünden werfen lange Schatten, lautet ein spanisches Sprichwort. Dabei hatte Gama erst angefangen. Sein Blutdurst war geweckt.



8

Zorn und Rache

Oktober – Dezember 1502

Gama segelte nach Cannanore weiter, dem Namen nach eine freundliche Hafenstadt, die eine kleine portugiesische Handelsniederlassung hatte. Inzwischen traute der aufbrausende Admiral jedoch keinem mehr und war nicht in der Stimmung, sich besänftigen zu lassen. Er weigerte sich, zu einem Treffen mit dem Raja an Land zu gehen. Die Begegnung, in denen beide Parteien ihren ganzen Prunk zur Schau stellten, fand vor einer merkwürdigen Kulisse statt: auf der einen Seite von einer kleinen Plattform aus, die aufs Meer hinausragte, auf der anderen Seite vom Heck eines Schiffes aus. Nach Austausch der diplomatischen Floskeln und Geschenke kam es rasch zu Problemen wegen der Handelsbedingungen. Der Raja war außerstande, darüber zu sprechen; Verhandlungen über den Kauf von Gewürzen mussten mit den Kaufleuten der Stadt geführt werden – und das waren Muslime.

Gama konnte oder wollte nicht die Aufteilung zwischen der politischen Macht einer herrschenden Hindu-Elite und der wirtschaftlichen Tätigkeit ihrer muslimischen Untertanen begreifen, wie sie an der ganzen Malabar-Küste üblich war. Die Händler verlangten in seinen Augen zu hohe Preise, mit der Begründung, die portugiesischen Waren würden den Kauf nicht lohnen. Bei dieser Antwort bekam Gama einen Wutanfall. Warum habe der Raja, wollte Gama wissen, diese Muslime zu ihm geschickt, „denn er wisse doch viel zu gut, dass sie einen alten Hass gegen die Christen hegten und unsere schlimmsten Feinde wären?“[1] Es sehe ganz so aus, als würde der König seine Freundschaft nicht schätzen. Da der Raja es ablehnte, mit ihm zu verhandeln, hatte Gama vor, die paar Säcke Gewürze, die bereits an Bord waren, am nächsten Tag wieder zurückzugeben.

Mitten in diesem Streit kam der portugiesische Faktor Pai Rodrigues hinzu

und versuchte, die Gemüter zu beruhigen. Gama befahl ihm, die Stadt unverzüglich zu verlassen. Rodrigues ließ sich das nicht bieten: Er sei nicht dem Admiral unterstellt und habe Handelswaren und Pflichten, um die er sich kümmern müsse. Dieser Affront verstärkte Gamas schlechte Laune. Er zog verärgert ab und warnte den Raja: Falls den christlichen Portugiesen auch nur ein Haar gekrümmt werde, „würden seine Kaffer dafür zahlen“.[2] Gama lief Gefahr, sich die ganze Küste zum Feind zu machen. Er segelte unter Trompetenstößen und Warnschüssen aus der Kanone als Zugabe weiter.

Gama wandte sich an der Küste nach Süden in Richtung Calicut und suchte buchstäblich Streit. Unterwegs beschoss er einen kleinen Hafen, der Cannanore tributpflichtig war und erbeutete ein Boot voller Muslime. Der Raja schickte dem wütenden Admiral einen besänftigenden Brief nach mit der Botschaft, dass er, selbst wenn sie seine Muslime töteten, nicht den Frieden mit dem König von Portugal brechen würde und dass er diesem alles mitteilen werde. Das trug keineswegs dazu bei, Gamas Laune zu bessern, weil es auf der Hand lag, dass Pai Rodrigues den Brief geschrieben hatte.

In Calicut war das Los der *Miri* jedoch bereits bekannt und bereitete dem Samorin großes Kopfzerbrechen. Offensichtlich waren die Portugiesen keine Gelegenheitsbesucher vor der Malabar-Küste. Sie kamen jedes Jahr. Sie erbeuteten jedes Schiff, das ihnen in die Quere kam. Die Gefahr, die von diesen Eindringlingen ausging, würde beträchtlich steigen, wenn es ihnen gelang, einen Stützpunkt an Land zu errichten. Schon die vier Schiffe, die im Jahr zuvor gekommen waren, hatten die Unverwundbarkeit der Portugiesen gegen bewaffneten Widerstand demonstriert. Und in diesem Jahr war die Flotte riesig. Für das Problem, das die „Franken“ darstellten, musste unbedingt eine Lösung gefunden werden, doch in Anbetracht ihrer technologischen Überlegenheit, dürfte das nicht einfach werden.

Der Samorin tat zwei Dinge. Er schrieb Gama einen Brief, während dieser sich noch in Cannanore aufhielt, und bemühte sich um Frieden. Er wünsche den Christen nichts außer Freundschaft. Er sei bereit, für die portugiesischen Waren, die in seiner Stadt geblieben waren, eine Entschädigung zu zahlen. Was die Toten angehe, so sei dies etwas, das sich nicht in Geld messen oder rückerstatten lasse, und da die Portugiesen ihrerseits auf dem Schiff aus Mekka und anderen noch viel mehr Menschen umgebracht hätten, könnten sie sich doch sicherlich als ausreichend gerächt betrachten. Er schlug vor, in dieser Angelegenheit reinen Tisch zu machen; sein Ton war außerordentlich

zurückhaltend.

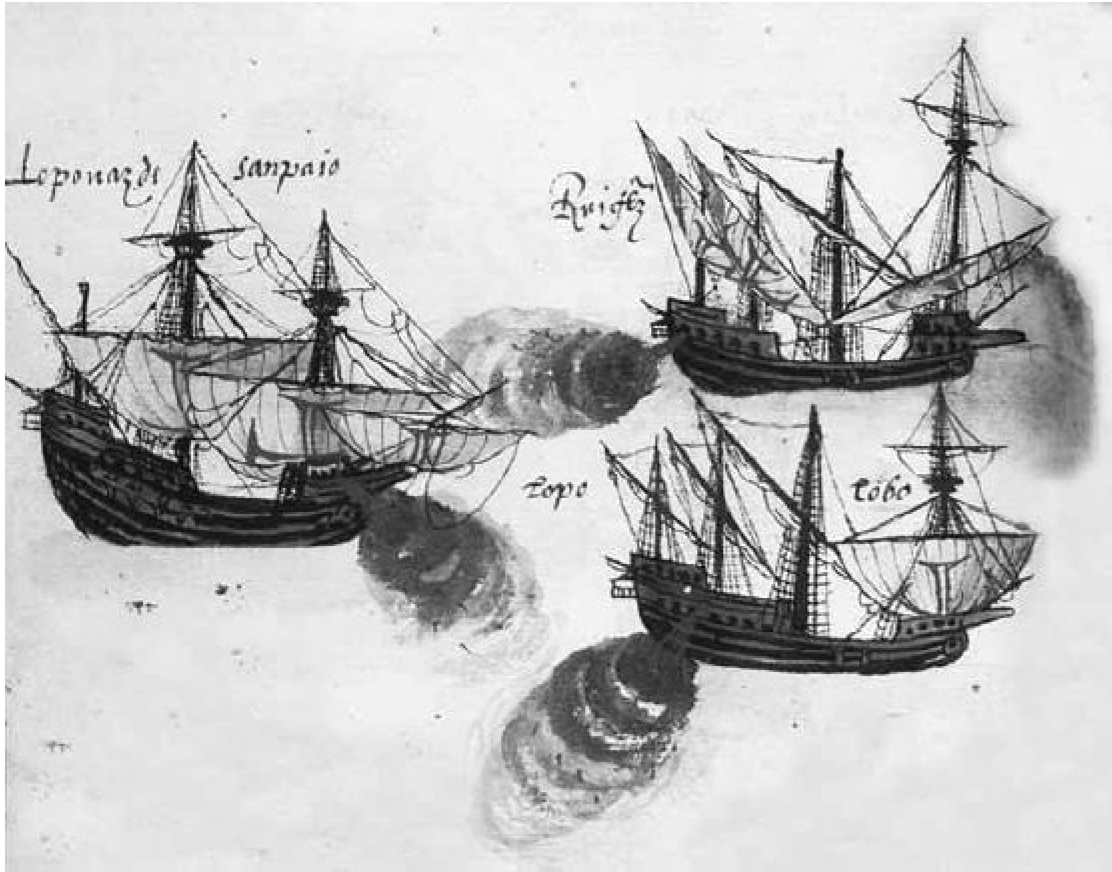
Allerdings hatte er einen ganz anderen Brief an seinen rebellischen Vasallen, den Raja von Cochin, geschrieben, in dem er die dringende Notwendigkeit einer Kooperation unterstrich und eine scharfsichtige Analyse ihrer gemeinsamen Lage präsentierte: „Es gebe nur eine sichere Lösung. Wenn sie diese nicht wählten, seien sie alle verloren und würden erobert: in ganz Indien [konkret: die Küste von Malabar] ihnen [den Portugiesen] überhaupt keine Gewürze mehr zu irgendeinem Preis aushändigen." Leider blieb der Herrscher von Cochin widerspenstig; ebendiese politischen Spaltungen vor Ort verdammten sie letztlich alle zum Untergang. Er erwiderte: „Er befinde sich im Frieden mit den Portugiesen … und habe nicht die Absicht, anders zu handeln."[3] Darüber hinaus zeigte er den Brief den Portugiesen in seiner Stadt, die ihn an Gama weiterleiteten. So kam der Admiral in Besitz beider Briefe. Seine Anschauungen zur Doppelzüngigkeit der Inder hatten sich nicht geändert.

Am 26. Oktober hängte der Admiral, als er sich Calicut näherte, zwei gefangene Muslime am Mast auf. Sie waren aufgrund der „Beweise" der Kinder verurteilt worden, die man von der *Miri* entführt hatte. Die Kinder hatten die beiden angeblich als Mitglieder des Mobs erkannt, der einige Männer Cabrals in dem Massaker vom Vorjahr umgebracht hatte. Ein anderer Muslim wurde einen Tag danach mit Lanzen erstochen, weil er gemäß den gleichen Zeugen aus der Handelsniederlassung Gegenstände gestohlen habe. Am 29. warf die Flotte ein Stück vor der Stadt den Anker. „Wir konnten nur einen kleinen Teil von ihr sehen, der in einem flachen, ganz von Palmen bedeckten Tal lag", schrieb Tomé Lopes.[4] Vom Samorin kam eine Deputation und wiederholte die bereits zugeschickten Bedingungen. Gama war unnachgiebig. Es müsse eine volle Entschädigung für den Verlust an Menschenleben und Besitz erfolgen, und alle Muslime müssten aus der Stadt vertrieben werden, „ob es Kaufleute oder dauerhafte Bewohner seien, andernfalls habe er nicht den Wunsch, mit ihm Frieden zu schließen oder eine Vereinbarung zu treffen, weil die Muslime die Feinde der Christen und umgekehrt seien, seit die Erde besteht … und er werde es künftig keinem Schiff aus Mekka gestatten, seine Häfen anzulaufen, noch Handel zu treiben."[5] Diese Forderung war offensichtlich unerfüllbar, und Gama hatte das mit Sicherheit gewusst. Der Samorin antwortete darauf so besänftigend, wie er nur konnte: Er wünsche Frieden, aber die Muslime würden schon seit

Urzeiten hier leben. In der Stadt gebe es vier- oder fünftausend muslimische Gebäude; ihre Bewohner seien aufrichtig und loyal und würden wertvolle Dienste übernehmen.

Gama erklärte, die Antwort sei eine Beleidigung, und nahm die Kuriere gefangen. Die Beziehungen verschlechterten sich im Laufe des Tages, als immer schärfere Botschaften hin- und hergingen. Unterdessen waren einige Fischer in ihren Booten ausgelaufen, weil sie glaubten, man habe sich auf einen Frieden geeinigt. Die Portugiesen ergriffen die Männer und beschlagnahmten eine große, mit Lebensmitteln beladene Dhau. Der Samorin wurde wütend. Derartige Aktionen verstießen gegen die Grundsätze auf See: „Die Christen hatten mehr Vergnügen an Diebstahl und Akten der Aggression auf See als am Handel … dieser Hafen ist immer offen gewesen“, fuhr er fort, „und deshalb darf der Admiral die Muslime aus Mekka weder behindern noch vertreiben“. Wenn Gama diese Bedingungen akzeptiere, werde der Samorin „entsprechend handeln … wenn nicht, müsse er sofort den Hafen verlassen und dürfe sich nicht länger darin aufhalten; er sei nicht befugt, zu bleiben, noch, an irgendeinem anderen Hafen in ganz Indien [die Malabar-Küste] haltzumachen“.[6] Gama antwortete gleich mit mehreren Affronts: Sein eigener Herr könne aus einer Palme einen ebenso guten König erschaffen. Der Befehl abzureisen habe keinen anderen Effekt, als dass er um das Vergnügen gebracht werde, an diesem Tag sein Bethel-Blatt zu kauen. Er forderte bis zum Mittag des folgenden Tages eine angemessene Antwort. Sonst …

Am selben Abend befahl er allen seinen Schiffen, näher an die Stadt heranzufahren. Sie wurden mit dem Bug voraus fest verankert, um den Geschützen des Samorin ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Als die Nacht hereinbrach, sahen sie viele Menschen mit Laternen am Strand. Sie hoben die ganze Nacht hindurch Gräben und Stellungen für die eigene Artillerie aus. „Bei Tagesanbruch sahen wir“, erinnerte sich Lopes, „noch mehr Menschen an den Strand strömen“. Gama ließ seine Schiffe noch näher heranfahren und sich fertig machen. Dann erteilte er weitere Befehle. Um ein Uhr nachmittags würden sie, falls keine weitere Antwort kommen sollte, die gefangenen Muslime an den Masten aufhängen sowie viele Hindu-Fischer aus den Trockendocks. „Man werde sie sehr hoch ziehen, damit sie besser zu sehen seien.“ Es kam keine Antwort. „Und vierunddreißig wurden gehängt.“[7]



Die Feuerkraft der portugiesischen Artillerie, weit überlegen im Indischen Ozean

Am Strand lief schon bald eine große Menge zusammen und blickte voller Entsetzen auf die Schiffe – zweifellos versuchten manche, ihre Verwandten zu erkennen. Während sie noch ungläubig starrten, feuerten die Schiffe aus ihren schweren Kanonen zwei Schüsse in die Menge ab und jagten sie auseinander. Alle anderen Kanonen öffneten ebenfalls die Klappen und schickten „einen anhaltenden Sturm und Regen aus Eisenkugeln und Steinen, der enormen Schaden anrichtete und viele Menschen tötete“.[8] Lopes sah zu, wie sich die Menschen in den Sand warfen, dann wegrannten oder auf dem Bauch krochen „wie Schlangen; und als wir sie weinen sahen, verspotteten wir sie lautstark, und schon bald war der Strand geräumt“.[9] Es gab auch Versuche, das Feuer zu erwidern, aber die indischen Bombarden waren wirkungslos – „sie schossen schlecht und es dauerte lange, sie zu laden“ – und wurden im Stich gelassen, sobald die ersten Kugeln in der Nähe einschlugen. Das Feuer ging ohne Unterbrechung bis zum Abend weiter, riss Löcher in die hölzernen Häuser und fällte Palmen mit „einem solchen

Krachen, dass man meinen könnte, sie wären mit der Axt gefällt worden. Manchmal sahen wir Menschen aus der Stadt von Orten flüchten, die getroffen worden waren“.[10]

Aber Gama war noch nicht fertig. Am späten Abend befahl er, um das Ganze zu beschleunigen und den Schrecken noch zu steigern, sämtliche an den Rahen baumelnden Leichen herunterzuholen. Ihnen wurden die Köpfe, Hände und Füße abgeschlagen, und die verstümmelten Leichname wurden ins Meer geworfen. Die abgeschlagenen Körperteile wiederum wurden in ein Fischerboot verstaut. Ein Brief wurde aufgesetzt, in Malayalam übersetzt und mit einem Pfeil am Bug befestigt. Dann wurde das Boot an den Strand geschleppt. In dem Brief stand:

Ich bin zu diesem Hafen gekommen, um eure Erzeugnisse zu kaufen und zu verkaufen und zu bezahlen. Und hier ist das Erzeugnis dieses Landes. Ich schicke euch dieses Geschenk jetzt. Es ist auch für euren König. Wenn ihr unsere Freundschaft wünscht, dann müsst ihr für alles bezahlen, das ihr in diesem Hafen unter eure Garantie genommen habt. Außerdem werdet ihr das Pulver und die Kanonenkugeln bezahlen, die wir euretwegen verschwendet haben. Wenn ihr das tut, werden wir sofort Freunde sein.[11]

Die Leichname wurden ans Ufer gespült. Vorsichtig kamen die Menschen an den Strand, um das Boot und den daran befestigten Brief zu inspizieren. Gama ordnete eine Feuerpause an, so dass die Menschen die Wirkung seines Angebots verdauen konnten. Lopes sah zu, was als Nächstes passierte. Als sie den Inhalt des Bootes erblickten,

veränderte sich schlagartig ihr Gesicht und verriet die Ernsthaftigkeit der Angelegenheit. Sie waren absolut entsetzt, sie konnten ihren Augen nicht trauen. Manche kamen hergerannt, und als sie die Köpfe sahen, rannten sie eilends wieder weg. Andere nahmen ein paar Köpfe und trugen sie weg, hielten sie dabei in einem Abstand von Armeslänge. Wir waren sehr nah und konnten alles gut sehen. Wir blieben alle in der Nacht wach, wegen des großen Gejammers am Ufer, und wegen des Gesangs über die Leichen, welche die See an Land geworfen hatte. Die ganze Nacht hindurch hörten sie nicht auf, ihre Gräben beim Licht von Kerzen und Laternen zu reparieren, aus Angst, dass wir die Stadt in Brand stecken würden.[12]

Bei Tagesanbruch eröffnete die Artillerie aus allen 18 Schiffen wieder das Feuer. Die Häuser in der Nähe des Wassers lagen bereits in Trümmern. Diesmal zielten sie etwas höher auf die großen Anwesen der reichen und wichtigen Persönlichkeiten, die weiter hinten lagen. Die Stadt schien völlig

verlassen; Gama hätte sie vermutlich plündern können, wenn er es gewollt hätte. Womöglich hoffte er immer noch, den Samorin so sehr einzuschüchtern, dass er sich unterwarf. Das Feuer ging den ganzen Vormittag weiter. 400 Geschosse aus den schweren Bombarden schlugen in der Stadt ein. Zu spät wurde der Versuch unternommen, eine Dhau zu retten, welche die Portugiesen bereits erobert hatten, aber die Männer wurden zu einem hektischen Rückzug gezwungen.

Am nächsten Tag segelte Gama nach Cochin weiter und ließ eine blutige Spur der Rache hinter sich. Sechs Karacken und eine Karavelle unter dem Kommando von Vicente Sodré blieben zurück, um Calicut von der See her anzugreifen. Zumindest konnten die Portugiesen auf eine gewisse Unterstützung in Cochin hoffen. Der dortige Raja entpuppte sich als der verlässlichste Verbündete, dessen Loyalität langfristig betrachtet unbelohnt blieb, doch der Wunsch, das Joch Calicuts abzuschütteln, garantierte eine herzliche Aufnahme.

Die ganze Malabar-Küste war jedoch von den turbulenten „Besuchen" der Portugiesen beunruhigt; und die wachsende Spannung zwischen den Hindu-Königen und ihren muslimischen Kaufmannsuntertanen sorgte selbst in Cochin für Zwischenfälle. Das Laden der Gewürze kam immer wieder ins Stocken, man hatte sich noch nicht auf Preise geeinigt, und die Händler griffen in strategisch wichtigen Momenten zu einer Verzögerungstaktik. „Manchmal verlangten sie mehr Gewürze", wie Lopes schreibt, „dann wiederum wollten sie nicht unsere Handelsware löschen. Wegen dieser neuen Forderungen, die sie jeden Tag erhoben, hörten sie plötzlich auf, unsere Schiffe zu beladen. Sie zwangen so den Admiral, täglich an Land zu gehen … Als sie sich mit ihm in einem Punkt geeinigt hatten, fingen sie wieder an zu beladen, und dann hörten sie plötzlich auf".[13] Gama erkannte womöglich, dass sein Jähzorn auch Grenzen hatte – es war wichtig, nicht den einzigen wahren Verbündeten zu verärgern –, und der Handel in Cochin verschaffte ihnen zumindest einige kundige Ratschläge. Nach und nach gelang es den Portugiesen, ihr Wissen über den indischen Subkontinent zu erweitern. Sie hörten Geschichten von Ceylon, „einer reichen und sehr großen Insel mit einer Länge von 300 Leguas, mit hohen Bergen; Zimt wächst dort in riesigen Mengen, Edelsteine und ein großer Überfluss an Perlen".[14] Es war eine verlockende Aussicht – die der Liste an Orten für eine dringende künftige Untersuchung hinzugefügt werden musste. Neugierige Gruppen von Christen,

Anhänger des Heiligen Thomas, kamen aus benachbarten Häfen herbei, boten die Unterwerfung unter König Manuel an und halfen beim Laden der Gewürze.



In Calicut bereitete unterdessen die Blockade Sodrés ernste Probleme, und der Samorin suchte immer noch nach einer Lösung. Er versuchte eine vereinigte Front gegen die Eindringlinge aufzubauen, ungeachtet ihrer beängstigenden Feuerkraft und Aggressivität. Seine Strategie setzte auf Zermürbung: die Gewürzverhandlungen mit den Faktoren Gamas nach Möglichkeit in die Länge ziehen, so dass die Portugiesen zu lange im Land blieben und vom Monsun festgehalten wurden. Das war auch der Grund für die Verzögerungstaktik der muslimischen Kaufleute in Cochin, aber eine Blockade ihres Hafens gegen andere Handelspartner zwang sie, sich zu fügen.

Der Samorin versuchte noch eine weitere List. Er schickte einen Brahmanen mit einem neuen Friedensangebot zu Gama. Dieser war beeindruckt: Die Brahmanen, die Hohen Priester Indiens, waren Männer der höchsten Kaste. Über diesen Emissär bot der Samorin die Bezahlung der Schäden und einen neuen Freundschaftsvertrag an. Gama war trotz widersprüchlicher Details geneigt, diesen Besucher ernst zu nehmen. Dieser wollte persönlich nach Portugal kommen und bat darum, Gewürze an Bord der Schiffe zu laden. Der Brahmane und andere Geiseln reisten mit Gama ab, sie fuhren nach Calicut zurück. In Calicut wurde der Brahmane an Land gesetzt, ließ seine Söhne als Geiseln zurück und versprach zurückzukehren. Das tat er jedoch nicht; stattdessen kam ein anderer Mann und forderte Gama auf, einen „edlen Mann“ an Land zu schicken, um das in Empfang zu nehmen, was man ihnen schuldete. Als Gama die Worte „edler Mann“ hörte, brauste er auf. Er verlangte, dass man dem König mitteile, dass er nicht einmal den niedersten seiner Schiffsjungen schicken werde. Er schulde dem König nichts: Wenn der Samorin ihm etwas geben wolle, so müsse er es selbst zum Schiff bringen. Als Antwort kamen besänftigende Worte. Bis zum Ende des nächsten Tages werde alles bereitgestellt sein, aber am Abend war die Geduld des Admirals bereits erschöpft.

Die tropische Nacht brach über Calicut herein.

In den dunklen Stunden vor Tagesanbruch bemerkte der Ausguck auf Gamas Schiff ein Fischerboot, das den Hafen verließ. Als es näher kam, erkannten sie, dass es in Wirklichkeit zwei zusammengebundene Boote waren. Gama wurde in seiner Kabine geweckt. Rasch zog er sich an und kam an Deck in dem Glauben, der König halte sein Versprechen. Schon bald wurde deutlich, dass etwas im Busch war. Sie machten 70 bis 80 Boote aus, die leise zu Wasser gelassen wurden. Eine Zeitlang blieben die Männer auf Wache bei der Meinung, dass es sich um Fischerboote handle. Erst als die ersten Schüsse fielen, erkannten sie ihren Irrtum. Die Feuerbälle aus den Bombarden strichen übers Wasser und schlugen Gamas Flaggschiff leck. Wenig später wimmelte es von Booten rund um das Schiff. Ein Pfeilhagel traf jeden, der sich auf Deck zeigte. Von den Masten aus wurden Steine geschleudert, aber die Angreifer waren inzwischen zu nahe und feuerten zu heftig, als dass die portugiesischen Kanoniere die eigenen Geschütze hätten einsetzen können. Eine erbeutete Dhau, die am Heck der Karacke vertäut war, wurde in Brand gesteckt, damit die Flammen auf das Schiff selbst übergriffen. Das Tau wurde gekappt. Noch mehr Boote kamen, bewaffnet mit leichten Bombarden und Pfeil und Bogen. Es blieb nichts anderes übrig, als das Ankertau zu kappen, die Anker zurückzulassen und sich abzusetzen, aber Gamas Flaggschiff war mit einer soliden Kette gesichert worden, um eben zu verhindern, dass jemand in der Dunkelheit das Tau kappte. Die Besatzung musste wie wild mit Äxten darauf einhacken, unter ständigem Feuer, ehe das Schiff freigemacht werden konnte. Als es endlich losgemacht war, war die See jedoch so ruhig, dass es regungslos auf dem Wasser lag und einem Hagel an Geschossen ausgesetzt war.

Unterschrift Vasco da Gamas

Pures Glück rettete Gamas Schiff. Vicente Sodrés Flottille – eine Karacke und zwei Karavellen – tauchte unerwartet aus Cannanore auf. Das Meer war absolut reglos, und die Schiffe mussten mühsam gegen die Armada kleiner

Boote gerudert werden, während sie aus ihren Kanonen feuerten. Die Angreifer zogen am Ende ab, „manche ohne Arme oder Beine, andere direkt von den Kanonen getötet“.[15]

Der tief misstrauische Gama ärgerte sich doppelt darüber, dass er sich in eine Falle hatte locken lassen. Wiederum wurden die aufgehängten Körper der Geiseln zur Küste hin von den Rahen seiner Karavellen zur Schau gestellt. Dann warf man sie in ein einheimisches Boot und ließ es mit einer noch unheilvolleren Botschaft an Land treiben: „O du elender Mann, du hattest mich gerufen, und ich kam auf deine Bitte hin. Du hast mir alles angetan, was in deiner Macht stand, und du hättest noch mehr getan, wenn du es vermocht hättest. Du hast die Strafe bekommen, die du verdienst: Wenn ich hierher zurückkehre, werde ich deine Schulden begleichen – und zwar nicht in Geld.“[16]



9

Brückenköpfe

Dezember 1502–1505

Gama setzte im Februar 1503 Segel in Richtung Lissabon. An der indischen Küste blieben zwei anfällige portugiesische Brückenköpfe zurück (die Handelsniederlassungen in Cannanore und Cochin) und ein wütender und gedemütigter Samorin in Calicut, der sich noch zusätzlich über den Raja von Cochin ärgerte, weil der sich seinen Bemühungen, die portugiesischen Piraten zurückzuhalten, widersetzt hatte. Ganz offensichtlich waren friedliche Verhandlungen mit diesen Eindringlingen ausgeschlossen, deren Besuche inzwischen in unheilvoller Regelmäßigkeit stattfanden. Mit dem Abklingen eines jeden Monsuns kehrten ihre Schiffe zurück, mal in kleinen Flottillen, mal in großen Machtdemonstrationen. Sie kündigten sich selbst mit dem Hissen von Fahnen und Salven von Kanonenschüssen an. Sie kamen mit unmäßigen Forderungen daher, sei es nach Gewürzen oder der Vertreibung der tief verwurzelten muslimischen Gemeinde; sie missachteten die Tabus der hinduistischen Kultur und verliehen ihren Drohungen mit traumatischen Gewaltakten Nachdruck, die gegen alle Regeln des Krieges verstießen.

Die Portugiesen versuchten ihrerseits, ein Tributsystem für die Schifffahrt entlang der Küste von Malabar einzuführen; sie gaben Lizenzen für sicheres Geleit aus, sogenannte *cartazes*, die den Schutz für Fahrzeuge freundlicher Mächte garantierten. Im Grunde war das eine Steuer auf den Handel. Im Laufe der Zeit sollten die Handelsschiffe gezwungen werden, in portugiesisch kontrollierten Häfen Handel zu treiben und darüber hinaus beträchtliche Ein- und Ausfuhrzölle zu zahlen. Die mit dem Bild der Jungfrau Maria und Jesus abgestempelten *cartazes* markierten einen radikalen Umbruch im Indischen Ozean. Seit dem Kommen der Europäer war das Meer keine Freihandelszone mehr. Die Vergabe von Lizenzen führte das fremde Konzept von

Territorialgewässern in die Region ein, ein politisierter Raum im Meer, der mit Waffengewalt und dem portugiesischen Ehrgeiz kontrolliert wurde, das Meer zu beherrschen.



Die vollen Auswirkungen dieser Eingriffe in den Handel im Indischen Ozean waren mittlerweile auf der ganzen Welt zu spüren. Im Dezember 1502 gründeten die besorgten Venezianer ein Calicut-Komitee mit dem ausdrücklichen Ziel, den Sultan von Kairo zum Handeln zu drängen. Ihr Botschafter Benedetto Sanuto sollte es übernehmen, „rasche und heimliche Abhilfe zu finden".[1] Äußerste Diskretion war unabdingbar. Angesichts des Umstands, dass sie den Muslimen gegen ihre christlichen Glaubensbrüder beistanden, waren die venezianischen Offerten eine äußerst delikate, skandalträchtige Angelegenheit, aber Sanutos Mission war eindeutig: Er wollte dem Sultan die Gefahr vor Augen führen, die eine portugiesische Blockade seiner Gewürzroute darstellte, und ihn nachdrücklich auffordern, den Samorin unter Druck zu setzen, damit er die Eindringlinge vertrieb. Außerdem sollte der Sultan die Zölle auf Gewürze, die über Ägypten gehandelt wurden, senken, damit sie mit den portugiesischen konkurrieren konnten – selbstredend nicht zuletzt zum Vorteil der Venezianer selbst.

In Kairo wiederum hatte der Sultan Al-Ashraf Qansuh al-Ghawri schon genug Sorgen – Aufruhr in der Bevölkerung, Bedrohung der Pilgerwege nach Mekka und Medina durch Beduinenstämme, eine leere Staatskasse –, aber das plötzliche Auftreten der Portugiesen im Indischen Ozean war ebenso beunruhigend wie unerklärlich. „Die Übergriffe der Europäer im Indischen Ozean nähmen zu", berichtete der Chronist Ibn Iyas über ihre sich ausweitenden Vorstöße:

> Der Grund ist, dass die Europäer mit einer List einen Durchgang schafften durch den Damm, den Alexander [der Große] … gebaut hatte, indem sie einen Berg zwischen dem chinesischen Meer [dem Indischen Ozean] und dem griechischen Meer [dem Mittelmeer] durchbohrten. Sie beschäftigten sich für eine Reihe von Jahren unrechtmäßigerweise mit dieser Lücke im Damm, bis er schließlich geöffnet war und Schiffe in das Meer des Hidschaz kommen konnten. Das war die Hauptursache für das Übel.[2]

In der Welt aus Tausendundeiner Nacht in Kairo unter den Mamluken kursierten derartige Wahnvorstellungen. Der Sultan stellte sich taub

gegenüber dem venezianischen Gesuch: Die Vorstellung, geringere Einkünfte einzuziehen, war alles andere als reizvoll, aber der Nachhall der portugiesischen Gräueltaten wurde stetig stärker. Der Sultan war der Wächter der Heiligen Stätten Mekkas und Medinas und Beschützer der Gläubigen. Eine Blockade des Roten Meeres würde zwar seine Schatulle empfindlich treffen, doch der freie Zugang für Pilger und der allgemeine Schutz der Muslime berührten den Kern seiner Legitimität. Das Schicksal der *Miri* hatte tiefen Eindruck hinterlassen. Ein zweites Ereignis im Winter 1502, als Gama noch in Cochin war, sorgte dafür, dass man sich früher oder später dem Problem der Portugiesen stellen musste.



Vicente Sodré, Gamas Onkel, patrouillierte weiter im Norden vor Malabar. Er befand sich vor Cannanore, mit dessen Herrscher die Portugiesen freundliche Beziehungen pflegten, als von dem Raja ein Gesuch bei ihm einging, Schiffe abzufangen, die einem reichen muslimischen Kaufmann gehörten. Sie waren soeben ausgelaufen, ohne die fälligen Abgaben zu bezahlen. Sodré, dessen Hang zur Gewalt dem seines Neffen gleichkam, hätte die Schiffe sogar verbrannt, wenn der Raja es gewünscht hätte. Das wollte der Raja aber nicht – ihm genügte es völlig, wenn die Abgaben bezahlt wurden. Der Kaufmann, ein gewisser Mayimama Marakkar, kehrte in den Hafen zurück, zahlte missmutig die fälligen Gebühren und reiste unter Flüchen auf den Raja und den König von Portugal ab. Auf die Beschwerde des Rajas hin nahm Sodré das Gesetz nun selbst in die Hand. Er ließ den Kaufmann nackt ausziehen und an den Mast binden, wo er brutal verprügelt und einer der abscheulichen Gräueltaten unterzogen wurde, welche die Portugiesen mit Vorliebe den Muslimen Marokkos angetan hatten: der *merdimboca* – „Scheiße im Mund“ –, der Sodré noch eine weitere Demütigung hinzufügte. Die Hände auf den Rücken gebunden und einen kurzen Stab in den Rachen gesteckt, wurde dem Mann ein Stück Schweinespeck in den Mund gestopft. Der Misshandelte bot eine riesige Summe an, damit ihm diese Schändungen erspart wurden. Sodrés Antwort glich der Gamas, als die Passagiere der *Miri* versuchten, sich freizukaufen: „Waren können mit Geld bezahlt werden, aber nicht die Ehre des Königs und der großen Herrscher.“[3] Marakkar war eine einflussreiche Persönlichkeit in

der Handelswelt des Indischen Ozeans. Nach dieser traumatischen Folter sehnte er sich inbrünstig nach Rache. Im Jahr 1504 fuhr er persönlich nach Kairo, um dem Sultan als dem Beschützer der Gläubigen diese Schändung zu berichten und ihn zum Handeln gegen die verfluchten Ungläubigen aufzufordern.

An der Malabar-Küste dürstete unterdessen auch der Samorin nach Rache. Er war sich voll darüber im Klaren, welche Gefahr die Portugiesen darstellten, wenn sie auf Dauer in den Reichen der Gewürze Fuß fassten. Es war so gut wie allgemein bekannt, dass der Samorin, sobald Gama mit den unverzichtbaren Winden abgesegelt war, Cochin überfallen und dessen Raja bestrafen und den jungen portugiesischen Handelsposten zerstören würde. Deshalb hatte das Geschwader Vicente Sodrés den Auftrag bekommen, die Kolonie zu beschützen und den Herrscher Cochins zu unterstützen. Allerdings hatte Sodré auch den Auftrag, das Rote Meer zu blockieren und muslimische Schiffe zu zerstören, die nach und von Calicut fuhren. Diese Aufgabe, die reiche Beute in Aussicht stellte, entsprach eher seinem Sinn. Unterstützt von seinem Bruder Brás, ignorierte Sodré sämtliche Bitten des Herrschers von Cochin und des portugiesischen Handelspostens und setzte Segel in Richtung Norden, um seine Kasse aufzufüllen. Dieses eklatante Im-Stich-Lassen der eigenen Landsleute blieb nicht ohne Widerspruch. Zwei Kapitäne gaben ihr Kommando auf, um bei der belagerten Kolonie zu bleiben.

Nach der Abreise Sodrés handelte der Samorin rasch. Er rückte mit einer großen Armee gegen Cochin vor und schickte dem Raja einen gebieterischen Brief: Der Raja habe den Christen, „die uns so viel Leid angetan haben“, einen Ort angeboten – mit verheerenden Konsequenzen. Nun fordere er ihn auf, sie auszuliefern. Andernfalls sei der Samorin „entschlossen, in Ihr Land einzudringen und es zu zerstören und die Christen samt ihren ganzen Habseligkeiten zu ergreifen“.[4]

Diese donnernde Botschaft stieß auf Ablehnung. Der Raja hatte sich auf Gedeih und Verderb mit den Christen verbündet und hielt an dieser Entscheidung fest. Die Portugiesen deuteten diese Standhaftigkeit als einen Akt großer Ritterlichkeit, für den er langfristig kaum belohnt werden sollte. Der Samorin hatte vermutlich die Konsequenzen eines solchen Bündnisses mit den Eindringlingen realistischer eingeschätzt. Aber der Raja blieb standhaft. Er schickte seine Truppen unter der Führung seines Neffen und

Thronerben Narayan zu einem Kampf auf Leben und Tod aus. Nach ersten Erfolgen bestach der Samorin die Männer Narayans, sie desertierten, und ihr Führer wurde umgebracht; das Gebiet von Cochin wurde überrannt. Gemäß den Gesetzen der militärischen Hindu-Kaste verpflichteten sich die 200 Überlebenden mit einem Schwur zu einem rituellen Tod. Sie rasierten sich am ganzen Körper und marschierten nach Calicut. Unterwegs töteten sie jeden, der sich ihnen in den Weg stellte, bis sie selbst bis auf den letzten Mann erschlagen worden waren.

Aber Narayan hatte dem Herrscher und den Portugiesen Zeit verschafft. Sie zogen sich aus Cochin auf die Insel Vypin vor der Küste zurück. Der Samorin brannte die Stadt nieder, war aber außerstande, die Insel zu erreichen, weil der Monsun einsetzte. Er kehrte nach Calicut zurück, als der Regen und die Brandung gegen die Malabar-Küste peitschten, und ließ eine kleine Garnison zurück. Er schwor, im August zurückzukehren und jeden zu vernichten, der ihm Widerstand leistete. Die Präsenz der Portugiesen hing am seidenen Faden, aber der Raja war zuversichtlich, dass ihre Schiffe mit dem Zyklus der Schifffahrtsaison zurückkehren würden. Unterdessen hatte Sodrés, der vorhatte, muslimische Schiffe aus dem Roten Meer zu kapern, auf einer kleinen Insel Schiffbruch erlitten. Vicente ertrank; sein verhasster Bruder Brás überlebte, wurde aber vermutlich von seinen eigenen Männern getötet. In den Augen der frommen Chronisten war das die wohlverdiente Strafe: „Es liegt auf der Hand, dass der Verlust der beiden Brüder, wegen der Sünden, die sie begangen hatten, die Folge dessen ist, dass sie dem König von Cochin nicht halfen und ihre portugiesischen Landsleute in so großer Gefahr zurückgelassen haben.“[5]

Da die Sodrés-Brüder außerstande waren, ihnen zu helfen, blieben die kleine portugiesische Kolonie und der König von Cochin mit seinen unmittelbaren Gefolgsleuten auf der Insel Vypin eingeschlossen und warteten auf Rettung. Anfang September 1503 wurde ihr Vertrauen durch die Ankunft zweier Schiffe aus Lissabon belohnt, der ersten Gruppe des jährlichen Gewürzkonvois unter dem Befehl von Francisco de Albuquerque. Zwei Wochen später folgten ihnen vier weitere Schiffe zu der Insel. Sie brachten zwei der talentiertesten Kommandanten, die Portugal jemals hervorbrachte.

Der Kapitän der zweiten Gruppe war Franciscos Vetter Afonso de Albuquerque, der Mann, der dazu ausersehen war, den Gang der Ereignisse im Indischen Ozean unumkehrbar zu beeinflussen, die Welt zu prägen und zu

schockieren. Im Jahr 1503 war er vermutlich über vierzig und hatte eine Militärlaufbahn im Dienst der Krone hinter sich. Der Mann mit dem auffälligen Äußeren – hager und mit Hakennase, mit klugen Augen und einem taillenlangen Bart, der stellenweise bereits weiß wurde – hatte in Italien gegen die Türken, in Nordafrika gegen die Araber und in Portugal gegen die Kastilier gekämpft; er hatte gesehen, wie sein Bruder in Marokko neben ihm erschlagen wurde, und neben Johann II. als junger Prinz gekämpft. Wie Gama hatte er den Ehrenkodex der Fidalgos verinnerlicht, samt dem tief sitzenden Hass gegen den Islam und dem unnachgiebigen Kodex von Vergeltung und strafender Rache. Er war nicht verheiratet, hatte jedoch einen unehelichen Sohn, war der Krone absolut loyal, unbestechlich und überzeugt von seinen Fähigkeiten, Schiffe zu steuern, Flotten und Armeen zu befehligen, Festungen zu bauen und Reiche zu regieren. „Ich bin ein Mann, der, wenn Ihr mir ein Dutzend Königreiche anvertrauen würdet, sehr wohl wüsste, wie er sie mit großer Weisheit, Diskretion und Kenntnis regierte“, schrieb er einmal an Manuel, der ihm anfangs nicht recht traute. „Das liegt nicht an irgendwelchen besonderen Vorzügen meinerseits, sondern daran, dass ich in solchen Angelegenheiten sehr viel Erfahrung habe und in einem Alter bin, in dem man Gut und Böse unterscheiden kann.“[6] Er war ständig in Eile, besaß eine geradezu übermenschliche Energie und duldete keine Dummköpfe. Afonso teilte die Menschen in Kategorien ein, aber er hatte das gleiche Gespür wie Manuel für eine charismatische Mission und die Gründung eines Weltreiches. Offenbar glaubte er, seine Zeit sei gekommen.

Zusammen mit ihm kam, als Kapitän eines Schiffes, der ebenso talentierte Duarte Pacheco Pereira, Seefahrer, Führer und taktisches Genie, Geograph und experimenteller Wissenschaftler, Gelehrter und Mathematiker. Pereira hatte zu den Kosmographen gehört, deren Aufgabe es war, den Vertrag von Tordesillas 1494 auszuhandeln; ein Mann, der möglicherweise bereits heimlich in Brasilien gewesen war, bevor man es offiziell entdeckt hatte. Er hatte den ersten schriftlichen Bericht über die Fähigkeit der Schimpansen, Werkzeuge zu verwenden, geschrieben; berechnete den Längengrad mit einer damals unerreichten Genauigkeit; dokumentierte die Gezeiten des Indischen Ozeans und war imstande, dieses Wissen praktisch anzuwenden. Er war der Mann, den der Dichter Camões später als „Lusitaniens Achill“ anpries: „mit einer Feder in der einen Hand, in der anderen ein Schwert“.[7]

König Manuel hatte keinem der beiden Albuquerques das Oberkommando

übergeben, und die Beziehungen zwischen den beiden verschlechterten sich schon bald. Der überaus eifrige Afonso hatte sich beeilt, um als Erster aus Lissabon abzulegen, aber seine Flotte war in einen Sturm geraten und hatte ein Handelsschiff verloren. Er erreichte verärgert Indien und traf Francisco bereits an Ort und Stelle an. Der sonnte sich in dem Ruhm, die Garnison des Samorin in Cochin in die Flucht geschlagen und den Raja wieder auf seinen Thron gesetzt zu haben. Außerdem hatte er die vorhandenen Pfeffervorräte der Stadt aufgekauft.

Zu den gespannten Beziehungen kam noch die unerwartete neue Lage. Die Befehle von Manuel lauteten einfach, Gewürze zu kaufen und heimzukehren. Stattdessen sahen sie ihre Handelsniederlassung in Gefahr, die Sodrés-Brüder, die den Posten schützen sollten, waren tot, und es war sicher, dass der Samorin zu gegebener Zeit zurückkehren würde, um ihn zu zerstören. Der zuständige Faktor und seine Gefährten kündigten an, dass sie nicht bleiben würden, wenn man ihnen nicht eine sichere Festung und eine Garnison gewährte. Deshalb war es notwendig, von den schriftlichen Instruktionen des Königs abzuweichen, und Francisco hatte den zögernden Herrscher von Cochin bereits überredet, ihnen einen geeigneten Ort zu nennen und sowohl Holz als auch Arbeitskräfte für diese Aufgabe zur Verfügung zu stellen. Das Fort sollte an der Spitze der langen Halbinsel Cochins gebaut werden, welche die Mündung einer großen inneren Lagune und ein Netz aus Flüssen und Orten im Hinterland schützte.

Der Bau des hölzernen Forts wurde rasch vorangetrieben. „Jedes Schiff trug zur Ausstattung bei“, laut Giovanni da Empoli, einem jungen Toskaner, der die Reise als Handelsagent begleitete. Das primitive, quadratisch angelegte Fort mit einer Palisade aus Erde und Holz und einem Fried aus unbehauenen Steinen war in etwas mehr als einem Monat fertig. Es war laut Empoli „sehr stark … mit tiefen Gräben und Burggräben ringsum, und gut besetzt und befestigt“.[8] Das war ein Meilenstein in dem imperialen Abenteuer der Portugiesen. Es war das erste stabile Bollwerk auf indischem Boden, und die Fertigstellung wurde vielversprechend mit allem Zeremoniell, das man aufbieten konnte, an Allerheiligen, dem 1. November 1503, gefeiert. In ihre feinsten Gewänder gehüllt wohnten die Portugiesen, mit wehenden Fahnen auf den Mauern, einer feierlichen Messe bei. Der Raja kam, prächtig herausgeputzt auf seinem Elefanten und in Begleitung seiner Krieger, um das fertige Gebäude zu besichtigen.

Zwar hatten die Portugiesen sehr darauf geachtet, interne Meinungsverschiedenheiten vor ihren Verbündeten zu verbergen, doch war die Stimmung zwischen den beiden Albuquerques vergiftet. Sie gerieten über jede Kleinigkeit in Streit: den Anteil an den Gewürzen, das Tempo der Bauarbeiten, sogar über den Namen des Forts. Ein Mönch, der über diese Zerwürfnisse bestürzt war, wurde gerufen, um zu schlichten. Francisco wollte das Fort Burg Albuquerque nennen; Afonso hingegen, der die messianischen Gedanken von Manuel teilte, wollte es nach dem Monarchen benennen. Am Ende setzte er sich durch, aber Afonsos Zügellosigkeit, Streitbarkeit und Ungeduld, die gelegentlich sein Urteilsvermögen trübten, waren bereits ein Kennzeichen seiner Führung.

Die Feindseligkeiten mit dem Samorin schwelten vor sich hin und flackerten von Zeit zu Zeit wieder auf; die beiden Seiten vereinbarten einen von Argwohn geprägten Waffenstillstand: die Portugiesen, um ihre Ladungen Pfeffer aus Malabar für die Rückkehr nach Lissabon fertig zu machen, der Samorin, um einen neuen Schlag zu planen. Der Waffenstillstand wurde schon bald von den Portugiesen gebrochen, die ohne Grund eine Lieferung Gewürze angriffen. Der Krieg begann von Neuem. Der Samorin hingegen wartete den geeigneten Zeitpunkt ab. Es war so sicher wie der jahreszeitliche Zyklus der Winde, dass der größte Teil der beladenen Gewürzflotte Anfang 1504 zurücksegeln musste. Die Portugiesen wussten das auch. In Calicut begann der Samorin, eine neue Armee aufzustellen, um die Portugiesen endgültig zu vertreiben.

Als der Januar 1504 dem Ende zuging, war es höchste Zeit für die Abreise der Albuquerques. Die östlichen Winde würden schon bald aussetzen. König Manuel hatte befohlen, dass die ganze Flotte zusammen segeln sollte, aber in diesem Fall kam es nicht dazu. Francisco lud in Cannanore immer noch in aller Seelenruhe Gewürze, und Afonso wollte nicht länger warten. Am 27. Januar setzte er Segel und ließ seinen Vetter weiter trödeln. Francisco legte am 5. Februar endlich ab. Sie ließen nur eine winzige Truppe zurück, um Fort Manuel und das Reich von Cochin zu bewachen: 90 Mann und drei kleine Schiffe unter dem Kommando Duarte Pacheco Pereiras. Alle Männer hatten sich freiwillig gemeldet. Den Abreisenden kam es wie ein sicheres Todeskommando vor. „Gott sei der Seele Duarte Pachecos und seiner Männer gnädig“, war auf allen Lippen zu lesen, und sie bekreuzigten sich, als

die Küste aus dem Blick verschwand.[9] Der Raja von Cochin sah bestürzt, wie zerbrechlich die Versprechen seiner Verbündeten waren. Acht Monate sollten vergehen, ehe weitere Verstärkung vom anderen Ende der Welt eintreffen konnten.

Die Rückfahrt der Schiffe Afonsos war charakteristisch für die Fährnisse des Indienunternehmens: Stürme, widrige Winde, Proviantmangel, immer wieder wechselndes Glück. Der Toskaner Giovanni da Empoli hinterließ eine lebhafte Schilderung einer albtraumartigen Reise, bei der sie 54 Tage lang in einer Flaute vor der Küste Guineas festsaßen:

… mit wenig Wasser … und keinem Wein oder anderen Schiffsvorräten; die Segel und alles andere waren abgenutzt, so dass Menschen anfingen krank zu werden, und innerhalb von fünf Tagen warfen wir von unserem Schiff 76 Menschen über Bord, und es waren nur noch neun, und keiner mehr, von uns übrig, die auf dem Schiff blieben … wir waren völlig verzweifelt. Das Schiff sank wegen des Holzwurms, der es auffraß; es gab keine Hoffnung auf Rettung, außer mit Gottes Hilfe … es war so schlimm, dass mir die Worte fehlen, es zu beschreiben.[10]

Irgendwie gelangten sie doch mit letzter Kraft zurück nach Lissabon.

Der Wind war gegen uns, und die schwarzen Menschen, die wir mitgebracht hatten, fingen an zu sterben, sobald sie die Kälte spürten, und noch einmal, als wir kurz vor dem Einlaufen in den Hafen waren, wären wir bei dem widrigen Wind um ein Haar gesunken. Wir waren in einem so schlechten Zustand, dass wir, wenn wir nur einen halben Tag länger auf See hätten bleiben müssen, an der Mündung des Flusses auf den Grund gesunken wären.[11]

Sie hatten mehr Glück, als sie ahnten. Franciscos Flottille legte am 5. Februar von Cannanore ab. Er wurde nie wieder gesehen, seine Schiffe wurden irgendwo im südlichen Ozean verschluckt. Afonsos Version der Ereignisse sollte dem König zu Ohren kommen.



In Indien begann der Samorin im März 1504 seinen Feldzug gegen Cochin. Er hatte ein riesiges Heer versammelt, rund 50.000 Mann, die er aus seinen eigenen Gebieten und denen seiner Vasallen zusammengestellt hatte. Ein großes Kontingent Nayare, der militärischen Kaste, war darunter, unterstützt von muslimischen Gemeinden Calicuts, sowie deren Gepäck und dem ganzen erforderlichen Zubehör: 300 Kriegselefanten, Artillerie und eine Streitmacht

von rund 200 Schiffen, um den Hafen von Cochin zu schließen. Der Raja hielt die Lage für hoffnungslos. Er flehte die Portugiesen an, den Wind zu nutzen und an der Küste Arabiens zu überwintern, statt sinnlos zu sterben, was vermutlich hieß, dass er sich demütig dem Herrn von Calicut unterwerfen musste.

Duarte Pacheco Pereira war jedoch zum Kämpfen gekommen. Er begriff vollkommen, was auf dem Spiel stand: Verlor man Cochin, dann würden sich die anderen freundlich gesinnten Häfen Calicut unterwerfen. Das ganze portugiesische Projekt wäre vorbei. Er hatte während Albuquerques Aufenthalt bereits einige Monate lang gegen die Kräfte des Samorin gekämpft und Gelegenheit gehabt, das Terrain zu sondieren. Cochin lag auf einer langen Landzunge am Rand des Meeres, im Rücken eine Lagune. Die Gegend war übersät von sumpfigen Stellen, Inseln und von Palmen gesäumten Furten – ein verzweigtes Labyrinth und ideales Gelände für Hinterhalte. Pereira würde nicht kampflos klein beigeben.

Seine Antwort war ganz offen. Er sagte dem Herrscher, er werde den Samorin besiegen, oder „wir werden, wenn nötig in Ihrem Dienst sterben“.[12] Cochin sollte die letzte Bastion sein – die Thermopylen der Portugiesen. Pereira hatte allenfalls 150 Mann und fünf Schiffe zur Verfügung: eine Karacke, zwei Karavellen und zwei größere Boote. Die Bewohner Cochins konnten angeblich 8000 Mann aufbieten, allerdings war zweifelhaft, wie viele wirklich für eine ungeliebte Sache kämpfen würden. Der Raja glaubte, Pereira habe den Verstand verloren. Aber als im Herbst 1504 eine große Entsatzflotte nach Cochin kam, trafen sie den portugiesischen Kommandeur und fast alle seine Männer lebend an. Der Samorin hingegen hatte einen schmachvollen Rückzug angetreten.

In der Zwischenzeit hatte Pereira einen herausragenden strategischen Sieg errungen. Er hatte erkannt, dass der Zugang zu Cochin, umgeben von Wasserläufen und Kanälen, von der Überquerung weniger schmaler Furten nach den Gezeiten abhing. Durch genaue Beobachtung war Pereira – vermutlich der erste Mensch, der wissenschaftlich den Zusammenhang zwischen Gezeiten und Mondphasen untersuchte – imstande vorherzusagen, wann jede Furt passierbar war, und konnte seine paar Schiffe und Handvoll Männer entsprechend verlegen, um die Angriffspunkte zu decken. Die Furten wurden mit Reihen angespitzter und aneinandergeketteter Pfähle bestückt, die aus dem Wasser ragten; seine Schiffe wiederum wurden schwer mit

hölzernen Schutzschilden beplankt. Die militärischen Operationen des Samorin waren taktisch unflexibel und sehr durchsichtig. Bei jedem Angriff über eine schmale Furt vernichtete die portugiesische Feuerkraft die watenden Nayare, während sie versuchten, sich einen Weg durch die Palisaden zu bahnen. Pereira hatte bei der Wiederherstellung der Kampfmoral so großen Erfolg, dass die Nayare, als sie niederen Bauern bei der Arbeit in den Reisfeldern begegneten, mit Hacken und Spaten angegriffen wurden; sie flüchteten aus Angst vor ritueller Verunreigung. Im Laufe von vier Monaten stürmten die Calicuter siebenmal massiv an; alle Angriffe schlugen fehl. Als die Opferzahlen durch die Gefechte und die Cholera stiegen, verlor der Samorin den Mut. Im Juli 1504 zog er sich schließlich unter einem herben Verlust seines Ansehens zurück, dankte ab und widmete sich einem religiösen Leben.

Die Flotte, die Cochin im Herbst 1504 entsetzte, war groß: 14 Karacken, darunter fünf große und neu gebaute, die ein ansehnliches Kontingent an Soldaten und Seeleuten und starke Artillerie an Bord hatten. Die Nachricht von der jämmerlichen Niederlage des Samorin verbreitete sich rasch an der Küste von Malabar, und die Neuankömmlinge machten großen Eindruck auf die Handelsstädte und ihre Herrscher. Offensichtlich waren die Portugiesen unbesiegbar; immer mehr liefen zu ihnen über; ein weiterer Vasall des Samorin, der König von Tanur, versprach den Portugiesen Bündnistreue, als die Flotte in Cochin ankam. Die Stimmung unter den Muslimen aus Mekka verdüsterte sich. Ein Handelshafen nach dem anderen wurde für sie geschlossen.

Der unversöhnliche Widerstand der Portugiesen, ihre demonstrative Grausamkeit, die Mobilität ihrer Flotte, die Überlegenheit der Artillerie und ihre Freude am Kampf ergaben allem Anschein nach eine unwiderstehliche Stoßkraft. Nicht nur in Malabar, sondern auch entlang den Palmenstränden Ostafrikas erfasste die reisenden Kaufleute aus Kairo und Dschidda eine Niedergeschlagenheit. Gegen Ende des Jahres 1504 beschloss ein großer Teil von ihnen, von der Wende der Ereignisse entmutigt, seine Siebensachen zu packen und zusammen mit ihren Familien nach Ägypten zurückzukehren. Am letzten Tag des Jahres trieb die Flotte von Lopes diesen Konvoi auf und verbrannte die Schiffe. Schätzungsweise 2000 Muslime kamen dabei ums Leben. Das war der vernichtende Schlag für das Bündnis des Samorin mit seinen Handelspartnern aus der arabischen Welt. „Und mit dieser Niederlage

fühlte sich der König selbst zugrunde gerichtet; von nun an würden die guten Zeiten nie wiederkehren, weil er so viel verloren hatte, und die Mauren zogen alle aus Calicut weg; weil dort ein so großer Hunger herrschte, dass die Stadt entvölkert wurde.“[13] Die glänzenden Zeiten Calicuts gingen zu Ende. Die Portugiesen begannen das Jahr 1505 in der sicheren Erwartung, die Malabar-Küste dauerhaft zu besetzen. Manuel plante bereits die nächste Reise mit ebendiesem Gedanken.



Schiffbruch war der Albtraum der Portugiesen

Die Nachwirkungen dieses Bruchs im traditionellen Handelssystem zogen immer größere Kreise. Die Venezianer hatten gehofft, dass die große Entfernung, Krankheiten und Schiffbrüche die portugiesische Gewürzroute unrentabel machen würden. Die Seereise von 24.000 Meilen, die inzwischen jedes Jahr im März in Angriff genommen wurde, war eine außergewöhnliche Leistung der Seemannskunst. Sie war zudem extrem entbehrungsreich. Nicht umsonst blieben die Menschen weinend zurück und verfolgten die abfahrenden Segel vom Strand bei Restelo, bis sie am Horizont verschwanden. Von den 5500 Männern, die zwischen 1497, auf Gamas erster Reise, und 1504 nach Indien fuhren, waren 1800 – also 35 Prozent – nicht

zurückgekehrt. Die meisten hatten Schiffbruch erlitten und waren mit ihren Schiffen gesunken. Doch die Rendite war ausgezeichnet. Vasco da Gamas erste Indienreise hatte das Sechzigfache des investierten Kapitals eingespielt. Rechnungen zufolge verdiente die Krone nach Abzug der Kosten eine Million Crusados im Jahr – eine enorme Summe –, und der Duft von Gewürzen an den Kaimauern Lissabons lockte eifrige Rekruten in die Boote. Viele hatten nichts zu verlieren. Portugal war arm an Bodenschätzen, lag abseits der politischen und wirtschaftlichen Dreh- und Angelpunkte Europas; der Reiz des Ostens war unwiderstehlich. Der französische König Franz I. nannte Manuel spöttisch den „Gewürzkrämerkönig“, ein neidischer Seitenhieb auf die vulgären Ambitionen eines kleinen Monarchen, der vom Handel lebte. Dabei war dieser Aspekt der portugiesischen Monarchie im mittelalterlichen Europa ebenso innovativ wie die Seereisen selbst. Die Könige Portugals waren königliche Kaufmannskapitalisten und strichen als Monopolmacht enorme Gewinne ein.

Diese Geldquelle gestattete es Manuel, das Stadtzentrum von Lissabon ganz neu zu gestalten. Im Jahr 1500 wurde an den Ufern des Tejo Platz gemacht für einen riesigen neuen Königspalast, der den Fluss überragte und von dem aus der König zusehen konnte, wie die reichen Schätze aus Indien einliefen. Der Uferpalast war ebenso eine Manifestation des imperialen Glanzes wie auch ein Zentrum der Handelsaktivität – die beiden waren in der königlichen Identität miteinander verknüpft. Angegliedert waren die Verwaltungsabteilungen für die Infrastruktur: die Casa da Índia (das Indienhaus), das Zollamt, die Abteilungen, die sich mit dem Import von Holz und Sklaven und dem Handel mit Flandern befassten, die königliche Münze und das Arsenal. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts war Lissabon zu einer Welt in Bewegung geworden, zu einem der dynamischsten Zentren Europas, das vor Geld und Tatendrang nur so brummte und von der Krone selbst als ein Unternehmen geführt wurde, das in der Lage war, die Preise zu diktieren. Ein großer Teil der kommerziellen und technischen Infrastruktur wurde im Ausland gekauft. Das seefahrerische Können Portugals war damals einzigartig, aber dem Land fehlte eine unternehmerische Mittelschicht. Neben Eisengießern und Kanonieren brauchte es dringend kompetente ortsansässige Agenten in Indien für den Ein- und Verkauf, und in Lissabon und ganz Europa brauchte Portugal Verteiler, Einzelhändler, Bankiers und Investoren mit Geschäftssinn. Das Land lockte einen Zustrom von menschlichem

Kapital aus Florenz, Genua, Bologna, Antwerpen, Nürnberg und Brügge an.

Als die mächtige Bank der Fugger 1503/04 in der Stadt eine Filiale eröffnete, wurde dies als ein Zeichen gewertet, dass der Ruf Venedigs als Europas Drehscheibe für Gewürze ernsthaft in Gefahr war – zur hämischen Freude ihrer Rivalen in Italien und darüber hinaus. Priulis frommer Wunsch, dass der portugiesische Handel an den Felsen des Kaps zerschellen werde, erwies sich als allzu optimistisch. Im Februar 1504 hörte sich der venezianische Senat in düsterer Stimmung einen Bericht über die Gewürze an, die aus Gamas zweiter Reise auf den Kontinent geströmt waren. Hingegen waren Gewürze für venezianische Kaufleute in Alexandria eine regelrechte Mangelware geworden, wenn auch aus Gründen, die wenig mit den Portugiesen, sondern viel mit internen Schwierigkeiten der Mamluken zu tun hatten. Allerdings konnte Venedig das nicht wissen.



Lissabon und der Tejo im 16. Jahrhundert

Im Frühjahr 1504 beschloss das Calicut-Komitee, seine heimlichen Operationen wiederaufzunehmen, um Portugals Stellung zu untergraben. Die Venezianer beauftragten zwei Agenten: Leonardo da Ca'Masser wurde nach Portugal geschickt, um mehr Details über den Gewürzhandel in Erfahrung zu bringen. Er sollte sich als Kaufmann ausgeben, verschlüsselt Bericht erstatten und so viele Informationen wie möglich über die ganze Operation sammeln. Unterdessen sollte Francesco Teldi in der Rolle eines Juwelenhändlers nach Kairo fahren, um den Sultan erneut, unter höchster Geheimhaltung, zu drängen, die Tätigkeit der Portugiesen in Indien zu unterbinden. Das Calicut-Komitee spielte in geheimer Beratung im Dogenpalast gar mit noch abenteuerlicheren Szenarien. Ob man den Sultan überreden könne, bei Suez einen Kanal zu graben, der die Transportkosten nach Europa eventuell senkte? Es gibt keinen Hinweis, ob diese Idee jemals al-Ghawri vorgelegt wurde, aber Teldi wurde angewiesen, ihm zu verstehen zu geben, dass viele venezianische Kaufleute inzwischen unbedingt Gewürze in Lissabon kaufen wollten und dass Manuel sie auch dreist dazu eingeladen habe; dass die Signora selbstverständlich an bewährten Handelsbündnissen festhalten wolle, wenn allerdings … Der Satz blieb unvollendet, eine Reihe von Andeutungen hing in der Luft, dass möglicherweise eine andere Vorgehensweise eingeschlagen werden müsse. In Wahrheit hatten beide Seiten ein gemeinsames Interesse, konnten sich jedoch nur über eine Mauer des gegenseitigen Misstrauens näherkommen.

Noch ehe diese Männer abgereist waren, hatten die immer lauter werdenden Aufschreie der Empörung aus dem Indischen Ozean den Sultan in Kairo zum Handeln gezwungen. Er entschloss sich zu einem robusteren Auftreten, um den Rückhalt der Venezianer und die christliche Entschlossenheit auf die Probe zu stellen. Im März schickte er einen Franziskanermönch, Bruder Mauro, mit einer offenen Drohung nach Europa: Bringt die Portugiesen dazu, sich aus dem Indischen Ozean zurückzuziehen, sonst werden die heiligen Stätten Jerusalems zerstört werden. Die Venezianer spielten ein doppeltes Spiel, als sie den Mönch im April empfingen. Sie wagten es nicht, die Haltung des Sultans direkt zu unterstützen; vielmehr machten sie viel Aufhebens um ihre Bitte an den Sultan, nichts dergleichen zu unternehmen, ließen durch Hinweise und verschlungene Formulierungen jedoch eine gewisse Sympathie durchblicken. Teldi sollte dem Sultan mitteilen, dass sie sich außerstande gesehen hätten, sich offen an seine Seite

zu stellen, aber auch, dass die christlichen Mächte Jerusalem höchstwahrscheinlich nicht verteidigen würden. Schleunigst reichten sie den unwillkommenen Besucher wie eine heiße Kartoffel an den Papst weiter. Papst Julius II. seinerseits leitete die schreckliche Drohung eilig an Manuel weiter, zunächst in einem Brief, dann, indem er den Kurier, Bruder Mauro, persönlich an den portugiesischen Hof schickte. Da der Mönch erst im kommenden Sommer, im Juni 1505 in Lissabon eintreffen sollte, hatte Manuel viel Zeit, sich seine Antwort zu überlegen. Als die Botschaft endlich ankam, sollte sie in der Tat eine starke Wirkung auf die Portugiesen haben, allerdings nicht die vom Sultan gewünschte.

Der Spionageauftrag Ca'Massers in Portugal fing schlecht an. Noch ehe er die Hauptstadt erreichte, war er enttarnt worden, verraten von den venezianischen Rivalen aus Florenz in der Stadt. Er wurde in ein „furchtbares Gefängnis" geworfen, wie er später schrieb.[14] Als man ihn vor den König brachte, gelang es ihm aber auf unerfindliche Weise, sich herauszureden. Danach verbrachte er zwei Jahre in Lissabon und sammelte unschätzbare Informationen für den Stadtstaat Venedig. Doch Manuel war immer stärker vor ausländischen Schnüfflern auf der Hut. Einen Monat nach Ca'Massers Ankunft erließ er ein Edikt, das den Bau von Weltkugeln oder das Kopieren von Karten untersagte. Auf diese Weise wollte er die hart erkämpften Vorteile Portugals vor neugierigen Eindringlingen schützen.

Die Portugiesen dachten in einem immer schärferen Handelswettstreit von den Venezianern das Schlechteste. Sie glaubten, vermutlich zu Unrecht, dass zwei Eisengießer, die dem Samorin im Jahr 1504 geholfen hatten, von Venedig geschickt worden seien. Offenbar hatte die Seerepublik darauf verzichtet, auf offizieller Ebene Kairo technische Unterstützung zu liefern, aber natürlich waren einige Kaufleute bereit, zu diesem Zweck Kupferstangen nach Alexandria zu bringen. Außerdem stärkten sie die Entschlossenheit der Araber. Es gab einen wechselnden Pool aus Seeleuten, Handwerkern, Kanonieren und technischen Fachleuten, Ausgestoßenen und Kriminellen aus dem Mittelmeerraum, zum Teil vermutlich aus den venezianischen Kolonien vor der afrikanischen Küste (Kreta und Zypern), die bereit waren, ihre Fertigkeiten an jeden zu verkaufen, der sie beschäftigen wollte. Bis zum Jahr 1505 hatte ein Teil dieser Männer den Weg nach Kairo gefunden. Der allmählich steigende Druck innerhalb der arabischen Welt erforderte bald eine entscheidende Aktion.



10

Das Königreich Indien

Februar – August 1505

Lissabon, 27. Februar 1505. Es folgen die geschwollenen Phrasen eines königlichen Edikts, eine Ansprache an alle jene, die an dem Indiengeschäft beteiligt waren:

> Wir, Dom Manuel, von Gottes Gnaden König von Portugal und der Algarven diesseits und jenseits des Meeres in Afrika, Herr Guineas und der Eroberungen, der Seefahrt und des Handels mit Äthiopien, Arabien, Persien und Indien, erklären euch Kommandanten der Forts, die wir in Indien zu bauen befehlen, euch Richtern, Faktoren, … Kapitänen der Schiffe, die wir dorthin in diesem Geschwader und dieser Flotte entsenden, Adligen, Rittern, Knappen, Schiffsführern, Piloten, Verwaltern, Seeleuten, Kanonieren, Söldnern, Offizieren und Mannschaften, und allen anderen Leuten …

Die Aufzählung ging die ganze Hierarchie der Gesellschaft durch. Dann kam das Wesentliche: „dass durch diese unsere Vollmacht als Beweis dafür, dass wir durch das große Vertrauen, das wir in Dom Francisco d'Almeida setzen … ihm den Auftrag als Oberbefehlshaber der ganzen genannten Flotte und Armada und des zuvor erwähnten Indiens erteilen und dass er drei Jahre lang in dessen Besitz bleiben solle".[1]

Innerhalb des Hofes waren wiederholt Debatten darüber geführt worden, ob das Indienabenteuer auch wirklich klug sei, und lautstarke Kritik wurde geäußert. Der hohe Verlust an Menschenleben, der hartnäckige Widerstand des Samorin, das Massaker in Calicut, die Vorliebe des Adels für lokale Kreuzzüge im benachbarten Marokko, die Angst vor der Eifersucht rivalisierender Monarchen – all dies hatte einen hartnäckigen Widerstand gegen Manuels Pläne hervorgebracht. Aber im Jahr 1505 war sich der König, unterstützt von einem engeren Kreis an Ideologen und Beratern, absolut sicher, dass es sein Schicksal war, das Indienprojekt voranzutreiben. Die

Proklamation vom 27. Februar enthielt allerdings eine völlig neue Strategie, einen kühnen, langfristigen Plan, der auf schwindelerregenden Ambitionen basierte: die Gründung eines dauerhaften Reiches in Indien, unterstützt von militärischer Gewalt, und die Kontrolle des gesamten Handels im Indischen Ozean. Der Zeitpunkt war keineswegs zufällig. Manuel wusste, dass Bruder Mauro vom Papst auf dem Weg zu ihm war, um seine Ängste um Jerusalem zu äußern, und wollte vermutlich handeln, ehe der unwillkommene Kurier persönlich eintraf. Im größeren Rahmen war das Zusammentreffen internationaler Ereignisse außerordentlich günstig für Portugal: Italien wurde von Kriegen zerrissen; das Regime der Mamluken schien im Niedergang begriffen; Spanien war in Europa beschäftigt. Eine einmalige Gelegenheit bot sich, ein schicksalhafter Moment. Manuel erkannte auch, dass angesichts der langen zeitlichen Intervalle bei der Kommunikation eine Kontrolle des Geschehens von Lissabon aus unmöglich war. Von Natur aus unsicher und misstrauisch, wie er war, musste er einen auserwählten Repräsentanten entsenden und ihm lange genug den Kommandostab übergeben, um die Pläne in die Realität umzusetzen.

Der Mann, dem diese Aufgabe anvertraut wurde, war nur die zweite Wahl des Königs. Tristão da Cunha war sein ursprünglicher Kandidat gewesen, doch der erfahrene Seefahrer war auf einmal erblindet, vermutlich infolge Vitaminmangels. Er erholte sich später zwar wieder, aber der Vorfall wurde als göttliches Zeichen gewertet. Almeida war das erste Mitglied des Hochadels, das eine Indien-Expedition leitete. Er war etwa 55 Jahre alt und hatte umfassende militärische, diplomatische und nautische Erfahrung, zudem besaß er auch die persönlichen Qualitäten, die sich Manuel von einem Mann erhoffte, dem er wichtige Staatsangelegenheiten anvertrauen wollte. Almeida war unbestechlich, unempfänglich für die Verlockungen des Reichtums, gütig, ein Witwer ohne Bindungen im eigenen Land, fromm und gereift in seinem Urteilsvermögen. Für viele war die Aussicht auf persönliche Bereicherung der eigentliche Reiz Indiens; Almeida kannte nicht die Gier der Sodrés. Er schätzte Titel höher als Gewürzballen, und er wusste, wie man kämpft.



Francisco de Almeida

Almeida sollte nicht nur der Oberbefehlshaber sein. Ihm wurde auch der höhere Titel eines Vizekönigs verliehen, formell mit der Exekutivgewalt, an der Stelle des Königs zu handeln. Was dies in der Praxis bedeutete, wurde eine Woche später im „Regimento“ näher ausgeführt, in den Instruktionen, die ihm vom König ausgehändigt wurden. Sie beliefen sich auf 101 eng beschriebene Seiten, die 143 verschiedene Punkte, unterteilt in Kapitel und Unterkapitel, enthielten. Aus ihnen geht hervor, wie sehr der König seinen Kandidaten bis ins kleinste Detail leiten wollte und wie weit seine Ambitionen tatsächlich reichten.

Nach der Umsegelung des Kaps hatte Almeida Befehl, die SwahiliKüste unter Kontrolle zu bringen. Seine Ziele sollten die Hafenstädte Sofala, der Schlüssel zum Goldhandel, und Kilwa sein. Die empfohlene Methode sah folgendermaßen aus: unter dem Deckmantel der Freundschaft ankommen, dann die Städte überraschend angreifen, alle muslimischen Kaufleute ins Gefängnis werfen und ihr Vermögen beschlagnahmen. Forts sollten gebaut werden, und anschließend sollten die Goldminen unter Kontrolle gebracht werden, die man für den Handel an der Malabar-Küste im Austausch für Gewürze brauchte. Es war eine Kriegsmission, getarnt als Friedensmission. Anschließend sollte Almeida keine Zeit verlieren, sondern direkt über den

Indischen Ozean fahren und vier weitere Forts errichten: auf dem Zwischenhalt auf der Insel Angediva, als Unterstützungs- und Versorgungsbasis, und in den freundlich gesinnten Städten Cannanore, Quilon und Cochin.

Weiter nördlich an der afrikanischen Ostküste sollte ein weiteres Fort an oder in der Nähe der Mündung des Roten Meeres und nicht weit von dem Reich des Priesterkönigs Johannes gebaut werden, um den Gewürzhandel des Sultans zu unterbinden und dafür zu sorgen, dass „ganz Indien die Illusion genommen werde, dass sie mit jemand anderem außer uns Handel treiben könnten“.[2] Zwei Schiffe sollten ständig entlang der afrikanischen Küste bis zum Horn von Afrika patrouillieren.

Anschließend widmete sich das Regimento dem hartnäckigen Problem Calicut. In der einen oder anderen Form musste man mit dem Samorin umgehen. Almeida sollte Frieden schließen, sofern jener einwilligte, alle Muslime zu vertreiben; wenn nicht: „Führet Krieg und bringet ihm völlige Vernichtung, mit allen Mitteln, die Euch zu Land und zur See zu Gebote stehen, so dass alles zerstört wird, was zerstört werden kann.“[3]

Kein strategischer Aspekt wurde ausgelassen. Nach der Schließung des Roten Meeres sollte eine Flotte an andere islamische Staaten und Königreiche entsandt werden: Chaul und Cambay sowie Hormus an der Mündung des Persischen Golfs. Almeida sollte einen jährlichen Tribut an den König von Portugal fordern; ihnen befehlen, alle Handelsbeziehungen zu den arabischen Händlern in Kairo und am Roten Meer abzubrechen; und unterwegs alle muslimischen Schiffe kapern. Um das alles zu bezahlen, sollte er dafür sorgen, dass die jährlichen Gewürzflotten voll beladen wurden und schnell wieder ausliefen.

Aber das war noch nicht alles. Nach der Versorgung der Gewürzschiffe hatte der Vizekönig Anweisung, neue Fronten zu eröffnen, indem er Ceylon, China, Malakka „entdeckte“ und „welche Erdteile auch immer noch nicht bekannt sein mochten“.[4] Auf diesem neuen Boden sollten Wappenpfeiler als Kennzeichen der Besitznahme aufgestellt werden. Es fehlte nichts in der Liste.

Portugiesische Karte Südafrikas aus dem Jahr 1502; die Küstenlinie war mit Wappenpfeilern markiert.

Obwohl die Anweisungen auch einen Passus enthielten, der Almeida einen gewissen Handlungsspielraum für unvorhergesehene Zwischenfälle einräumte, gaben sie in der Praxis eine strenge Agenda vor. Manuel hatte die Welt, deren Eroberung er forderte, nie gesehen und sollte sie nie zu Gesicht bekommen, doch das Regimento enthüllte einen erstaunlich scharfen Blick für die zentralen Punkte des Indischen Ozeans und eine gebieterische geostrategische Vision für ihre Kontrolle und den Aufbau seines eigenen Reiches. Dieses Wissen war in einem atemberaubenden Tempo erworben worden. Innerhalb von sieben Jahren nach dem Eindringen in die neue Welt begriffen die Portugiesen mit einer verblüffenden Genauigkeit, wie die 28 Millionen Quadratmeilen des Indischen Ozeans funktionierten; sie kannten

die wichtigsten Häfen, die Winde, den Monsunzyklus, die seefahrerischen Möglichkeiten und Verbindungskorridore – dabei fassten sie bereits eine Erweiterung des Horizonts ins Auge. Die Methode des Wissenserwerbs hatten sie in den Jahren entwickelt, als sie sich an der Küste Afrikas vortasteten. Damals waren die Portugiesen zu ausgezeichneten Beobachtern und Sammlern von geographischen und kulturellen Informationen geworden. Hinzu kamen eine enorme Effizienz, das Aufspüren von lokalen Informanten und Lotsen, die Beschäftigung von Dolmetschern, das Erlernen von Sprachen, die Beobachtung mit einem nüchternen wissenschaftlichen Interesse und das Zeichnen bestmöglicher Karten. Astronomen wurden auf Reisen geschickt; die Bestimmung der Breitengrade wurde zu einer staatlichen Aufgabe. Männer wie Duarte Pacheco Pereira, die Beobachtungen aus erster Hand an die Stelle von überliefertem Wissen der Vorfahren setzten, wurden angetrieben vom Forscherdrang der Renaissance. Informationen über die neue Welt wurden an eine zentrale Drehscheibe gemeldet, das Indienhaus in Lissabon, wo alles unter der direkten Aufsicht der Krone gesammelt wurde, um die nächsten Reisenden zu informieren. Dieses System der Rückmeldung und Übernahme war schnell und effektiv.

Manuel hatte sich auf einen kleinen Beraterkreis gestützt, als das Regimento für Almeida ausgearbeitet wurde. Großen Einfluss unter ihnen hatte Gaspar da Gama, der polnische Jude, der sich als Venezianer ausgab und den Vasco da Gama auf der ersten Reise entführt hatte. Er ist eng mit dem ersten Jahrzehnt der portugiesischen Erkundung verwoben und war als Experte und Dolmetscher von unschätzbarem Wert. Aber er war schwer zu fassen, wechselte die Identität und den Namen gemäß dem jeweiligen Schirmherrn und den Erfordernissen der Situation. Zuerst war er Gaspar da Gama, für Manuel vermutlich Gaspar da India, und für die bevorstehende Reise sollte er sich „aus Liebe zum Vizekönig“ Gaspar de Almeida nennen.[5] Er neigte dazu, seinen neuen Arbeitgebern das zu erzählen, was sie hören wollten, aber er war gut informiert. Offenbar kannte er den Indischen Ozean sehr genau und war weit herumgekommen. Er hatte auch die erste Offerte an Cochin vorgeschlagen und war vermutlich nach Ceylon, Malakka und Sumatra gereist. Außerdem erkannte er die strategische Bedeutung des Roten Meeres. All diese Informationen flossen in Manuels großen Plan von 1505 ein.

Gaspar hatte dafür plädiert, dass sich die Portugiesen direkt der Lebensader

der Muslime widmen sollten – Aden angreifen, das Rote Meer schließen und den Handel der Mamluken unterbinden, dann wäre der Samorin gezwungen, Kunde der Portugiesen zu werden –, statt mühsam Forts entlang der Küste von Malabar zu bauen, die nur Geld und Menschenleben kosteten. Die Klugheit des Baus von Forts wurde in den kommenden Jahren ein heiß umstrittenes Thema. Manuel hatte den Plan übernommen, aber nicht die Reihenfolge: Er zog es vor, zuerst sichere Stützpunkte auf indischem Boden als Ausgangsbasis für die Ausschaltung des muslimischen Handels zu gründen.

Andere in der Gruppe um den König spornten ihn zu einer immer großartigeren Deutung der erstaunlichen Ereignisse an, die sich im Indischen Ozean abspielten. Unter diesen war seine Frau Maria von Aragon fest überzeugt, dass Manuels Schicksal von Gott bestimmt sei; das galt auch für einen der wichtigsten Berater, Duarte Galvão, und den Mann, der zum Baumeister des manuelinischen Traums werden sollte: Afonso de Albuquerque.

Mit ebendiesem Ansporn des engen Zirkels wurden Almeidas Anweisungen verfasst und die ganze Expedition ausgerüstet. Es war eine riesige Flotte: 21 Schiffe, siebenmal so viele wie acht Jahre zuvor unter Gama, die von einer illustren Generation erfahrener Seemänner befehligt wurden – darunter etwa João de Nova und Fernão de Magalhães, jener Magellan, der im folgenden Jahrzehnt die Welt umsegeln sollte. Auch Almeidas Sohn, der heißblütige Lourenço, fuhr mit, „ein nobler Edelmann … physisch stärker als alle anderen, ein Experte im Gebrauch aller Waffen“.[6]

Insgesamt wurden 1500 Männer rekrutiert, die einen Mikrokosmos der Gesellschaft bildeten, um einen portugiesischen Staat jenseits des Meeres zu gründen. Die Palette reichte von hohen Adligen bis hin zu Ausgestoßenen und den untersten Rängen der Gesellschaft – konvertierten Juden, Schwarzen, Sklaven, Sträflingen. Hinzu kam ein beachtlicher Anteil ausländischer Abenteurer und Kaufleute. Alle hatten sich freiwillig gemeldet. Ihre Fähigkeiten sollten sie nicht nur in die Seefahrt und den Kampf einbringen, sondern auch in die Gründung eines neuen Staates. Unter ihnen waren Schuhmacher, Zimmermänner, Priester, Verwalter, Richter und Ärzte. Es gab ein beachtliches Kontingent deutscher und flämischer Kanoniere, und drei privat finanzierte Schiffe, die von deutschen und florentinischen Bankiers und reichen Kaufleuten ausgestattet worden waren – eine gewaltige

Investition. Gaspar fuhr zusammen mit einem anderen venezianischen Dolmetscher mit. Sogar ein paar Frauen schmuggelten sich als Männer verkleidet an Bord; ihre Namen tauchten nicht lange danach in den Registern auf: Isabella Pereira, Lianor Branda und Ines Rodrigues.

Das kam, mitsamt den Absichten und Zielsetzungen, einer portugiesischen *Mayflower* gleich, die auslief, um eine neue Welt zu gründen. Sie transportierte Kanonen für Forts wie für Schiffe, Waren zum Handeln – Blei, Kupfer, Silber, Wachs, Korallen –, vorgefertigte Bestandteile für Festungen wie Fensterrahmen und behauene Steine, Holz für den Bau kleiner Schiffe und eine Fülle weiterer Baumaterialien und Werkzeuge. Sie waren gekommen, um zu bleiben.

Die Bedeutung dieser speziellen Expedition spiegelte sich auch in der Messe wider, die am 23. März 1505 in der Kathedrale von Lissabon gefeiert wurde. Der Chronist Gaspar Correia überlieferte eine meisterhafte Schilderung dieses Spektakels. Nach dem Gottesdienst erschien durch einen Vorhang der König für die zeremonielle Übergabe des Banners aus „weißem Damast, verziert mit dem Kreuz Christi in rotem Satin, umsäumt mit Gold und versehen mit Goldquasten und einem goldenen Stern“, um diesen Talisman, der „das Zeichen des wahren Kreuzes“ trug, seinem Vizekönig zu überreichen, begleitet von einer langen Rede des Segens und der Ermahnung, große Taten zu vollbringen und „viele Ungläubige und Menschen zu bekehren“. Almeida und die Adligen und Kapitäne knieten nieder, um dem König die Hand zu küssen. Darauf begab sich die lange Prozession zum Wasser, „Dom Francisco de Almeida, Gouverneur und Vizekönig von Indien“ und seine Kapitäne zu Pferde, das Gefolge zu Fuß. Almeida selbst machte eine gute Figur, gekleidet in einen feinen Wappenrock, mit einem Hut aus schwarzem Satin und auf dem Rücken eines reich ausstaffierten Maultiers, ein Mann „von mittlerer Größe und würdigem Äußeren, ein wenig kahl, aber eine starke Autorität ausstrahlend, ihm voraus und nach ihm gingen 80 Soldaten, die vergoldete Hellebarden trugen“, mit grauen Schuhen, Jacken aus schwarzem Samt, vergoldeten Schwertern und weißen Beinlingen, an ihren Händen Aufsätze aus rotem Satin, und der Hauptmann der Wache mit dem Stab seiner Amtsgewalt.[7] Auf diese Weise stellte Manuel seine Mission und sein Schicksal zur Schau.

Und so schritt der Festzug feierlich die verwinkelten Gassen zum Hafenviertel hinab, wobei Correia mit Sicherheit einige ausgefallenen Details

der Szene hinzufügte, die er nicht mit eigenen Augen gesehen hatte: Almeidas Sohn Lourenço, ebenfalls prächtig gekleidet und mit dem Banner auf dem Arm, und die Kapitäne und Adligen in ähnlich kostbaren Aufzügen; der König, die Königin und sämtliche Hofdamen, die aus den Fenstern sahen, während die Prozession vorüberzog. Der Vizekönig betrat als Erster sein Schiff, das mit Bannern und Standarten geschmückt war. Mit einem donnernden Salut der Kanonen wurden die Anker gelichtet, und die Schiffe fuhren flussabwärts nach Restelo zu einem weiteren rituellen Segen am heiligen Schrein der Jungfrau Maria von Belém. Schließlich liefen sie am 25. März aus, dem verheißungsvollen Tag der Verkündigung Mariä.

Die Expedition hatte unter den mittlerweile üblichen Verlusten und Entbehrungen zu leiden. Eine Karacke, die *Bela*, bekam ein Leck und sank, immerhin so langsam, dass die Besatzung sich selbst und ihre Wertgegenstände auf ein anderes Schiff retten konnte. Als die Flotte Brasilien passierte, etwa auf der Höhe des 40. südlichen Breitengrads, geriet sie in heftige Gewitter- und Schneestürme. Von Almeidas Flaggschiff gingen zwei Männer über Bord; Schiffe wurden voneinander getrennt. Nach der Umrundung des Kaps Ende Juni fiel Almeida mit eben der Grausamkeit und Hinterlist über die Swahili-Küste her, die im Regimento von ihm verlangt wurde. Ihr erstes Ziel, die Insel Kilwa, erreichten sie am 22. Juli. Nach drei Monaten auf See war dies ein willkommener Anblick: weiß getünchte Häuser mit Strohdächern unter herrlich grünen Palmen. Für Hans Mayr, den deutschen Schreiber der *São Rafael*, war es ein Ort der Ruhe und des Reichtums. Die rote Erde war „sehr fruchtbar, mit viel Mais wie in Guinea“, das Gras wuchs mannshoch in hübsch eingezäunten Gärten, die eine Fülle an Lebensmitteln hervorbrachten; „Butter, Honig und Bienenwachs … Waben in den Bäumen … süße Orangen, Limonen, Rettiche, kleine Zwiebeln“. Die Zitrusfrüchte waren den vom Skorbut geplagten Seeleuten sicher besonders willkommen. Der Ort war keineswegs unerträglich heiß; reichliches Futter ernährte das fette Vieh; Schwärme von Fischen umgaben sie, und Wale tollten um die ankommenden Schiffe. Kilwa war eine kleine blühende Stadt mit rund 4000 Bewohnern sowie vielen Moscheen mit Kuppeln, „eine wie jene in Cordoba“. Laut Mayr waren die muslimischen Kaufleute „gut genährt und mit dichtem Bart, ein beeindruckender Anblick“.[8] Dhauen mit einer Größe von 50 Tonnen – vergleichbar mit einer Karavelle – lagen von Kokosseilen zusammengehalten im Hafen. Die Felder wurden von schwarzen

Sklaven bearbeitet, und die Stadt handelte entlang der ganzen Swahili-Küste, bis zur Arabischen Halbinsel und den Gujarat-Staaten Indiens mit Gold aus Sofala, Baumwolltuch, kostbaren Parfümen, Weihrauch, Silber und Edelsteinen. In dem autarken Handelsnetz des Indischen Ozeans, dessen Entstehung bereits Jahrhunderte zurücklag, war Kilwa ein wichtiges Glied. In Kürze sollte die Stadt die ganze Wucht einer eindringenden Welt zu spüren bekommen.

In Wirklichkeit war der amtierende Sultan ein unbeliebter Usurpator, der die plumpen Methoden der portugiesischen Diplomatie bereits kennengelernt hatte. Im Jahr 1502 hatte Vasco da Gama gedroht, ihn wie einen Hund an einer Kette durch ganz Indien zu zerren. Man hatte ihn gezwungen, sich der portugiesischen Krone zu unterwerfen, ihre Flagge zu hissen und einen jährlichen Tribut zu zahlen. Als Almeida eintraf, war der Tribut seit zwei Jahren nicht gezahlt worden. Von der Flagge war weit und breit nichts zu sehen. Bei Gamas Besuch hatte er versucht, sich von den unwillkommenen Besuchern mit der Behauptung, er sei krank, fernzuhalten; dieses Mal hatte er Gäste. Er schickte Lebensmittel zum Geschenk – ein vergeblicher Versuch, Almeida versöhnlich zu stimmen.

Am nächsten Morgen brachte der Vizekönig die Schiffe in Stellung, mit geladenen Bombarden, ging in vollem Ornat an Land und verlangte eine Audienz. Diesmal schickte der Sultan fünf seiner höchsten Männer und versprach, den Tribut zu bezahlen. Da riss Almeida der Geduldsfaden. Er setzte kurzerhand die Gesandten fest und bereitete die Erstürmung der Stadt vor. Bei Tagesanbruch, am 24. Juli, startete der Angriff. Der Vizekönig ging als Erster an Land und steckte die portugiesische Fahne in den Strand – ein Beweis seines Gespürs für die Führung an vorderster Front und ein Vorgeschmack auf sein Draufgängertum. Die Aussicht, diese reiche Stadt zu plündern, befeuerte den Eifer der Mannschaften. Letztlich erwies sich der Angriff als verblüffend leicht. Bei der ersten Machtdemonstration flüchtete der Sultan mit vielen Bewohnern. Als die Portugiesen seinen Palast erreichten, wurden sie nur von einem Mann empfangen, der sich aus einem Fenster lehnte, die vermisste portugiesische Fahne als Sicherheit schwenkte und dazu rief: „Portugal! Portugal!“[9] Die Türen wurden mit Äxten aufgebrochen, aber der Sultan und sein ganzes Vermögen waren verschwunden. Franziskanermönche errichteten auf einem prominenten Gebäude ein Kreuz und fingen an, ein *Te Deum* zu singen.

An anderen Stellen folgte eine Plünderung der Stadt; große Haufen an Beute wurden zusammengetragen, allerdings nicht gemäß den Instruktionen aufgeteilt: Die Männer waren auf persönlichen Gewinn aus statt auf die Bereicherung ihres Königs. Manuel sollte später öffentlich seinen Unmut über die Beute bekunden. Am nächsten Tag, dem 25. Juli, dem Namenstag des Heiligen Jakobus, des Schutzheiligen für den Heiligen Krieg gegen den Islam, begannen die Portugiesen mit dem Bau ihres ersten Forts aus Stein im Indischen Ozean, das aus zerstörten Häusern errichtet wurde. Das Ganze dauerte nur 15 Tage. Eine Garnison wurde abgestellt und der Rivale des Sultans, ein reicher Kaufmann, unter angemessenem Prunk auf den Thron gesetzt. Eine goldene Krone, die für den König von Cochin gedacht war, wurde kurzzeitig auf seinem Haupt platziert; er schwor ewige Treue und – ebenso wichtig – garantierte jährliche Tributzahlungen an den portugiesischen König. Prächtig gekleidet in eine purpurne Robe, verbrämt mit Goldfaden und auf einem Pferd, das „nach portugiesischer Art gesattelt [war], und begleitet von vielen prächtig gekleideten Muslimen wurde er durch die ganze Stadt geführt“. Gaspar, der Dolmetscher, ging ihm als Ausrufer voraus und erklärte allen, die womöglich etwas verpasst hatten: „Dies ist euer König, gehorcht ihm und küsst ihm die Füße. Er wird stets unserem Gebieter, dem König von Portugal, die Treue halten.“[10] Almeida schrieb in Hochstimmung dem König: „Sire, Kilwa hat den besten Hafen von allen Orten, die ich auf der Welt kenne, und das hübscheste Land, das man sich vorstellen kann … wir bauen dort eine Festung … so stark wie der König von Frankreich es sich jemals erhoffen konnte.“ Und weiter: „Zu meinen Lebzeiten werdet Ihr Herrscher dieser Welt im Osten sein, die so viel größer als jene im Westen ist.“[11]

Nach der Einsetzung des Marionettenkönigs war es für den eifrigen Vizekönig höchste Zeit, sich dem nächsten seiner unzähligen Ziele zu widmen. Zwei Schiffe wurden die Küste entlang nach Norden geschickt, um vor dem Horn von Afrika zu patrouillieren; außerdem wurden Vorkehrungen für eine Blockade Sofalas getroffen, bis eine folgende Flottille aus Lissabon die Stadt zur Unterwerfung zwingen konnte und ein zweites Fort baute.

An diesem Punkt hatte Almeida Befehl, direkt den Indischen Ozean zu überqueren, aber er neigte bereits dazu, die ihm verliehene Autorität nach eigenem Ermessen einzusetzen. Er beschloss, die Zahl der tributpflichtigen Städte entlang der Küste durch einen Angriff auf die Insel Mombasa zu

erhöhen. Ihr Scheich hatte bislang den Portugiesen Widerstand geleistet, und die Stadt war ein wichtiges Zentrum des arabischen Handels. Die beiden Häfen im Schutz der Insel waren allen anderen an der Swahili-Küste überlegen und ein schwieriges Angriffsziel. Der Scheich hatte, da er die unwillkommene Wiederkehr der Portugiesen schon erwartete, seine Verteidigungsanlagen mit einer Bastion und einer Zahl Kanonen verstärkt, die Taucher aus dem Wrack eines Schiffes geborgen hatten, das vier Jahre zuvor bei Gamas Expedition verloren gegangen war. Das nötige Wissen für die Bedienung verriet ihnen ein abtrünniger Matrose, der zum Islam konvertiert war.

Als sich Almeidas Flotte der Insel näherte, eröffneten die Kanonen das Feuer und trafen ein Schiff. Es war ein kurzer Erfolg. Die Portugiesen erwiderten das Feuer, und ein Glückstreffer landete im Pulvermagazin der Bastion. Die muslimischen Kanoniere flüchteten von der zertrümmerten Batterie. Almeida setzte eine Gruppe an Land, die den Scheich aufforderte, sich friedlich dem König von Portugal zu unterwerfen. Als Antwort bekamen sie eine Tirade von Schimpfwörtern auf Portugiesisch, sie seien Hunde, Köter, Schweinefresser und dergleichen mehr. Mombasa sei nicht wie Kilwa, Hühner, die nur darauf warteten, dass man ihnen den Hals umdrehte. Als der Abtrünnige in Fahrt kam, zählte er den eindrucksvollen Widerstand auf, der die Portugiesen erwartete: 4000 Kämpfer, einschließlich 500 absolut loyale schwarze Bogenschützen, weitere Artillerie in der Stadt und noch einmal 2000 Männer auf ihrem Weg. Der Scheich war zu einem Kampf um die Stadt bis zum Äußersten bereit, Almeida war desto stärker entschlossen, sie einzunehmen.

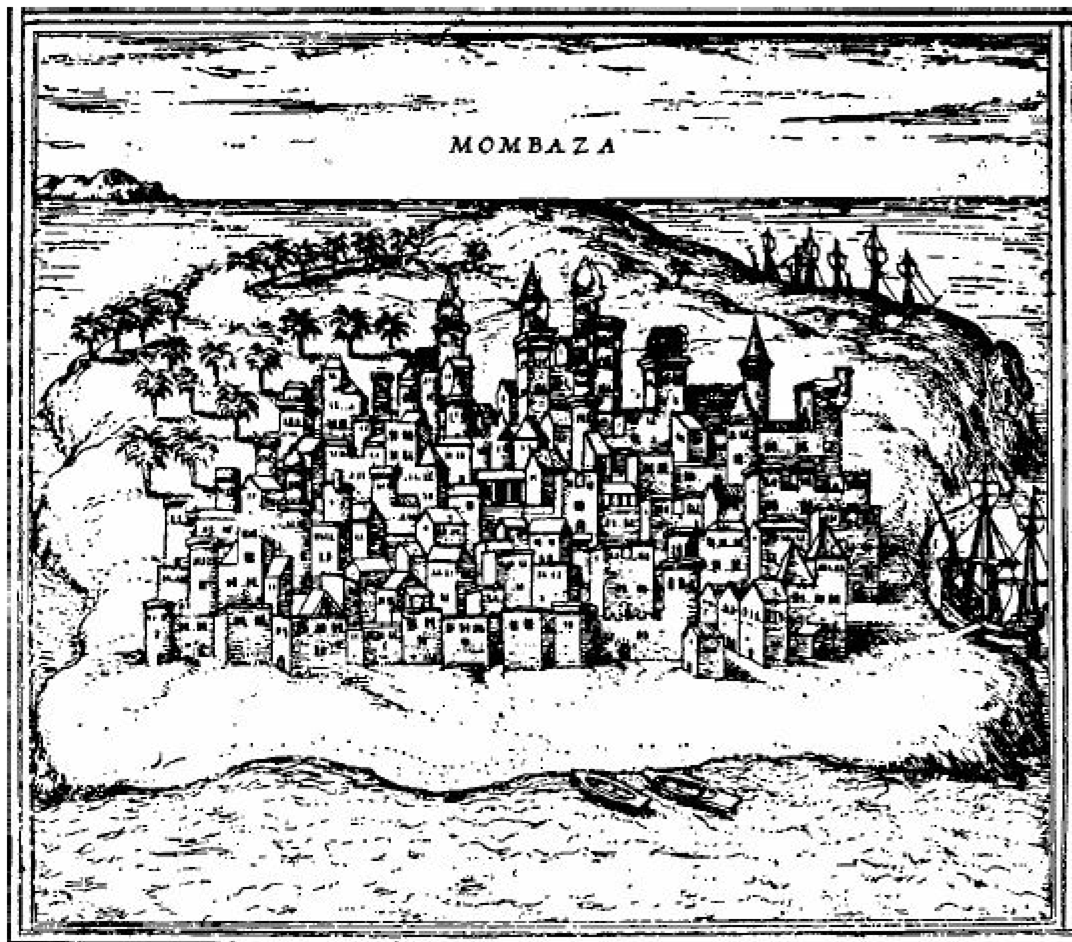
Mombasa war ähnlich wie Kilwa, aber größer und prachtvoller. Der verwinkelte Stadtkern, der für arabische Suks typisch war, bestand aus einem engen Gewirr von Straßen, einem Labyrinth aus Sackgassen und Durchgängen. Es gab große Steinhäuser, zum Teil dreistöckig, aber viele andere waren aus Holz gebaut, mit Strohdächern, und darin sah Almeida seine Chance. Er beschloss, die Stadt zuerst in Brand zu stecken und sie dann zu plündern. Ein Landungstrupp warf mit Schießpulver gefüllte Töpfe in die Häuser; das Feuer breitete sich rasch aus. Schon bald stand ein großer Teil der Stadt in Flammen. Laut den Chroniken

brannte das Feuer, das durch die Stadt lief, den ganzen Nachmittag und die folgende Nacht hindurch.

> Es war ein furchtbarer Anblick. Es schien, als stehe die ganze Stadt in Flammen. Es kam zu einer enormen Zerstörung sowohl in den Holzhäusern, die bis auf den Grund niederbrannten, als auch an denen aus Stein und Mörtel, die Feuer fingen und einstürzten. Und in ihnen wurden große Reichtümer zerstört.[12]

Am nächsten Morgen, noch vor Tagesanbruch, während das Feuer noch brannte, starteten Almeidas Truppen von vier Seiten her einen Angriff. Sie stießen auf beherzten Widerstand und sahen sich rasch in heftige Kämpfe verwickelt in Gassen, die so eng waren, dass zwei Männer nicht nebeneinander gehen konnten. Männer wie Frauen warfen von Balkonen und Hausdächern Steine und Ziegel auf sie, dazu ein Hagel aus Pfeilen und Speeren, der so schnell kam, „dass unsere Männer keine Zeit hatten, die Musketen zu feuern".[13] Sie waren gezwungen, sich hinter Mauern zu ducken, und mussten von Deckung zu Deckung vorrücken.

Almeida hatte den Palast bereits entdeckt, und seine Männer kämpften sich den Weg dorthin Gasse um Gasse frei. In einem verzweifelten Abwehrversuch trieben die Swahilis wilde Elefanten unter die Portugiesen, aber ohne Erfolg. Als die Angreifer näherkamen, erblickten sie eine große Gruppe edel gekleideter Männer auf der Flucht; es war der Scheich und seine Anhänger. Wie sie in den Palast eindrangen, fanden sie ihn leer vor. Wiederum hissten die Franziskaner ihr Kreuz, die Fahne wehte unter „Portugal"-Rufen hoch über der Stadt.



Mombasa

Dann begann die Plünderung. Eine Tür nach der anderen wurde aufgebrochen und das Inventar des Hauses und die Bewohner zu den Schiffen gebracht. Mombasa war das Haupthandelszentrum an der Swahili-Küste, und die Beute konnte sich sehen lassen, darunter „eine große Zahl kostbarer Stoffe, aus Seide und Gold, Teppiche und Satteltücher, insbesondere ein Teppich, an dem nirgendwo etwas verbessert werden konnte und der mit vielen anderen Gegenständen von großem Wert dem König von Portugal geschickt wurde“.[14] Um Diebstähle auf eigene Faust zu verhindern, hatte Almeida versucht, systematisch vorzugehen. Jedem Hauptmann war ein bestimmtes Viertel zur Plünderung zugeteilt worden; alles sollte mitgenommen, sortiert und anschließend gemäß den Anweisungen des Regimento zur Belohnung verteilt werden: Der Finder sollte ein Zwanzigstel des Wertes erhalten. In der Praxis kam es zu unzähligen Verstößen. Die

Männer kamen weniger zur Verbreitung des Glaubens oder aus Loyalität zu ihrem König nach Indien, sondern um sich zu bereichern. Später teilte man Manuel mit, dass Almeida, wenn er alle, die sich in Mombasa Beute angeeignet hatten, hätte bestrafen wollen, die Mehrzahl seiner Truppen aufgerieben hätte. Die Kluft zwischen den privaten Sehnsüchten sowohl der einfachen Soldaten als auch den Fidalgos auf der einen Seite und der Verantwortung des Vizekönigs, den königlichen Auftrag auszuführen, auf der anderen blieb durch all die Jahrhunderte des portugiesischen Abenteuers bestehen. Der aufrechte, unbestechliche Almeida war empört über die eklatanten Verstöße, die er nicht verhindern konnte.

Von der Deckung eines Palmenhains aus, einen Kanonenschuss von der Stadt entfernt, sahen der Scheich und sein Gefolge zu, wie Mombasa geplündert und niedergebrannt wurde. Die Portugiesen waren zu erschöpft, um ihnen nachzujagen. Die Zahl der Opfer war wie immer asymmetrisch: 700 Muslime lagen tot in den Straßen und Häusern; fünf Portugiesen waren ums Leben gekommen, allerdings weit mehr verwundet worden. 200 Gefangene wurden gemacht, „von denen viele hellhäutige Frauen von hübschem Äußeren waren, und viele junge Mädchen von fünfzehn Jahren und jünger“.[15]

Am nächsten Tag schickte der Scheich, weil er erkannte, dass Widerstand zwecklos war und das Schicksal des Herrschers von Kilwa vermeiden wollte, zum Zeichen des Friedens einen riesigen Silberteller und übergab seine Stadt. Als Geste des guten Willens ließ Almeida viele Gefangene frei und versprach, das Leben und den Besitz aller zu schützen, die zurückkehrten. Der Scheich zahlte einen hohen Tribut, der alljährlich fällig war, und unterschrieb einen Friedensvertrag, der „solange die Sonne und der Mond bestanden“ gelten sollte.[16] Am 23. August verließ Almeida die Swahili-Küste und ließ eine lange Blutspur hinter sich. Ein Handelsnetz, das jahrhundertelang Bestand gehabt hatte, wurde mit Kanonen zur Unterwerfung gezwungen.

Der traumatisierte Herrscher schrieb seinem alten Rivalen, dem Herrscher von Malindi, einen Klagebrief:

Gott schütze Euch, Said Ali. Ich möchte Euch mitteilen, dass ein großer Herr hier vorbeikam, der vor Feuer brannte. Er drang so heftig und grausam in die Stadt ein, dass er das Leben von keinem schonte, weder Mann noch Frau, jung oder alt, noch Kinder, wie klein sie auch waren … Nicht nur Männer

wurden ermordet und verbrannt, selbst die Vögel am Himmel fielen zu Boden. In dieser Stadt ist der Gestank des Todes so stark, dass ich nicht wage, sie zu betreten, und kein Mensch konnte Rechenschaft über den unendlichen Reichtum ablegen, den sie wegnahmen, oder ihn schätzen.[17]



11

Die große Hure Babylon

Juni – Dezember 1505

Almeidas Mission war bereits ambitioniert, doch in Lissabon entwickelte sich das strategische Denken Manuels bezüglich des Indischen Ozeans ständig weiter. Der extrem messianische Zug, der seinem Hof anhaftete, wurde immer stärker. Seine engen Berater spornten ihn zu dem Glauben an, er sei von Gott zu großen Taten auserwählt worden. Die Zeichen wurden gedeutet: sein Name, die außergewöhnlichen Umstände seiner Thronfolge durch den Tod von sechs vor ihm stehenden Kandidaten, die Flut an Schätzen, die an die Kaimauern Lissabons gespült wurden, die raschen Fortschritte der Erkundung. Die Tatsache, dass es Manuel gelungen war, das gelobte Land Indien schon beim ersten Versuch zu erreichen, während seine Vorgänger ein Dreivierteljahrhundert gebraucht hatten, um endlich Afrika zu umrunden, wurde als göttliche Fügung angesehen, als Ankündigung eines neuen Zeitalters des Friedens und des Triumphs des Christentums, womöglich gar als Beschleunigung des Endes der Zeiten. Die fünf Punkte im portugiesischen Wappen, die wie die fünf Wunden Christi angeordnet waren, und die Verfolgung der Juden, deren Zwangsbekehrung oder Vertreibung als eine Reinigung der Nation gerechtfertigt wurde – all das waren Indizien einer wahnhaften Überzeugung, dass die Portugiesen das auserwählte Volk seien, das in Gottes Namen mit einer großartigen Aufgabe beauftragt wurde. Mit jedem Beutezug aus Indien wurde das Ziel immer noch größer.

Konkret ging es nunmehr um den Zusammenbruch der muslimischen Welt, für den sie verschlüsselte Andeutungen in der biblischen Offenbarung des Johannes entdeckten. Die Mamluken-Dynastie in Kairo wurde mit der „Großen Hure Babylon“ gleichgesetzt, die gestürzt werden musste. Der tief verwurzelte Gedanke, der Heilige Krieg sei die Berufung der Portugiesen –

„die Heiligkeit des Hauses der portugiesischen Krone, gegründet auf dem Blut der Märtyrer und von ihnen ausgedehnt bis ans Ende der Erde“ –, sollte nunmehr auf breiter Front vorangetrieben werden.[1] Manuel wurde von seinem engeren Kreis ermuntert, den Kaisertitel anzunehmen. Duarte Pacheco Pereira nannte ihn in seinem Buch über die portugiesischen Entdeckungen „César Manuel“.

Der messianische Ton und die Reichweite der portugiesischen Ansprüche wurden in einer Ansprache deutlich, die Manuels Botschafter Anfang Juni 1505 vor Papst Julius II. hielt:

Christen können deshalb hoffen, dass in Kürze die gesamte Heimtücke und Ketzerei des Islam abgeschafft wird und die Heilige Grabeskirche Christi … die schon seit Langem von diesen Hunden mit Füßen getreten und ruiniert wird …, wird ihre frühere Freiheit wiedererhalten und auf diese Weise wird sich der christliche Glaube über die ganze Welt verbreiten. Und damit dies leichter bewerkstelligt werde, trachten und hoffen wir bereits, uns mit dem wichtigsten und mächtigsten aller Christen [dem Priesterkönig Johannes] zu verbünden, indem wir Gesandte zu ihm schicken und größtmögliche Hilfe bieten, um mit ihm in Verbindung zu treten.

Nachdem sich Manuels Botschafter für dieses Thema erwärmt hatte, schloss er mit einer großartigen rhetorischen Wendung – der Einladung an den Papst, sich die Welt vor Augen zu führen:

Empfangt Euer Portugal, nicht nur Portugal, sondern auch einen großen Teil Afrikas. Empfangt Äthiopien und die enorme Weite Indiens. Empfangt den Indischen Ozean selbst. Empfangt den Gehorsam des Orients, der Euren Vorgängern unbekannt war, aber Euch vorbehalten blieb, und das, was bereits großartig ist, wird, durch Gottes Gnade, immer größer werden.[2]

Der Papst sollte die religiöse Vorherrschaft über ein riesiges, als „Estado da India“, also Staat Indien, bezeichnetes Gebiet erhalten, zu dessen Aufbau Almeida ausgesandt worden war. Doch Manuels Ambitionen reichten sogar über das Regimento hinaus. Die Tendenz des Ganzen wurde schon eine Woche nach der päpstlichen Ansprache deutlich, als die Drohung des Sultans, die Heiligen Stätten zu zerstören, endlich in Gestalt des Mönchs Bruder Mauro in Lissabon ankam. Sie erzielte genau den entgegengesetzten Effekt wie beabsichtigt. Manuel lehnte den Erpressungsversuch des Sultans ab. Er schickte Mauro mit einer unnachgiebigen Antwort für den Sultan zurück nach Rom, dem er mit einem Kreuzzug drohte, falls die Heiligen Stätten geschändet würden. Er berief sich auf die Erinnerung an die

kreuzfahrerische Geschichte Portugals; er werde die Ungläubigen endgültig vernichten. Er beanspruchte für sich den Segen Gottes. Die Drohung ließ allem Anschein nach einen klar umrissenen Plan in Lissabon aufkommen: nicht nur die Mamluken vernichten, sondern auch die Heiligen Stätten für das Christentum zurückerobern. Heimlich schickte Manuel Gesandte zu Heinrich VII. in England, zu König Ferdinand in Spanien, zu Papst Julius II., zu Ludwig XII. in Frankreich, zu Maximilian, dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, und lud sie alle ein, sich an einem Kreuzzug mit Schiffen über das Mittelmeer ins Heilige Land zu beteiligen. Es kam keine Antwort – auch wenn Maximilian dafür war –, aber Manuel ließ sich dadurch nicht abschrecken.

Nach 1505 bestimmte dieses erweiterte Projekt 15 Jahre lang das portugiesische Denken. Seine Architekten waren eine geschlossene Clique innerhalb des portugiesischen Hofes, die ihre Pläne in Anbetracht des massiven wirtschaftlichen Widerstands, der Eifersucht rivalisierender Monarchen und des Antagonismus des Sultans sorgfältig hüteten. Inspiriert wurde es durch die mittelalterliche Eschatologie, durch göttliche Vorsehung und den Glauben an das bevorstehende Ende der Welt. Aber seine Strategie wurde aus der modernsten Auffassung der bekannten Welt abgeleitet, und sie hatte ein wahrhaft globales Ausmaß. Ein Teil davon war implizit bereits in Almeidas Anweisungen enthalten: zuerst die Mamluken wirtschaftlich ruinieren, dann sie direkt vom Roten Meer her angreifen. Die großartige neue Dimension umfasste eine Zangenbewegung. Manuel schlug einen gleichzeitigen Kreuzzug über das Mittelmeer ins Heilige Land und konzertierte Schläge gegen die muslimische Macht in Marokko vor.

Die Zerstörung des islamischen Blocks war mittlerweile eindeutig der Eckstein der portugiesischen Politik. Das ging sogar so weit, dass Indien womöglich nur die Plattform für einen Angriff bildete statt ein Ziel an sich; selbst der Seeweg könnte aufgegeben werden, wenn man den Islam zerschlagen hatte. Der Handel könnte über das sicherere und kürzere Rote Meer laufen, sobald es in christlicher Hand sei. Die inflationäre Blase des Reichtums beflügelte den König zu großartigen Träumen. Im Juli gewährte der Papst Manuel eine zweijährige Abgabe für den Kreuzzug und die Vergebung der Sünden für alle, die an ihm teilnahmen. Auch wenn diese Ideen nur vereinzelt öffentlich geäußert wurden, träumte Manuel allem Anschein nach davon, der Kaiser eines messianischen christlichen Reiches zu

werden. Sein Architekt sollte Afonso de Albuquerque sein.

Unterdessen sammelte Ca'Masser, der venezianische Spitzel, im Lissaboner Hafenviertel fleißig harte Fakten über das Los der portugiesischen Reisen, wenn eine Flotte auslief und wieder zurückkehrte. Trotz Manuels Verbot, Informationen weiterzugeben, war er bedenklich gut informiert. „Ich habe die Segelkarten der Route nach Indien gesehen", berichtete er, „und inwieweit dies alle Orte zeigt, an denen die Portugiesen Handel treiben und agieren und die sie entdeckt haben".[3] Nüchtern meldete er die Zusammensetzung der Flotten, die Tonnagen, die ausgehende Fracht, Namen der Kapitäne, Rückschläge und Schiffbrüche, die gekauften Mengen an Gewürzen, Reisezeiten, Vereinbarungen für ihren Verkauf und Kaufpreise – eine Fundgrube von Informationen über die Infrastruktur des Handels und der Regierung. Er hielt sich am 22. Juli 1505 im Hafen auf, als die alljährliche Gewürzflotte mit zehn Schiffen in Lissabon einlief, und notierte gewissenhaft die Mengen an Muskatblüte, Kampfer, Ingwer und Zimt und „Perlen im Wert von 4000 Dukaten".[4] Er hörte von einem vernichtenden Sieg bei Panthalayini im Dezember des Vorjahres, als 17 muslimische Handelsschiffe zerstört wurden: „alle samt den Gewürzen verbrannt, welche die für Mekka bestimmte Fracht waren … ein unglaublicher Verlust … 22 Portugiesen tot, 70 bis 80 verwundet". Er fügte noch widersprüchliche Schilderungen zu den Dimensionen der Expedition hinzu: „Die Reise dauerte 18 Monate, fünf für die Hinreise, das Beladen 3½, die Rückkehr 6½ – sie wären früher zurückgekehrt, wurden jedoch wegen des schlechten Zustands der Schiffe zwölf Tage in Mosambik aufgehalten … das erste Schiff legte die Reise in 24 Monaten und acht Tagen zurück."[5]

Die unternehmerisch denkenden Venezianer wussten nur allzu gut die riesigen Mengen an Gewürzen einzuschätzen, die in Lissabon ausgeladen wurden. Sie hatten sehnsüchtig gehofft, dass sich der lange Weg nach Indien als undurchführbar erweisen würde, doch der Rhythmus der portugiesischen Reisen blieb unerbittlich konstant. Jahr für Jahr wurden Flotten ausgeschickt und kehrten wieder zurück. Ca'Masser machte sich keine Illusionen, was das für die venezianischen Interessen bedeutete:

Ich sehe, dass dieses Unternehmen nicht durch die Unmöglichkeit, dorthin zu segeln, unterbunden werden kann. Es geht als ein reguläres und stabiles Geschäft weiter, und ohne Zweifel wird der König das Meer völlig beherrschen, weil es auf der Hand liegt, dass die Inder den Seehandel weder schützen

noch der Schifffahrt oder Artillerie dieses Allerdurchlauchtesten Königs Widerstand leisten können. Die Schiffe der Inder sind schwach … ohne Artillerie, weil sie gegenwärtig überhaupt keine an Bord haben.[6]

Für Venedig war der einzige Ausweg, noch einmal diskret zu versuchen, den Sultan der Mamluken zum Handeln zu bewegen. Im August 1505, während Almeida Mombasa plünderte, instruierten sie einen anderen Gesandten in Kairo, Alvise Sagudino: „Sprecht mit dem Sultan ohne Zeugen … wir haben den starken Wunsch, uns zu vergewissern, dass der Sultan scharfe Maßnahmen ergriffen habe … in der Sache Calicut stellen wir Euch frei, auszusprechen und vorzubringen, was immer angemessen erscheint.“[7] Um dem Sultan die Dringlichkeit ihrer gemeinsamen misslichen Lage vor Augen zu führen, sollte er ihm „eine Kopie eines soeben aus Portugal erhaltenen Briefes über das Eintreffen einer großen Menge an Gewürzen“ zeigen – zweifellos geschrieben von Ca’Masser.[8]

Die Venezianer waren nur eine Stimme in einem wachsenden Tumult, der sich in Kairo gegen die Portugiesen erhob. Das Verbrennen der Schiffe, die Gewaltakte gegen muslimische Kaufleute, die Behinderung der Pilgerfahrt, die Angst um Mekka selbst – all dies ließ die Wogen der Empörung in der islamischen Welt ständig höher schlagen. Die arabischen Chroniken gehen ausführlich auf die Behandlung der Muslime durch die Portugiesen im Indischen Ozean ein:

… [die Muslime] behindern sie bei ihren Reisen, insbesondere nach Mekka; zerstören ihr Eigentum; verbrennen ihre Unterkünfte und Moscheen; beschlagnahmen ihre Schiffe; verunstalten und trampeln mit Füßen ihre Archive und Schriften; … erschlagen sogar die Pilger nach Mekka … äußern ganz offen Verwünschungen gegen den Propheten Gottes … fesseln sie mit schweren Ketten … schlagen sie mit Sandalen, foltern sie mit Feuer … kurzum, in ihrer ganzen Behandlung der Mohammedaner erwiesen sie sich als völlig gefühllos.[9]

Einmal abgesehen von den aggressiven Akten gegen den Islam, sorgte die Bedrohung der Steuereinkünfte dafür, dass sich ein Aufeinandertreffen mit dem Sultanat der Mamluken nicht vermeiden ließ.

In den wohlriechenden Lustgärten und unter dem kunstvollen Zeremoniell Kairos schien der Indische Ozean weit entfernt. Im Juli beaufsichtigte der Sultan den Einzug einer neuen Frau in die Stadt. „Der Tag ihres Aufstiegs zur Zitadelle war spektakulär“, schreibt der Chronist.

> Sie erschien in einer brokatenen Sänfte in einem prächtigen Zug; als sie bei der Zitadelle ankam, wurde der königliche Schirm mit dem Vogel über ihr getragen; kleine Gold- und Silbermünzen wurden vor ihr ausgestreut und seidene Läufer vom Stern-Tor bis zur Säulenhalle ausgebreitet, und vor ihr gingen die Prinzessinnen, bis sie sich auf der Estrade hingesetzt hatte. Der Sultan hatte damals die Säulenhalle und ihr Dekor restaurieren und verändern lassen.[10]

Im August stand die feierliche Eröffnung eines Bewässerungskanals an, um die alljährlichen Hochwasser des „gesegneten Nil“ aufzunehmen, und der Sultan feierte den Geburtstag des Propheten ebenso „prächtig wie jedes Jahr“.[11]

Doch das Murren wegen der fernen Unruhen ließ sich nicht länger ignorieren. Im nächsten Monat begutachtete der Sultan die Armee, die im Begriff war, drei Expeditionskorps aufzustellen. Zwei Korps sollten die inneren Unruhen auf der Arabischen Halbinsel niederschlagen, das dritte „den Übergriffen der Franken an den Küsten Indiens entgegentreten. Eine große Zahl Soldaten wurde mobilisiert, und die Vorbereitung der Ausrüstung aktiv vorangetrieben“.[12] Am 4. November waren die Truppen für die Abreise bereit; sie erhielten ihren Proviant und im Voraus den Sold für vier Monate. Der größte Teil der Männer stammte aus Nordafrika, dazu Turkmenen aus Anatolien und Kompanien schwarzer Bogenschützen – eine gemischte Streitmacht islamischer Söldner, die die Portugiesen „Rumes“ nannten. Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker begleiteten das Heer bis Dschidda. Sie sollten die Stadt befestigen und mit einer Mauer umgeben – es ging bereits die Angst vor einem Angriff auf Mekka und das Kernland der islamischen Welt um. Die Männer begaben sich auf ihren Marsch zum Hafen Suez am Roten Meer.

Die technischen Vorbereitungen für diese Expedition liegen immer noch weitgehend im Dunkeln. Die Mamluken waren keine Seemacht; die Dynastie lebte davon, dass sie den privaten Handel der muslimischen Kaufleute im Indischen Ozean besteuerte. Sie hatten keine Kriegsflotte und litten unter einem chronischen Mangel an Holz für den Schiffbau. Bauholz musste mühsam von der Mittelmeerküste des Libanon importiert, den Nil aufwärts nach Kairo geflößt und anschließend mit Kamelen oder Karren knapp 130 Kilometer quer durch die Wüste nach Suez transportiert werden. Der Kauf von Metallerz für den Bau von Kanonen erforderte einen ähnlich hohen Aufwand. Doch das Material für beides wurde für einen gezielten Feldzug zusammengestellt. Erste Meldungen von dieser Tätigkeit erreichten Manuel

im Laufe des Jahres über die Insel Rhodos, wo ein Ritter des Johanniterordens, der Portugiese André do Amaral, Informationen über die Mamluken nach Lissabon schickte.

Später sollten die Portugiesen behaupten, die in den Werften von Suez gebauten Schiffe wären aus Holz, das die Venezianer gefällt, zugerichtet und geliefert hätten; und der Schiffbau sei von deren Beamten beaufsichtigt worden. Als der portugiesische Gesandte am Hof Heinrichs VIII. in England im Jahr 1517 seinem venezianischen Gegenüber diese Vorwürfe ins Gesicht schleuderte, stritt dieser alles rundweg ab. Die Stadtrepublik habe auch so schon genügend Schwierigkeiten. Venedig hielt den Preis für eine bessere Waffe als Krieg. „Der sicherste und reibungsloseste Weg, die Portugiesen dazu zu bewegen, ihre Indienreisen aufzugeben“, wurde später dem Rat der Zehn in der Stadt mitgeteilt, „wird darin bestehen, den Preis für Gewürze zu senken, so dass sie in Venedig billiger als in Lissabon sind“.[13] Diese Methode versuchten sie mehrfach bei dem Sultan durchzusetzen, aber ohne Erfolg. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass private, venezianische Kaufleute Kupfer für das Gießen von Kanonen lieferten – das taten sie immer schon; außerdem bauten technisch geschulte Söldner aus dem venezianischen Staatswesen, etwa Schiffszimmermänner und Eisengießer, in Suez Schiffe nach europäischem Vorbild und fertigten in Kairo Kanonen an.

Man ging davon aus, dass die vom Sultan aufgestellte Streitmacht für die Aufgabe ausreichen würde: 1100 Männer marschierten im Winter 1505 nach Suez, unter dem Befehl des erfahrenen Marinekommandeurs Hussain Musrif, eines Kurden. Sie gingen an Bord der versammelten Flotte, die aus sechs nach europäischem Vorbild gebauten Karacken und sechs Galeeren bestand und die Reise nach Dschidda antrat. Nach den neuesten Informationen, die ihnen vorlagen, hatten die Portugiesen im Indischen Ozean vier Schiffe und verfügten über nur ein Fort an Land, bei Cochin. Das entsprach im Sommer 1505, vor Almeidas Ankunft, auch in etwa der Wahrheit. In Kürze sollte sich das aber ändern.



Am 27. August 1505 erblickte Almeida zum ersten Mal die Küste von Malabar: „sehr hoch mit hohen Gipfeln und sehr hohen Bäumen von einem unglaublichen Grün“, laut Hans Mayr.[14] Die Portugiesen hatten immer noch

eine überaus schwache Basis an der indischen Küste – nur eine Handelsniederlassung, die vom Hindu-Herrscher gegen den heftigen Widerstand seitens der muslimischen Handelselite genehmigt worden war, und das hölzerne Fort bei Cochin, das allein durch das Genie Duarte Pacheco Pereiras den Ansturm überstanden hatte. Almeidas Regierungssitz war de facto das Deck seines Schiffes. Seine Befehle lauteten, diese Stellung so schnell wie möglich durch den Bau einer ganzen Reihe befestigter Stützpunkte auszubauen, sofern möglich, durch friedliche Bündnisse, wenn nicht, durch Krieg.

Gemäß den Anweisungen landete er zuerst auf der unbewohnten Insel Angediva, die für die Portugiesen als Rückzugsposten wie auch als Ausguck nach lauernden muslimischen Schiffen wertvoll war. Die Umrisse eines Forts wurden binnen eines Monats errichtet. Auf dem Weg nach Süden machte Almeida einen ungeplanten Abstecher zum Hafen von Honavar. Ein Streit mit dem Raja um eine Ladung Pferde eskalierte zu einem Angriff. In einem der kurzen heftigen Kämpfe, die für Almeidas Vorgehen charakteristisch waren, wurde ein Teil der Stadt zerstört und eine Reihe von Schiffen verbrannt, die Timoji gehörten, dem berüchtigten Piraten der Malabar-Küste, dem Vasco da Gama sieben Jahre zuvor begegnet war. Den Überfall hatte Almeidas Sohn Lourenço angeführt, der sich wegen der Grausamkeit seiner Vorgehensweise schon bald den Beinamen „Teufel“ verdiente. Dieses Mal wäre er um ein Haar von den anderen abgeschnitten und getötet worden. Almeida selbst traf ein Pfeil in den Fuß. Die Wunde verursachte ihm „mehr Empörung als Schmerzen“.[15] Der Ehrenkodex eines leichtsinnigen Draufgängertums schuf Risiken, die für das ganze portugiesische Unternehmen Folgen haben sollte. Im Anschluss daran bat der Raja um Frieden und versprach eine jährliche Tributzahlung; sogar Timoji selbst verpflichtete sich der Sache der Portugiesen – eine Entwicklung, deren Bedeutung sich noch zeigen sollte. Die Spur rauchender Städte und versenkter Schiffe, deren Neuigkeiten sich mit den Monsunwinden verbreiteten, forderte auf dem ganzen Ozean Gehorsam ein.

Manuel hatte Almeida gedrängt, möglichst schnell direkt nach Cochin zu segeln, um die Ladung von Gewürzen für die winterliche Rückreise zu gewährleisten. Vor allem sollte er unterwegs keine Zeit in der Stadt Cannanore verlieren, wo die Portugiesen eine Handelsniederlassung hatten. Der Vizekönig hielt sich allerdings nicht daran, vermutlich weil ihm zu

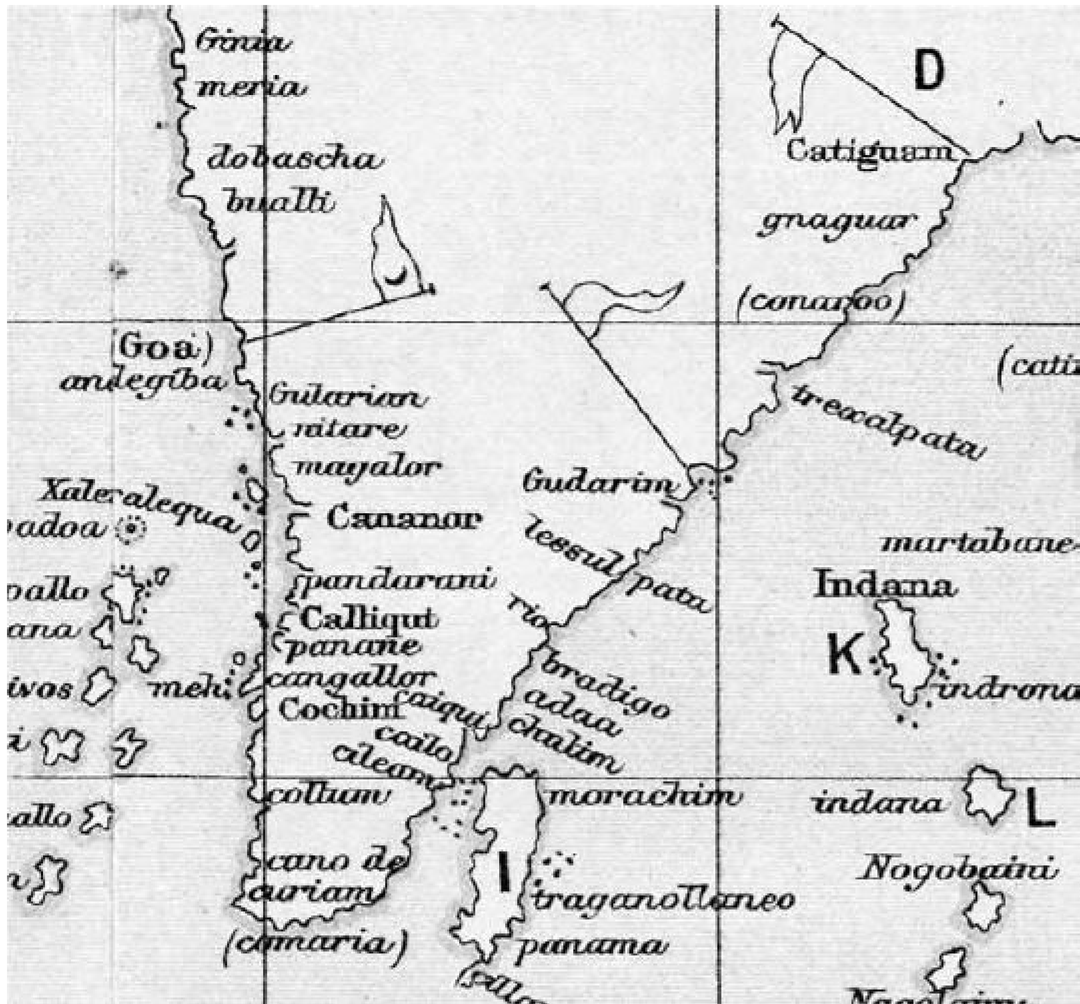
Ohren gekommen war, dass der Handelsposten von muslimischen Kaufleuten bedroht sei, die um ihr Geschäft Angst hatten. Innerhalb acht hektischer Tage dort empfing Almeida Gesandte des mächtigen Hindu-Königs von Narsingha, die ihm die Nutzung von Häfen an der Küste sowie die Hand einer Schwester für König Manuel anboten. Danach wurde er von dem Herrscher Cannanores empfangen. Hans Mayr war ganz benebelt von dem Schauspiel der Hindu-Zeremonien und von der Bevölkerungsdichte Indiens:

> [Der König] befahl, dass Behänge unter einem Palmenbaum angebracht werden, und er kam in Begleitung von Kolonnen von Männern. Er brachte 3000 Krieger mit Schwertern und Dolchen und Speeren, Bogenschützen, Trompeten und Flöten. Von Cannanore bis zum Palast des Königs sind es zwei Leguas, und der Weg ist von einem Dorf gesäumt wie eine Straße, so dass ihm in dem Moment, als er im Zelt ankam, mehr als 6000 Menschen folgten. In dem Zelt befand sich ein Diwan mit zwei Kissen. Er trug ein bis zu den Knien reichendes Gewand aus feiner Baumwolle, das an der Taille mit einer Schärpe zusammengehalten wurde, und auf seinem Kopf einen seidenen Hut wie eine galizische Kappe; und in dieser Art trug sein Page eine Goldkrone, die bestimmt acht Strich [Gold] wog.[16]

Der König, der vermutlich von der Spur der Zerstörung wusste, welche die Europäer hinter sich zurückließen, beschloss, sich dem Druck der muslimischen Gemeinde zu widersetzen. Er erteilte die Genehmigung, einen befestigten Handelsposten zu bauen, und stellte sogar die nötigen Steine zur Verfügung. Almeida blieb nur so lange, bis das Fundament gelegt war, und segelte dann weiter. Er ließ 150 Männer und Artillerie zurück, um einen Ehrfurcht gebietenden Bau zu errichten – ein Bau, der schon bald bei einer Belagerung auf die Probe gestellt werden sollte.

An Allerheiligen, dem 1. November, hielt sich Almeida in Cochin auf. Die Stadt war der Schlüssel zu sämtlichen Indienplänen Manuels. Sie war der einzige zuverlässige Verbündete, den die Portugiesen hatten. Als Almeida eintraf, stellte er fest, dass sich Trimumpara, der alte Herrscher, ins religiöse Leben zurückgezogen hatte und dass der Thron nach den Gesetzen der Thronfolge auf seinen Neffen Nambeadora übergegangen war, obwohl einige Rivalen dies angefochten hatten. Mit einem kolonialen Taschenspielertrick übertrug Almeida in einer prunkvollen Zeremonie samt Elefanten, Trompeten, Prozessionen und der Präsentation einer Goldkrone und kostbarer Geschenke die Souveränität über sein eigenes Königreich auf Nambeadora. Und dieser „nahm diese Dinge aus der Hand des Königs Dom Manuel an, als dem größten König des Westens und dem König der Meere des Ostens und

dem Herrn dieser Krönung und all jener, die Cochin regierten“.[17] Die Portugiesen wandten diese Taktik seit 50 Jahren entlang der afrikanischen Küste an. Die Gunst der Stunde nutzend, bat Almeida darum, das derzeitige Fort aus Holz durch eines aus Stein zu ersetzen, welches „von nun an das Hauptquartier und der Sitz des Gouverneurs und anderer sein soll, die kommen werden, um die Eroberung und den Handel dieser Erdteile zu organisieren, so dass die Schiffe des Königreichs hierherkommen können, um Ladung aufzunehmen, und zu keinem anderen Hafen der Küste von Malabar“.[18] Ein wenig widerwillig – Steingebäude waren traditionell das Vorrecht der Könige und Brahmanen – gewährte der König die Bitte. Nicht zuletzt durch das Versprechen Almeidas, dass er die Schlüssel übergeben werde zum Zeichen, dass das Gebäude dem König gehöre, ließ er sich überreden. Doch die Herrscher entlang der ganzen Malabar-Küste sollten feststellen, dass die Europäer, sobald sie sich einmal hinter soliden Festungsmauern mit Geschützen, die auf stabile Plattformen montiert waren, eingerichtet hatten, sich so gut wie unmöglich von dort wieder vertreiben ließen.



Karte Indiens aus dem Jahr 1502. Sri Lanka ist bereits enthalten sowie eine Anzahl sagenhafter Inseln.

Die überzeugende Rede Almeidas, wie sie von dem Historiker Barros überliefert wurde, enthielt jedoch möglicherweise einen weitsichtigeren Aspekt. Er erklärte, dass die Hauptintention seines Königs Dom Manuel bei diesen Entdeckungen „der Wunsch sei, mit den königlichen Familien dieser Erdteile in Verbindung zu treten, so dass sich der Handel entfalten möge, eine Tätigkeit, die aus menschlichen Bedürfnissen hervorgeht und die auf einem Ring der Freundschaft durch die wechselseitige Verständigung beruht“.[19] Es handelte sich um ein prophetisches Bewusstsein für die Ursprünge und Vorzüge des Fernhandels: der außer Kontrolle geratene Zug der Globalisierung, den Vasco da Gama losgetreten hatte.

In den letzten Monaten des Jahres 1505 und Anfang 1506 entwickelte Almeida eine hektische Aktivität, als könne die günstige Gelegenheit, die

sich ihm eröffnet hatte, jederzeit durch einen Sinneswandel unter den Machthabern von Malabar wieder verspielt werden. Außerdem musste er noch die dringenden Forderungen seines Regimento erfüllen. In Bezug auf alle Edikte, die Manuel für ihn erlassen hatte, setzte er sich selbst zwei Prioritäten: Reichtum und Sicherheit – das Beladen der Gewürzflotten aus Cochin und den Bau der Festungen dort und in Cannanore. Er arbeitete mit vorbildlicher Sorgfalt und Energie. Laut seinem Sekretär widmete sich der Vizekönig, jedes Mal wenn ein Schiff beladen werden sollte, „dem durchweg mit großer Sorgfalt. Er war stets persönlich anwesend und beaufsichtigte das Wiegen, sogar abends". Er hatte sich zum Ziel gesetzt, die allgegenwärtige Neigung zum Betrug, etwa indem zu wenig gewogen wurde oder „versehentlich" die Gewürzsäcke platzten und ein Teil des Inhalts abgezweigt wurde, einzudämmen. Beim Bau der Festung von Cochin war er ebenso fleißig: „Jeden Tag stand er zwei und manchmal drei Stunden vor Morgengrauen auf und war dann mit den Maurern bei der Arbeit … und so ging das weiter bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang."[20]

Almeida war überall anzutreffen, bei der Reparatur der Schiffe, der Gründung eines Krankenhauses, beim Aufbau der Infrastruktur einer reichsweiten Verwaltung. An seiner Seite waren ein Aufseher des Staatsschatzes, ein Sekretär der Verwaltung, ein Vertrauensmann, um Recht zu sprechen, Leiter von Faktoreien und Kapitäne; innerhalb seines eigenen kleinen Hofes ein Arbeitsteam – Kaplan, Fackelträger, Trompeter, Leibwächter, Diener; ein Kommandant für jedes Fort, ein Faktor mit Erfahrung in Handelstransaktionen und eine Gruppe unterstützender Funktionsträger: Ladenbesitzer, Schreiber, Generalsekretär, Polizeichef und Hofbeamte, Steuereintreiber, ein Aufseher für Bestattungen und Testamentsvollstreckung. Krankenhäuser, Gebäude, Kapellen und Kirchen wurden gebaut. Die Sicherheit der Seefahrt wurde durch eine ständige Flotte unter dem Befehl seines Sohnes Lourenço garantiert. Almeida war ein hervorragender Verwalter und ein unbestechlicher Hüter der königlichen Interessen, der großen Wert auf Ehrlichkeit, Disziplin und fairen Umgang legte. Mit der zurückkehrenden Gewürzflotte schickte er akribische Bestandsbücher, die peinlich genau die Leitung des imperialen Systems beschrieben. „Glaubt mir, Eure Hoheit", schrieb er dem König, vermutlich ohne zu übertreiben, „niemand betritt die Stadt [Cochin] ohne meine Erlaubnis und mein Wissen, nicht einmal ein *Real* wird hier gestohlen …

alles ist so sicher und sowohl versorgt wie in Portugal“.[21] Er führte einen unentwegten Kampf gegen individuelle Korruption. Als Kilwa eingenommen wurde, mit einer reichen Beute an Handelswaren, Gold und Silber, hatte er nur einen Pfeil zur Erinnerung an seinen Sieg für sich behalten. Er schrieb dem König: „Mein Lohn ist es, Euch auf eine Weise zu dienen, für die meine Taten Zeugnis ablegen werden.“[22] Er beanspruchte nie mehr als einen kleinen Bruchteil des Pfeffers, der ihm als Vizekönig zustand, und kämpfte energisch für die Sache der einfachen Mitarbeiter. Er setzte sich mit aller Kraft für den Aufbau des indischen Reiches ein, dessen Lohn sich stets verspätet einstellte.

Die jährlichen Gewürzschiffe wurden rasch in Cochin beladen und liefen in aufeinanderfolgenden Staffeln im Winter 1505 wieder aus. Neun Schiffe gelangten nach Lissabon zurück; nur eines, die gewaltige, aber mittlerweile betagte *Frol de la Mar* (Blume des Meeres) bekam ein Leck und musste in Moçambique überwintern. Der Lohn zeugte davon, wie effizient und wohlgeordnet das Indienabenteuer funktionierte, was für Almeida immer die Hauptsache des Projektes gewesen war. Der Venezianer Ca’Masser sah die Schiffe in Gruppen zurückkehren und konnte detailliert über die Ladungen „wie in den Büchern der [Schiffs-] Schreiber zu sehen“ berichten[23] sowie über das immer besser ausgeklügelte System für die Verwaltung der Waren in Lissabon: „Alles wird im Indienhaus ausgeladen, welches das neue Zollhaus ist, das eigens für diesen Zweck gebaut wurde, und jedes Schiff hat seinen eigenen Lagerraum. Es gibt 20 solche Räume im Zollhaus, wo der ganze Pfeffer ordentlich aufbewahrt wird.“[24] Ca’Masser schätzte, dass der Wert der von Almeida im Winter 1505/06 geschickten Fracht „mit Sicherheit eine sehr hohe Summe“ war – die 35.000 Quintal [Doppelzentner] Gewürze, die er errechnete, entsprach einer beispiellosen Beute im Welthandel, die bis zum Jahr 1517 nicht überboten werden sollte.[25]

Als Almeida im Dezember 1505 an Manuel schrieb, konnte er auf eine stattliche Liste von Errungenschaften zurückblicken. In einem Zeitraum von vier Monaten intensiver Tätigkeit hatte der Vizekönig das Fundament für eine dauerhafte portugiesische Präsenz gelegt. Er schlug nunmehr vor, dass Manuel sich nicht nur den Titel „Herr der Seefahrt“ geben solle:

Meiner Ansicht nach sollte Eure Hoheit danach trachten, als Kaiser von Indien angesprochen zu werden … weil die Könige von Kilwa und Mombasa … und Malindi und Mogadischu … Euch ihren

> Herrn nennen und sie Eure Vasallen [sind] … und an der anderen Küste [Indiens] besitzt Ihr königliche und friedliche Forts und nichts überquert das Meer, es sei denn unter Eurem Schutz; Batecala [Bhatkal] und Honnevar [Honavar] haben mir versprochen, dass sie Eure Vasallen werden und Euch Tribut zahlen werden … also könnte nichts gerechter oder rechtmäßiger verdient sein, als dass Eure Hoheit diesen Titel annehme.[26]

Gleichzeitig war Almeida sich dessen bewusst, dass er unmöglich alle im Regimento enthaltenen Anweisungen erfüllen konnte. Nachdem er dem Bau von Festungen und der Lieferung von Gewürzen oberste Priorität eingeräumt hatte, schrieb er an Manuel: „Ich habe beschlossen, Mein Gebieter, in diesem Jahr nicht zum Roten Meer zu fahren, obwohl dies die Angelegenheit ist, die ich mir am sehnlichsten auf der Welt wünsche.“ Er verwies auf die Notwendigkeit, die Forts vor Ort zu sichern und die Gewürzflotte rechtzeitig zu beladen, ehe man den nächsten Schritt unternahm.

Als der Brief Mitte des nächsten Jahres in Lissabon eintraf, befahl der König, im ganzen Land Messen zu lesen und feierliche Prozessionen durchzuführen. Er zog auch die Anfertigung einer Reihe monumentaler Wandteppiche zur Feier der großartigen Ereignisse in Betracht, welche die Schaffung des Staates Portugiesisch-Indien begründeten – die Krönung des Königs von Kilwa, die Eroberung von Mombasa, der Bau von Forts entlang der Malabar-Küste –, eine prächtige Form der Eigenwerbung. Der Papst erwog, ihm den Titel des „Christlichsten Königs“ zu verleihen. In der Zwischenzeit hatte Manuel seine Ambitionen weiter in die Höhe geschraubt. Und im Mai 1506 starb Christoph Kolumbus, der Akteur der Rivalität Spaniens mit Portugal, in Valladolid – bis zuletzt davon überzeugt, dass er Indien erreicht hatte.



12

„Der Schreckliche“

Februar 1506 – Januar 1508

Während Francisco de Almeida noch daran arbeitete, das Profit bringende indische Reich zu festigen, hatte König Manuel in Lissabon seine Meinung zur Befehlsstruktur geändert. Die Leitung der Angelegenheiten durch den König auf der anderen Seite der Welt, von der dieser kaum eine Vorstellung hatte und deren Kommunikation lange Verzögerungen mit sich brachte, war von Widersprüchen geprägt. Seine Befehle für Almeida waren geradezu pingelig detailliert, doch nun gab der König den eigenen Zweifeln und dem Druck der neidischen Clique aus Höflingen nach. Manuel war außerstande, wahrhaft verdienstvolle Männer von unfähigen, korrupten und eigennützigen zu unterscheiden. Duarte Pacheco Pereiro, dessen Heldentaten in Cochin im Alleingang das ganze portugiesische Unternehmen im Winter 1503 gerettet hatten, geriet nach seiner Rückkehr in Vergessenheit. Noch vor Eingang des ersten Berichts Almeidas über seine Tätigkeit hatte Manuel den neuen Mann auserwählt, der ihn ablösen sollte. Afonso de Albuquerque teilte und bekräftigte Manuels Überzeugung, er sei von Gott auserwählt, um den Islam aus dem Indischen Ozean zu vertreiben und Jerusalem zurückzuerobern. Albuquerque sollte nunmehr sein Werkzeug werden.

Am 27. Februar 1506, genau ein Jahr nachdem Manuel öffentlich sein völliges Vertrauen in Almeida geäußert hatte, unterschrieb der neue Kandidat ein geheimes Dokument:

Ich, Afonso de Albuquerque, erkläre, dass ich meinen Eid gegenüber unserem Herrn, dem König, in seiner Gegenwart abgelegt habe, dass ich keine der bezüglich der Führerschaft Indiens, die derzeit D. Francisco [de Almeida] innehat, getroffenen Bestimmungen enthüllen werde, bis zur Rückkehr des Letzteren in diese Gefilde oder im Falle seines Todes – welches Dokument ich aufbewahre und keinem

Menschen enthüllen werde, bis zu der Zeit, wo es in Kraft tritt und ich sein Amt übernehme.[1]

Manuel berief ihn schon jetzt dazu, knapp drei Jahre später Almeida mit dem Titel eines Gouverneurs abzulösen, mit geringeren Vollmachten als ein Vizekönig, aber diese Information sollte bis zum genannten Zeitpunkt geheim gehalten werden. In der Zwischenzeit teilte der König in einem Brief Almeida mit, dass Albuquerque ermächtigt sei, auf Regionen und Aktivitäten Einfluss zu nehmen, die er zuvor der alleinigen Zuständigkeit des Vizekönigs in der westlichen Hälfte des Indischen Ozeans übertragen hatte. Diese Überschneidung der Vollmachten sollte in den kommenden Jahren für große Verwirrung und Rivalitäten sorgen. Unterdessen wurde Manuels Ton gegenüber Almeida unter dem Einfluss des abfälligen Klatsches der Kapitäne und der Boshaftigkeit von Rivalen bei Hofe immer schärfer.

Die Gewürzflotte, die für Frühjahr 1506 vorbereitet wurde, sollte aus 15 Schiffen unter dem Oberbefehl von Tristão da Cunha bestehen. Neun Schiffe unterstanden direkt seinem Befehl, begleitet von Albuquerque mit sechs weiteren. Die ganze Flotte sollte in den Indischen Ozean einlaufen und einen Stützpunkt auf Sokotra gründen, einer kleinen Insel in der Nähe der Mündung des Roten Meeres, die dem Vernehmen nach von Christen kontrolliert wurde und somit eine ideale Ausgangsbasis für die Unterbindung des islamischen Verkehrs zu den muslimischen Märkten Ägyptens und des Nahen Ostens war.

Lissabon war zu Beginn des Jahrhunderts ein dynamischer, turbulenter Ort voller Widersprüche. Als sich die Schätze aus Indien an die Landeplätze am Ufer des Tejo ergossen, strömten Kaufleute, Händler, Seeleute und Glücksritter in das „Neue Venedig“, angelockt von dem Duft der Gewürze und dem Hunger nach Luxusgütern. Ein großer Teil des Hafenviertels war in einem großartigen, imperialen Stil angelegt worden, um die Ambitionen des Krämerkönigs widerzuspiegeln. Gleichzeitig war Lissabon aber auch eine Stadt des Elends und der fanatischen Leidenschaften. Im Januar 1506 brach die Pest aus, vermutlich auf Schiffen über den Tejo eingeschleppt. Nicht lange danach fielen täglich um die hundert Menschen der Seuche zum Opfer, und der König zog eine Evakuierung der Stadt in Betracht. Im April hatte er seinen Hof nach Abrantes verlegt, gut 140 Kilometer von Lissabon. Die Stimmung war angespannt; Messen für die Befreiung von der Seuche wurden gelesen; Büßer mit Kapuzen schritten durch die Straßen. Es wurde schwierig,

die Schiffe der Flotte zu besetzen. Niemand wollte mit Leuten aus Lissabon segeln.



Das Hafenviertel von Lissabon

Als der Tag für die Abreise, der 5. April, näher rückte, war die Flotte wie üblich in Belém und nahm die Abreisezeremonie vor. Albuquerque musste notgedrungen die Gefängnisse leeren, um die Besatzungen aufzufüllen, was der Expedition eine brisante Komponente hinzufügte. Die Besatzungen waren aufmüpfig und gewalttätig. Albuquerque sollte später erklären, dass es an Bord seiner Schiffe mehr Raufereien und Messerkämpfe als in ganz Salamanca gegeben habe. Eine Crew aus Raufbolden, die einen tiefen Hass auf Muslime empfanden und in der Piraterie geübt waren, sollte sich als schwer zu zügeln erweisen. Am geplanten Abreisetag hatte Albuquerque ein weiteres Problem: Sein Pilot, der erfahrene Navigator João Dias de Solis, kam nicht. Solis hatte sich just diesen Moment ausgesucht, um seine Frau zu

ermorden und über die Grenze nach Spanien zu fliehen. Albuquerque, der seine eigenen Fähigkeiten noch nie unterschätzt hatte, beschloss, das Schiff selbst zu lenken. „Ich nahm an, dass ich das Schiff ebenso gut wie der beste Pilot der Flotte nach Indien führen konnte.“[2] Zwei Wochen nach der Abreise erreichten die Spannungen in Lissabon einen Siedepunkt. Die neuen Christen – unlängst konvertierte Juden, denen man erlaubt hatte, in der Stadt zu bleiben – wurden der Ketzerei und der Verbreitung der Seuche angeklagt. Ein hysterischer Mob mit Franziskanermönchen an der Spitze fiel auf den Straßen über sie her. In dem Pogrom starben 2000 Menschen, ehe die Ordnung wiederhergestellt wurde.

Cunha und Albuquerque waren miteinander verwandt, doch die Expedition sollte nicht harmonischer verlaufen als jene, die Albuquerque gemeinsam mit seinem Vetter Francisco 1503 durchgeführt hatte. Die beiden Männer rieben sich unablässig aneinander. Albuquerque war formell zwar dem Oberbefehlshaber unterstellt, doch sein Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten war durch die geheime Ernennung zum Gouverneur noch gesteigert worden. Von Natur aus war er außerstande, sich irgendjemandem unterzuordnen. Aus der größeren, portugiesischen Perspektive war ihre Mission eine kommerzielle Katastrophe. Die Flotte wurde von Stürmen gebeutelt, wäre um ein Haar zur afrikanischen Küste zurückgekehrt, geriet wegen des impulsiven Wunsches Cunhas, die neu entdeckte Insel Madagaskar zu erkunden, in Verzug und ließ sich von der Plünderung der Somali-Küste ablenken. Es dauerte 16 Monate, eine Aufgabe auszuführen, die eigentlich nur sechs hätte dauern sollen. Sokotra, das erste genannte Angriffsziel, das angeblich christlich war, entpuppte sich als eine muslimische Festung und musste gestürmt werden. Es stellte sich heraus, dass die Insel aus strategischer Sicht wertlos für Patrouillen vor der Mündung des Roten Meeres war und keinerlei Vorräte hatte, um die neue Garnison zu ernähren. Unterdessen verpasste Cunha den geeigneten Zeitpunkt, um zur indischen Küste zu segeln und die Schiffe mit Gewürzen zu beladen.

Anderswo bewegte sich die Seeexpedition der Mamluken, die 1505 ausgelaufen war, in einem ähnlich gemächlichen Tempo vorwärts. Der Befehlshaber Hussain Musrif hatte es offensichtlich nicht eilig, mit den Europäern zusammenzustoßen, und seine Expedition hatte unterwegs noch unzählige Aufgaben auszuführen. Die Befestigung Dschiddas, dessen Gouverneur er außerdem war, hatte für ihn oberste Priorität. Also

beaufsichtigte er den Bau stabiler Verteidigungsanlagen gegen einen möglichen portugiesischen Angriff. Die Gefahr eines Vorstoßes gegen Mekka, der um diese Zeit in Lissabon vorgeschlagen wurde, war so alarmierend, dass Hussain das ganze Jahr 1506 im Roten Meer verbrachte. Es kam ferner zu Unruhen unter den Beduinen, die niedergeschlagen werden mussten. Erst im Mai des kommenden Jahres waren die Verteidigungsanlagen Dschiddas fertiggestellt. Dieser erste Feldzug hatte eine zermürbende Wirkung. Desertion und Verluste bei Kämpfen führten dazu, dass sich die Zahl von ursprünglich zwölf Schiffen auf sechs reduziert hatte, als sie im August 1507 Aden erreichten. Schlechte Neuigkeiten aus dem Indischen Ozean sickerten weiterhin nach Kairo durch. „Aber der Schaden, den die Europäer anrichteten, nahm später noch zu“, schrieb der Chronist Ibn Iyas, „und es kamen immer mehr europäische Schiffe in das Meer des Hidschaz [das Rote Meer], bis es über zwanzig waren. Sie vergriffen sich an den Schiffen der indischen Kaufleute und schnitten ihnen aus Hinterhalten den Weg ab und nahmen ihnen alle ihre Waren weg, so dass feine Stoffe und Schleier in Ägypten und anderswo kaum noch zu haben waren“.[3] Man war jedoch zuversichtlich, dass eine von dem Geist des Dschihad angetriebene, panislamische Allianz und zusätzliche Unterstützung durch den Samorin ausreichen würden, um die Eindringlinge zu vernichten.

Unterdessen wütete Almeidas Flotte weiterhin unter den muslimischen Kaufleuten entlang der Malabar-Küste; die Händler aus Arabien leiteten ihre Schiffe zu anderen Gewürzmärkten um. Eine wachsende Zahl wählte einen südlichen Kurs zu den niedriger gelegenen Atollen der Malediven, wo sie Proviant und frisches Wasser aufnehmen konnten, bevor sie nach Ceylon weitersegelten. Almeida schickte seinen Sohn aus, um die Route über die Malediven abzuschneiden, aber die Navigatoren irrten sich beim Kurs. Meeresströmungen trugen Lourenços Schiffe nach Süden nach Ceylon, wo sie als erste Portugiesen an Land gingen. Sie einigten sich mit den Einwohnern auf einen Vertrag und stellten ein Kreuz auf.

Für den Vizekönig verfinsterten sich jedoch die Aussichten. Alle expansionistischen Pläne Manuels hingen davon ab, an der Küste von Malabar eine stabile Basis zu halten. Dafür war jedoch nicht nur eine disziplinierte Seestreitmacht mit unwiderstehlichen Bronzekanonen erforderlich, sondern auch ein entsprechendes Ansehen. Es war wichtig, dass die verschiedenen Stadtstaaten Vorteile darin erblickten, mit den Europäern

Handel zu treiben. Im Jahr 1506 geriet bei den Portugiesen allmählich die Zuversicht ins Wanken.

Binnen weniger Monate stellte sich heraus, dass der Bau des Forts auf Angediva ein Fehler gewesen war. Wo immer sie hinkamen, stießen die Ankömmlinge auf persönliche Interessen. Hier war es die Domäne des Sultans von Bijapur, dessen Schiffe den vorbeifahrenden Verkehr in den nahe gelegenen Hafen Dabul lenkten, damit sie dort Zoll zahlten. Er war nicht gewillt, einen Eindringling zu dulden. Zu Beginn des Monsuns wurde das Fort nach einem zeitlich geschickt gewählten Angriff unter Führung eines portugiesischen Abtrünnigen belagert. Drei Schiffe wurden verbrannt, ehe die Nachricht von Lourenços unmittelbar bevorstehender Ankunft den Abzug erforderlich machte. Es lag jedoch auf der Hand, dass das Fort nicht gehalten werden konnte: Es lag zu nahe beim feindlich gesinnten Bijapur und hatte zu wenig eigene Ressourcen. Am Ende des Jahres entschloss sich Almeida, ohne dies Manuel mitzuteilen, den Bau aufzugeben und abzureißen. Das war ein Rückschlag, der die Weisheit des großen Plans in Frage stellte, und er war nicht so leicht zu verdauen. Gleichzeitig weckte er bei den muslimischen Kaufleuten die Hoffnung, dass man die Portugiesen womöglich doch vertreiben konnte.

Es folgten zwei weitere schwere Schläge. Die Portugiesen hatten einen bislang nicht gekannten Grad der Polarisierung und Militarisierung in die Seepolitik eingeführt. All jenen, die den Neuankömmlingen loyal waren, zu denen einige Mappila-Händler gehörten – die einheimischen Muslime von Malabar, insbesondere in Cochin und Cannanore –, versprachen sie Schutz für ihre Schiffe und gaben ihnen Passierscheine, unter der Annahme, dass sie selbst das Monopol auf den Indischen Ozean besäßen. In Erfüllung dieser Pflicht eskortierte Lourenço Ende 1506 Schiffe nach Norden zu der Hafenstadt Chaul in Gujarat. Als er unterwegs halt machte, um das Fort auf Angediva abzubauen, ging er in der Nähe des feindlichen Dabul vor Anker. Da kamen einige muslimische Kaufleute, die sich als Einheimische aus freundlich gesinnten Häfen ausgaben, an Bord und baten um Hilfe. Ihre reich beladenen Schiffe aus Cochin und Cannanore waren im Hafen von Dabul, wo ein größeres Kontingent aus Mekka-Schiffen anlegte. Diese hätten nunmehr die Absicht, die Schiffe der portugiesischen Verbündeten zu plündern. Die Kaufleute flehten Lourenço an, keine Zeit zu verlieren, sondern sofort anzugreifen.

Lourenço war entschlossen, ihnen zu helfen, war aber an die Anweisungen seines Vaters gebunden, einen Ausschuss der Kapitäne einzuberufen, ehe er in den Kampf zog. Am selben Abend stimmten sie mit einer Mehrheit von sechs zu vier gegen ein Eingreifen: Sie fürchteten, das Gesuch könnte eine Falle sein, und wandten ein, dass die Flussmündung, an der Dabul lag, ihnen nicht bekannt sei; dass sie womöglich außerstande wären, sich zurückzuziehen; dass sie ohnehin den Befehl hätten, Schiffe nach Chaul zu eskortieren. Sei es nun aus Vorsicht oder aus Bosheit: Sie waren erfahrene Kapitäne, denen es nicht gefiel, dem 25-jährigen Sohn des Vizekönigs zu gehorchen. Lourenço hörte sich die Entscheidung schweigend an. Er akzeptierte das Urteil und zog sich zurück, aber erst nachdem er sich von den Abweichlern unterschriebene Erklärungen zu ihrer Abstimmung hatte geben lassen. Anderswo auf den Schiffen schäumten die Ritter und Seeleute vor Wut; sie sehnten sich nach einem Kampf und nach der Gelegenheit, Beute zu machen.

Es kam, wie es kommen musste. Die freundlich gesinnten Kaufleute wurden geplündert, ihre Besatzungen getötet. Schiffe aus Calicut gaben zum Spott Schüsse ab, als sie an dem Fort bei Cannanore vorbeifuhren. Zum ersten Mal hatten sich die Portugiesen vor einem Kampf gedrückt. Die Weigerung, ihre Schiffe zu schützen, wurde in den freundlich gesinnten Malabar-Häfen schlecht aufgenommen. Almeida war bestürzt über die Meldung. Er stellte alle Kapitäne, auch seinen Sohn, vor ein Kriegsgericht. Wer gegen den Angriff gestimmt hatte, kam ins Gefängnis, wurde degradiert und nach Portugal zurückgeschickt. Hinter Lourenços Namen blieb ein Fragezeichen.

Der Vorfall in Dabul warf lange Schatten. Der Historiker João de Barros fasste die Konsequenzen für Kapitäne und Kommandeure zusammen: „dass sie bei Entscheidungen, ob man kämpfen wolle …, auf dass ehrenvolle Taten vollbracht werden, sie [die Befehlshaber], selbst wenn es gefährlich sein sollte, keinen Einspruch aufgrund der persönlichen Sicherheit ihres Lebens erheben durften“.[4] Von da an war jegliche Besonnenheit ausgeschlossen. Kein Mensch fühlte sich imstande, einem Gefecht, so überstürzt es sein mochte, aus dem Weg zu gehen, ohne dass man ihm Feigheit vorwarf. Nur der größte Wagemut zählte. Der Ehrenkodex der Fidalgos wurde so sehr hervorgehoben, dass der Nahkampf von Mann zu Mann Vorrang vor der Zerstörung hatte, die Kanonenschüsse aus der Ferne anrichteten.

Ein noch ernsterer Verlust als der Vorfall in Dabul traf loyale einheimische Händler im Winter 1506. Tristão da Cunhas Flotte traf nicht ein. Zum ersten Mal seit Vasco da Gamas erstem Besuch im Jahr 1497 kam keine Flotte aus Lissabon, um Gewürze zu kaufen. In den Häfen von Cannanore und Cochin stapelten sich die Handelswaren, die die Kaufleute nicht verkaufen konnten. Allmählich bereuten sie den Exklusivvertrag mit den Europäern und sehnten sich nach einer Rückkehr zum verlässlichen Mekka-Handel.

Cannanore war besonders unzufrieden. Seine muslimische Gemeinde war bestürzt über die Ausmaße des portugiesischen Forts und verstand sehr wohl, was das zu bedeuten hatte. Die Kaufleute hatten Angst, dass ihr einträglicher Pferdehandel mit dem Persischen Golf zum Erliegen gebracht werden könnte. Die Portugiesen hatten angefangen, Schiffsladungen aus Hormus zu beschlagnahmen; und die Muslime hatten bereits eine wertvolle Fracht Elefanten verloren, die Lourenço bei einem Angriff auf das feindliche Quilon zerstört hatte. Lourenços Vorstoß in Richtung Malediven und Ceylon steigerte ihren Unmut lediglich noch. Die Gier der Eindringlinge kannte offenbar keine Grenzen. Allmählich fürchteten die muslimischen Händler um ihre ganzen Märkte. Innerhalb der Stadt fingen die Portugiesen an, die gesellschaftliche Hierarchie durcheinanderzubringen und ihre Bräuche zu missachten. Frauen aus niederen Kasten verkehrten mit den Männern der Garnison; das Entstehen gemischter Gemeinschaften, in denen die Menschen zum Christentum bekehrt wurden, schürte noch den Ärger der Muslime; und die Versuchung der Neuankömmlinge, die sich nach dunklem Fleisch sehnten, hier und da eine Kuh zu schlachten, verschärfte die Spannungen mit den Hindus. Der Herrscher von Cannanore schrieb an Manuel mehr als einmal über seine Sorge, dass „der Zucker der portugiesischen Freundschaft sich als Gift entpuppen“ werde.[5]

Als der Herrscher von Cannanore im April 1507 starb, nutzte der Samorin seinen Einfluss, um einen verständnisvolleren Kandidaten auf den Thron zu setzen. Genau in dieser Zeit wurden einige Leichen an den Strand der Stadt gespült, darunter die des Neffen eines prominenten muslimischen Kaufmanns. Sofort wurde einem portugiesischen Kapitän die Schuld gegeben, der ein lokales Handelsschiff abgefangen und den Passierschein für gefälscht erklärt hatte, obwohl dieser von Almeidas Garnisonskommandanten unterschrieben war. Die ganze Besatzung wurde ermordet. Bevor man sie ins Meer warf, ließ der Kapitän die Leichen in Segel einwickeln, damit sie sicher

auf den Grund sanken. Doch die Strömung hatte sie befreit und ihren trauernden Angehörigen präsentiert.

Das war das Signal zu einem umfassenden Aufstand in Malabar. Sage und schreibe 18.000 Krieger rückten gegen die Stadt vor; der Samorin schickte 24 Kanonen. Das auf einer Landzunge liegende Fort wurde vom Festland abgeschnitten – und die Versorgung vom Meer aus wurde schwierig.

Im Indischen Ozean diktierte der Monsun den Zyklus jeglicher Aktivitäten: wann Schiffe segeln konnten; wann man Kriege führen konnte; wann die Gewürzflotte eintreffen konnte und wann sie ablegen musste – das Verpassen des kritischen Moments konnte Monate kosten. Die Gegner der Portugiesen fanden rasch heraus, dass ein Feind, der ganz auf seine Seemacht angewiesen war, anfällig war, sobald die Stürme einsetzten. Entsprechend legten sie den Zeitpunkt ihrer Angriffe fest. Im April wurde das Wetter allmählich schlechter.

Am Karfreitag traf die Meldung von dem Angriff auf Cannanore in Cochin ein. Almeida zögerte keine Sekunde, weil er erkannte, dass die Zeit bereits knapp war. Er lief von Haus zu Haus und forderte die Menschen auf, Lebensmittel und Waffen zu bringen. Ein Mysterienspiel wurde gerade in der Kirche aufgeführt; als römische Legionäre verkleidete Männer, die das Grab Christi bewachten, mussten auf der Stelle ihre Beinschienen und Brustplatten abgeben. Bei schwerem Seegang nahm Lourenço, was sie auftreiben konnten, und setzte Segel nach Cannanore. Er hatte gerade noch Zeit, die Männer und sein Material auszuladen, bevor der Wind stärker wurde und er gezwungen war, nach Cochin zurückzusegeln. Der Kommandant des Forts, Lourenço de Brito, und rund 400 Männer blieben zurück, abgeschnitten vom Monsun, und sie mussten einer heftigen Belagerung standhalten. Das Fort wurde im August immer noch belagert, als Cunha und Albuquerque, nachdem sie die verlassene Insel Sokotra eingenommen und mit einer Garnison besetzt hatten, getrennte Wege gingen: Cunha nach Indien, mit der Gewürzflotte und einjähriger Verspätung, Albuquerque zu Patrouillen im Arabischen Meer. Cunhas Schiffe entsetzten am Ende des Monats die Hunger leidende Garnison von Cannanore und brachen endlich die antiportugiesische Koalition vor Ort.



Cunha und Albuquerque hatten kaum noch miteinander geredet, als sie sich bei Sokotra trennten. Albuquerque war ungehalten und wütend. Ihm blieben noch sechs von Würmern zerfressene Schiffe, eine miserable Ausrüstung, knappe Lebensmittelvorräte und nur 400 Mann. Als letzten Affront war Cunha unter dem Klang sämtlicher Trompeten abgesegelt, mit denen in ausländischen Häfen üblicherweise das eigene Prestige und die Macht zur Schau gestellt und die Truppen in der Schlacht gesammelt wurden. Albuquerque war nicht nur gezwungen, für seine Besatzungen Lebensmittel zu beschaffen, er musste auch Vorräte für die unterernährte Garnison auf Sokotra zurücklassen.

Seine Aufgabe war es, wie in einem Brief von Manuel an Almeida ausgeführt wurde, „die Mündung des Roten Meeres zu bewachen, muslimische Frachtschiffe zu erbeuten, sämtliche Frachten, die aufgebracht wurden, als Prise zu beschlagnahmen, Verträge an Orten, die nützlich scheinen, wie Zeila, Barbara und Aden, zu schließen, außerdem nach Hormus zu fahren und alles über diese Erdteile in Erfahrung zu bringen“.[6] Das bot Albuquerque ein riesiges Operationsgebiet, vom Roten Meer entlang der Arabischen Halbinsel über den Persischen Golf bis an die Küste Nordwestindiens. Er beschloss, die Anweisungen großzügig auf seine Weise zu interpretieren.



Albuquerques Operationsgebiet auf einer zeitgenössischen Karte, auf der Sokotra (Cacotoia) in der Nähe der Mündung des Roten Meeres, die Küste der Arabischen Halbinsel östlich von Aden und die Insel Hormus am Eingang zum Persischen Golf zu sehen sind.

Ungeachtet des Mangels an Männern und Material, klappriger Schiffe und unzureichender Waffen – und ebenso der Befehle, die bezüglich der in Manuels Brief genannten Orte friedlich erschienen – führte Albuquerque seine Besatzungen aus Halsabschneidern zu einem blitzartigen Überfall entlang der arabischen Küste. Die kleinen Häfen an der kargen Küste des heutigen Oman, mit den endlosen Wüsten Arabiens im Rücken, waren erstaunlich wohlhabend. Sie lebten vom Export von Datteln, Salz und Fisch und von dem einträglichen Pferdehandel mit den Kriegsherren des indischen

Festlands.

In dieser Region begründete Albuquerque binnen weniger Wochen einen Ruf, der innerhalb der Reihen der portugiesischen Konquistadoren herausragte und der mit dem Beinamen „der Schreckliche“ in die Geschichte eingehen sollte. Seine Flotte baufälliger Schiffe segelte geschmückt mit sämtlichen Flaggen in die Handelshäfen Omans ein, in einen nach dem anderen, und überall forderten sie die Unterwerfung unter die portugiesische Krone. Anstelle der fehlenden Trompeten wurde den Besatzungen befohlen, ein kriegerisches Geschrei zu veranstalten, sobald ihre Schiffe in Sicht kamen. Albuquerque forderte stets eine Audienz auf seinem Achterdeck, welche die Einheimischen beeindrucken und verunsichern sollte. Die ahnungslosen Gesandten des lokalen Scheichs gingen an Bord und betraten ein sorgfältig inszeniertes Bild: Der Oberbefehlshaber, in grauen Samt gekleidet und mit Kappe, eine Goldkette um den Hals, einen scharlachroten Umhang um die Schulter gelegt, saß auf einem kunstvoll geschnitzten Stuhl, umgeben von seinen hübsch herausgeputzten Kapitänen in einer Kulisse, die mit fein gearbeiteten Behängen verziert war. Jeder befehlshabende Offizier trug ein gezogenes Schwert, das eine klare Botschaft vermittelte: Unterwerfung oder Krieg. Albuquerque hatte keine Zeit für die Höflichkeitsfloskeln der orientalischen Diplomatie. Geschenke wurden abgelehnt. Den Gesandten wurde routinemäßig mitgeteilt, dass er keine Geschenke von Leuten annehme, gegen die er womöglich in Kürze kämpfen müsse. Mit seinem langen Bart und dem unerschrockenen Auftreten wollte er sein Gegenüber verunsichern. Diese inszenierten Schauspiele enthielten eine gehörige Portion psychologischen Bluffs. Zahlenmäßig völlig unterlegen und Tausende von Meilen von zu Hause entfernt, setzte er seine Ehrfurcht gebietende Erscheinung wirkungsvoll ein. Manchmal bestand er darauf, dass sich seine Männer jeden Tag anders kleideten, um die Besucher über die Stärke, die ihm zur Verfügung stand, zu täuschen.

Einige Häfen entlang der Küste von Oman unterwarfen sich widerstandslos. Andere wehrten sich und wurden unter brutalen Gewaltakten geplündert. Ganze Schwärme krimineller Seeleute aus den Lissaboner Gefängnissen plünderten, mordeten und brandschatzten. Demonstrativer Terror war eine Waffe des Krieges mit dem Ziel, den Widerstand entlang der Küste zu schwächen. Auf diese Weise ging eine ganze Reihe kleiner Hafenstädte in Flammen auf. In jeder wurde routinemäßig die Moschee

zerstört; die Zerstörung Maskats – Drehscheibe der Küste und „eine sehr hübsche Stadt mit sehr schönen Häusern“ – war besonders grausam.[7] Als die Kanoniere der Schiffe anfingen, die Säulen, welche die Mosche stützten – „ein sehr großes und schönes Gebäude, dessen größerer Teil aus fein geschnitztem Holz gebaut ist, und der obere aus Stuck“ –, eine nach der anderen wegzuschießen, stürzte das Gebäude über ihnen ein. Albuquerque hielt die Männer für tot, doch „dank unseres Herrn“, fuhr der Chronist fort, „kamen sie lebend und wohlbehalten heraus, ohne eine Wunde oder einen Kratzer … Unsere Leute waren entsetzt, und als sie sie sahen, dankten viele Unserem Herrn für das Wunder, das er an ihnen getan hatte, und steckten die Moschee in Brand, so dass nichts von ihr übrig blieb“.[8] Derartige schicksalhafte Ereignisse schürten Albuquerques Glauben an eine göttliche Mission. Im Hafen Qurayat befahl er, nachdem er alles, was er gebrauchen konnte, eingesammelt hatte, „den Ort in Brand zu stecken … und das Feuer war so heftig, dass kein Haus und kein Gebäude noch die Moschee, eine der schönsten aller Zeiten, stehen blieb“.[9] Albuquerque hatte die Absicht, Angst und Schrecken vor ihm zu verbreiten: „Er befahl, den gefangenen Muslimen die Ohren und Nasen abzuschneiden, und diese dann als Zeugnis für ihre Schande nach Hormus zu schicken.“[10]

Dass Albuquerque unbeherrscht war, zeigte sich immer deutlicher, nicht nur den unseligen Omanis, sondern auch seinen eigenen Kapitänen. Es war üblich, dass sich der Oberbefehlshaber mit seinen Schiffskommandanten beriet und sich gegebenenfalls einer Entscheidung der ganzen Gruppe auch unterwarf. Der intelligente, unduldsame und von einem unerschütterlichen Glauben an die eigenen Fähigkeiten durchdrungene Albuquerque hatte dazu weder das Fingerspitzengefühl noch den nötigen kooperativen Geist. Zu Beginn der Oman-Expedition waren die Kapitäne zwar formell informiert worden, aber je länger die Aktion sich hinzog, desto angespannter wurde das Verhältnis. Mitte September befanden sie sich tief in der Mündung des Persischen Golfs, immer weiter von ihrer Hauptaufgabe entfernt, die man ihnen zugewiesen hatte: die Blockade der Mündung des Roten Meeres. Die Fahrt entlang der arabischen Küste hatte in Albuquerques Vorstellung ein klares Ziel: die Inselstadt Hormus, eine kleine Perle nackten Gesteins vor der Küste, welche die Achse des gesamten Verkehrs zwischen Persien und dem Indischen Ozean war. Die Stadt war ein enorm reicher Handelsplatz – der große arabische Reisende Ibn Battuta hatte sie beschrieben als „eine hübsche

große Stadt mit prächtigen Bazaren“ und hohen stattlichen Häusern. Als die chinesische Drachenflotte hier vorbeigekommen war, erklärten sie „die Leute des Landes … für sehr reich … es gibt keine armen Familien“. Hormus kontrollierte die berühmte Perlenfischerei des Persischen Golfs und verschickte arabische Pferde in großer Zahl, um den unersättlichen Bedarf unter den kriegführenden Reichen des indischen Festlands zu decken. „Wenn die Welt ein Ring wäre, dann wäre Hormus der Edelstein darin“, lautete ein persisches Sprichwort.[11] Albuquerque kannte das Ansehen und die strategische Bedeutung der Stadt genau.

Ein aggressives Vorgehen gegen Hormus war in den Anweisungen von König Manuel, „Verträge zu schließen“, offenbar nicht vorgesehen.[12] Der Hafen war voller Handelsschiffe, als Albuquerque eintraf, aber er ging nach bewährter Manier vor. Er lehnte alle Geschenke der Gesandten des Königs ab; seine Antwort lautete schlicht: Werdet Vasallen der portugiesischen Krone oder eure Stadt wird zerstört. Der Großwesir Hwaga Ata kam zu dem Schluss, dass Albuquerque mit seinen sechs Schiffen ein völlig verblendeter Mann sei, aber am Morgen des 27. September 1507 behielten die portugiesischen Bronzekanonen in einem ohrenbetäubenden Getöse einmal mehr die Oberhand über eine weit größere muslimische Flotte. Der Wesir bat rasch um Frieden, akzeptierte Manuel als seinen Herrn und willigte ein, einen saftigen jährlichen Tribut zu zahlen.

Albuquerque erkannte bei dem Sieg das Werk des christlichen Gottes. Danach schrieb er an Manuel von dem „großen Wunder, das Unser Herr tat … das wir alle, die wir dort waren, drei Tage nach der Schlacht sahen“.

Eine beträchtliche Zahl toter Muslime, über neunhundert, trieb im Wasser, und die meisten hatten viele Pfeile in ihren Leibern, Beinen und Armen, trotz der Tatsache, dass ich weder Bogenschützen noch Pfeile mitgenommen hatte. Eine große Menge an Gold und mit Silber und Edelsteinen verzierte Schwerter, die den Edelleuten gehörten, wurden bei ihnen gefunden. Das Einsammeln dieser Beute durch unsere Männer, von Booten aus, dauerte acht Tage, im Lauf derer einige beachtlichen Reichtum aus dem, was sie fanden, gewannen.[13]

Dieses Wunder des Beschusses durch eigene Truppen erschien als eine Bestätigung der göttlichen Mission Manuels im Indischen Ozean, die sowohl Sieg als auch Gewinn eintrug.

Albuquerque war mit Hormus jedoch noch nicht fertig. Er bestand auf der Genehmigung, ein Fort zu bauen. An diesem Punkt spitzte sich das

Verhältnis zu seinen Kapitänen zu. Die Schiffskommandanten sahen darin keinen Sinn: Das stand nicht in ihren Befehlen. Die Blockade des Roten Meeres wurde vernachlässigt, Sokotra brauchte dringend Nachschub an Lebensmitteln, Hormus hatte sich der Krone bereits unterworfen, und die Zahl der Männer reichte ohnehin nicht aus, um eine neue Festung zu besetzen. Die Männer und ihre Besatzungen hatten außerdem ein handfestes Interesse daran, zur Mündung des Roten Meeres zurückzukehren, wo ihrer Meinung nach wertvolle Prisen erbeutet werden konnten. Aber Albuquerque wischte alle ihre Beschwerden beiseite. Er bestand sogar darauf, dass sich die Kapitäne an der Errichtung des Forts beteiligten. Es sollte ein Projekt aller Beteiligten werden. Weil diese Arbeit vor den Augen der zuschauenden Bevölkerung stattfand, wurde sie von den Kapitänen und Fidalgos als persönliche Kränkung aufgefasst.

Die Kapitäne betrachteten den Oberbefehlshaber als einen unerbittlichen Zuchtmeister, der es ablehnte, sich legitime Beschwerden anzuhören. Wenn er einen großangelegten strategischen Plan im Namen Manuels für die Kontrolle des Indischen Ozeans ausführte, so ging dies nicht aus den schriftlichen Befehlen hervor, und es gelang ihm nicht, seine Kommandanten mitzureißen. Als Person war er furchterregend; seine Wutanfälle schüchterten andere ein. Es hatte den Anschein, dass er, allein durch die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit das muslimische Meer unterwerfen wollte. Die vier führenden Kapitäne, darunter der erfahrene João de Nova, kamen zu der Schlussfolgerung, dass Albuquerque gefährlich und womöglich wahnsinnig sei. Da sie sich verbal geschmäht sahen, brachten sie ihre Beschwerden zu Papier:

> Edler Herr, wir tun das schriftlich, weil wir es mündlich nicht wagen, denn Ihr antwortet uns immer so leidenschaftlich; und bei allem, was Ihr, Herr, uns häufig gesagt habt, dass der König Ihnen nicht befohlen habe, sich mit uns zu beraten; aber diese Angelegenheit ist von so großer Bedeutung, dass wir es als unsere Pflicht ansehen, Euch unseren Rat anzubieten; wenn wir es nicht täten, hätten wir eine Strafe verdient.[14]

Ein erstes schriftliches Gesuch vom November 1507 wurde in Stücke gerissen. Als sie ein zweites vorlegten, faltete er es, ohne einen Blick darauf zu werfen, zusammen und legte es unter eine steinerne Schwelle, die gerade im Fort gebaut wurde.

Als vier Männer nach Hormus überliefen, zum Islam übertraten und der Wesir Hwaga Ata sich weigerte, sie auszuliefern, kannte Albuquerques Zorn keine Grenzen. „Ich war außer mir“, gestand er später Almeida. Er schickte seine Kapitäne an Land, um „jedes Lebewesen zu töten. Sie gehorchten ihrem Befehlshaber gegen ihren Willen, weil sie sehr unglücklich darüber waren, dass sie das tun mussten. Sie gingen an Land … und wollten nur zwei alte Männer umbringen, brachten es aber nicht übers Herz, das zu tun. Nachdem sie vier oder fünf Tiere getötet hatten, stießen sie auf noch mehr Menschen und sagten ihnen, sie sollten weglaufen“. Laut dem Chronisten glaubten die Kapitäne, ihr Kommandant sei „verdammt und habe den Teufel in sich“.[15]

Albuquerque führte trotz dieser Proteste seinen gnadenlosen Krieg gegen Hormus fort. Er vergiftete die Brunnen und begann, die Mauern zu beschießen. „Die Kapitäne waren zur Verzweiflung getrieben … und hörten nicht auf, Gesuche zu schreiben … die [Albuquerque] überhaupt nicht beachtete. Sie wollten nicht einem Oberbefehlshaber gehorchen, der wahnsinnig war und der nicht einmal imstande war, ein Ruderboot zu kommandieren, geschweige denn eine Flotte.“ Vor Zorn über diese Aufmüpfigkeit packte Albuquerque einmal João de Nova „bei der Brust und schlug sich mit ihm, und João fing an zu rufen, dass er ihm ohne Grund weh tue und ihn angreife. Alle Kapitäne waren Zeugen, dass [Albuquerque] seinen Bart packte und ihn ausriss“.[16] Und weiter schreibt der Chronist: „Als sie sahen, dass ihre Beschwerden auf den Oberbefehlshaber keinerlei Wirkung hatten … berieten sie sich, nach Indien zu segeln.“[17] Mitte Januar 1508 desertierten sie und segelten nach Cochin, um dem Vizekönig ihre Version der Geschichte zu berichten. Albuquerque schäumte vor Wut. Er hatte jetzt nur noch zwei Schiffe, und die Belagerung von Hormus musste aufgehoben werden. Schließlich segelte er nach Sokotra zurück, um die halb verhungerte Garnison zu entsetzen.

Das Versäumnis, im Roten Meer zu patrouillieren, sollte sich als kostspielig erweisen. Die langsam vorrückende Flotte der Mamluken erreichte im August 1507 Aden. Während Albuquerque im September über die Küste von Oman herfiel, schlichen sich die Schiffe hinter seinem Rücken über das Arabische Meer zu dem Hafen Diu in Gujarat. Die Portugiesen hatten keine Ahnung von ihrer Existenz.



13

Drei Tage in Chaul

März 1508

Entlang der Westküste Indiens setzte Lourenço de Almeida unermüdlich seine Flottenoperationen fort. Nach der Abfahrt der jährlichen Gewürzflotte Ende Dezember 1507 wurde er wieder mit einem Konvoi beauftragt. Im Januar eskortierte er an der Malabar-Küste ein Handelsschiff aus Cochin. Auf dem Weg nutzte er jede Gelegenheit, Schiffe arabischer Händler zu verbrennen und Hafenstädte zu beschädigen, die dem Samorin die Treue hielten. Ein kriegerischer Vorstoß nach Dabul, das dem jungen Kommandanten immer noch keine Ruhe ließ, führte zur raschen Kapitulation der Stadt und der sofortigen Zahlung von Tribut. Im Februar hatten die Flotte aus Handelsschiffen und die eskortierenden portugiesischen Karacken, Galeeren und Karavellen ihr Ziel erreicht: den Handelsknoten Chaul, der sich an die gebogene Mündung eines Flusses anschmiegte.

Es war gegen Ende der Segelsaison. Schon bald würde der Monsun jede Schifffahrt unmöglich machen, und die Portugiesen konnten davon ausgehen, sich in Cochin zu verkriechen, sich zu erholen und in den Monaten der erzwungenen Untätigkeit ihre Schiffe zu reparieren. Die Männer waren müde; Lourenço erholte sich immer noch von den unlängst erlittenen Wunden; die Frachträume waren voller Beute, die sie entlang der Küste gemacht hatten; die Hitze nahm zu. Unterdessen führten die Händler aus Cochin, die sie eskortierten, ihre Geschäfte mit unendlicher Trägheit aus. Ein Monat verging. Aus Februar wurde März. Das tief liegende Chaul wurde unerträglich schwül. Die Männer hatten nichts zu tun, als ihr Geld für Wein und tanzende Mädchen auszugeben und dem Müßiggang zu verfallen. Lourenço scharrte ungeduldig mit den Füßen. Man ging davon aus, dass Afonso de Albuquerques Flotte in Kürze zu ihnen stoßen würde.

Während sie darauf warteten, dass die Händler aus Cochin das Beladen beendeten, kamen Lourenço andere gedämpfte Gerüchte zu Ohren: dass eine ägyptische Flotte unterwegs sei; dass sie einen wichtigen Hafen des Handels von Gujarat, Diu, erreicht hätte, 200 Meilen entfernt jenseits der Bucht von Cambay; dass sie komme, um einen Heiligen Krieg gegen die „Franken“ zu führen; dass ihre Soldaten „weiße“ Männer [vermutlich Türken] und hochmotiviert seien, gut bewaffnet und mit Artillerie. Diese Gerüchte kamen von verschiedenen Quellen: von den Einheimischen in Chaul, von einem ehrwürdigen Brahmanen, der eigens aus Diu zu Lourenço kam, und schließlich von dem Vizekönig selbst. Aber Francisco de Almeida glaubte offenbar, es bestehe keine ernste Gefahr. Er schickte nur ein Schiff. Es deutete nichts darauf hin, dass irgendeine Flotte, der sie bislang begegnet waren, imstande gewesen wäre, es mit der portugiesischen Artillerie aufzunehmen, selbst wenn diese zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen war. Lourenço schenkte den Meldungen wenig Beachtung.

Tatsächlich hatte die verspätete ägyptische Flotte schon sechs Monate zuvor nach einer langen Irrfahrt, während der die Seeleute unter beträchtlichen Entbehrungen zu leiden hatten, Diu erreicht. Männer waren desertiert, weil die Heuer nicht ausgezahlt wurde; zwei Schiffe hatten gemeutert; ein Viertel der Männer war bei dem arabischen Feldzug unterwegs umgekommen, und in Diu wurde Hussain von dem Gouverneur zurückhaltend empfangen. Malik Ayaz war ein Selfmademan, ein ehemaliger Militärsklave aus dem Kaukasus, der unter dem muslimischen Sultan von Gujarat zu einer Machtstellung aufgestiegen war und Diu fast wie ein privates Lehen mit einer eigenen Flotte Fusten, kleiner Galeeren, leitete. Der schlaue, pragmatische und mit allen Wassern gewaschene Ayaz hatte eine realistische Vorstellung von dem Kräfteverhältnis auf See. Sein Handel mit der Außenwelt, zu dem auch der Export von Baumwolle und Turbanen zählte, kam nicht mehr bis nach Ägypten, er wurde von den portugiesischen Blockaden gelähmt. Seine Unabhängigkeit in Diu stützte sich auf den Handlungsspielraum zwischen zwei unversöhnlichen Kräften: der wachsenden portugiesischen Oberherrschaft im Indischen Ozean und der muslimischen Entschlossenheit, diese zu zerschlagen. Er befand sich in einer heiklen Situation, weil er genau wusste, dass die Franken ihm früher oder später einen „Besuch“ abstatten würden, ihm aber klar war, dass ein Versäumnis, sich dem Heiligen Krieg anzuschließen, eine Zerstörung

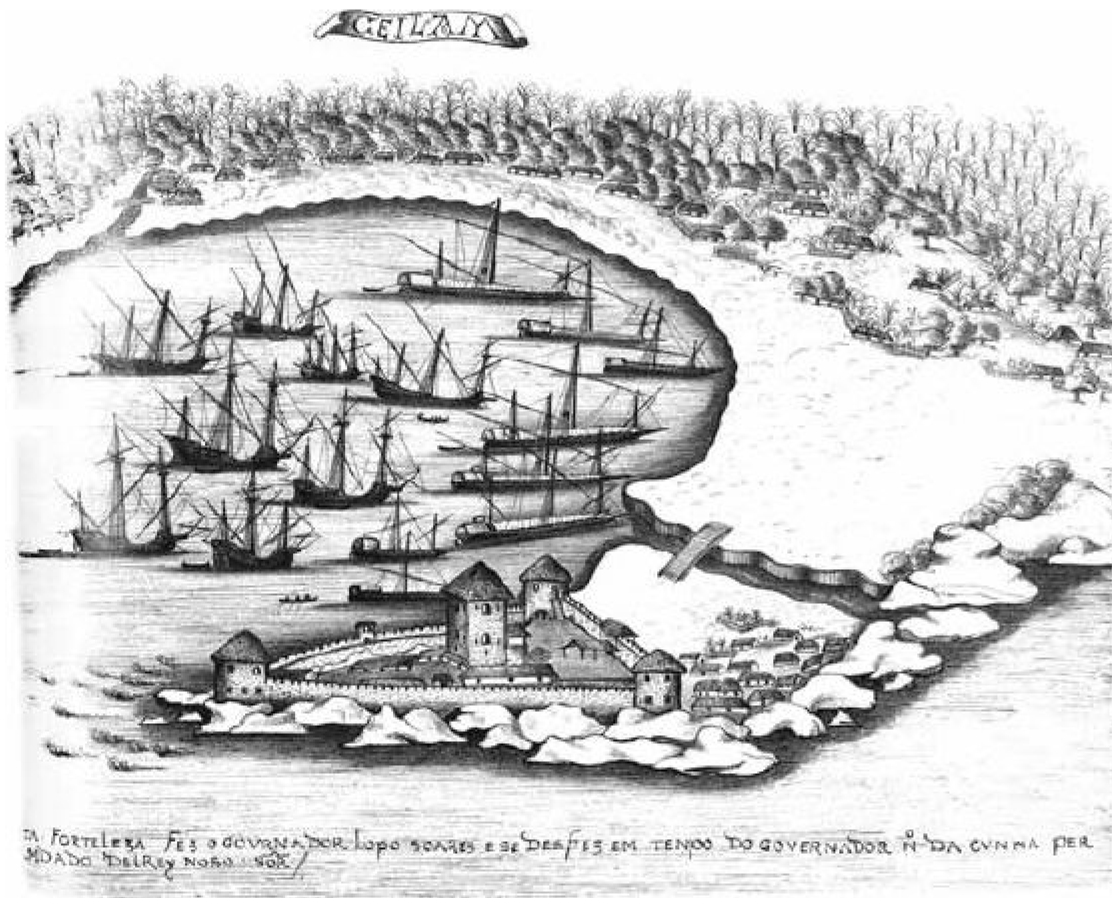
vonseiten seines mächtigen Herrn, des Sultans von Gujarat, herausfordern könnte. Er hatte bereits versucht, mit dem Vizekönig geheime Verhandlungen zu führen, wusste aber genau, wie gut überlegt er seine Trümpfe ausspielen musste.

Hussain hatte mit einer klaren Strategie und einem Aufruf zum Dschihad die Bühne betreten. Unter denjenigen, die ihm folgten, war Mayimama Marakkar, der arabische Kaufmann, der 1503 von Vicente Sodré misshandelt worden war. Marakkar hatte sich in Kairo lautstark für den Samorin eingesetzt und versucht, den Sultan zum Schmieden einer panislamischen Front gegen die verhassten christlichen Eindringlinge zu bewegen. Er kam mit einem stattlichen Schiff nach Diu, das er aus eigener Tasche ausgerüstet hatte, dazu 300 Soldaten, von denen viele gelernte Bogenschützen aus seinem eigenen Stamm waren. Sie hatten geschworen, für Rache und ihren Glauben zu sterben, und ihre Schiffe waren gut mit Artillerie und Munition bestückt.

Die Ägypter hatten Spitzel in Chaul und waren unvergleichlich besser informiert als die Portugiesen, die dort in der Hitze schmachteten. Sie wussten, wie klein Lourenços Flotte war: Er hatte drei kleine Karacken, drei Karavellen und zwei Galeeren – alles in allem etwa 500 Mann. Hussain hatte die Absicht, sie aus heiterem Himmel zu überfallen und zu vernichten, dann wollte er die portugiesischen Karavellen angreifen, die Calicut blockierten, und die Forts in Cochin und Cannanore vor Einsetzen des Monsuns abschneiden. Er setzte auf die Unterstützung von Ayaz. Dem Gouverneur von Diu blieb nichts anderes übrig, als eine gewisse Begeisterung an den Tag zu legen. Zusammen mit seiner kleinen Flotte führte Hussain 45 Schiffe an: 40 Fusten und Galeeren, eine Galeone und vier Karacken, die europäische Schiffszimmerleute in Suez gebaut hatten. Die entscheidende Kraftprobe um die Macht und den Handel im Indischen Ozean stand bevor.

Ein Freitag im März, der beliebteste Wochentag für den Beginn islamischer Feldzüge. In Chaul vertrieben sich die Portugiesen die Zeit an den Ufern des Flusses Kundalika. Die Handelsschiffe aus Cochin waren immer noch beim Beladen am nördlichen Ufer neben der Stadt Chaul. Die portugiesischen Schiffe waren kreuz und quer über das Wasser verstreut. Lourenços Schiff, die *São Miguel*, und das seines erfahrenen Vizekapitäns Pêro Barreto, die *São António*, lagen mitten im Fluss vor Anker. Die anderen befanden sich näher am südlichen Ufer, mit dem Bug zum Land. Viele Männer waren gerade an Land, und Lourenço vergnügte sich beim Speerwurf

mit anderen Adligen.



Bei Flottenoperationen an der indischen Küste setzten die Portugiesen neben Segelschiffen auch Galeeren ein.

Gegen Mittag, als eine Brise aufkam, sichteten die Männer im Ausguck fünf europäische Karacken auf dem Meer. Das ersehnte Eintreffen des Geschwaders von Albuquerque wurde freudig bejubelt. Männer blieben stehen, um in aller Ruhe ihr Näherkommen zu verfolgen, aber ein alter Soldat sah sich die Takelage genauer an. Dann rief er seinem Knappen zu: „Ich möchte mich auf der Stelle wappnen, wir alle müssen das!“ Er rief nach seinem Brustharnisch und schickte sich eilends an, ihn anzuschnallen – unter dem Gespött der Umherstehenden. „Diese Albuquerques, die da kommen“, gab er barsch zurück, „haben keine Kreuze auf ihren Segeln. Sie tragen die Banner Mohammeds … Edle Herren, ich bete zu Gott, dass ich heute der einzige Narr sein werde und dass ihr auch noch bei Sonnenuntergang lachen

werdet“.[1]

Die Schiffe segelten in die Mündung des Flusses ein; hinter den Karacken ruderten sechs Galeeren wohlgeordnet. Jetzt konnten alle sehen, dass die Schiffe mit roten und weißen Fahnen und Wimpeln mit dem schwarzen Halbmond geschmückt waren. Es war ein beeindruckender Anblick: die Krieger in prächtigen Turbanen und prächtig gefärbten Seidenstoffen über den Rüstungen, die in der Sonne glänzten. „Wie sie auf diese Weise beflaggt in den Fluss einlief, unter den Klängen vieler Kriegstrompeten, machte dies zusammen mit dem Strahlen ihrer Waffen die Flotte noch beängstigender. Da sie dergestalt näher kamen, erkannten unsere Männer endlich, dass es die Rumes [Muslime] waren.“[2] Die Großsegel waren gerafft, und die Seiten waren mit Netzen geschützt, um Geschosse abzufangen. Sie waren bereit zum Angriff.

In der portugiesischen Flotte brach Panik aus; Männer rannten zu den Ruderbooten, um schnell zu den Schiffen vor der Küste zu gelangen; andere schnallten ihre Rüstung an, schnappten sich Schwerter und Helme und Musketen; Kanonen wurden herausgerollt; Ruderer versuchten hektisch, die Galeeren zu drehen, damit sie ihre vorderen Geschütze einsetzen konnten; Geschrei und Tumult herrschte, Befehle und Gegenbefehle ertönten. Es blieb noch Zeit, den Anschein von Disziplin zu erwecken, weil Hussain in der Flussmündung auf die Fusten von Ayaz wartete, die offenbar ein wenig trödelten. Der Gouverneur von Diu hatte in Wirklichkeit Probleme vorgetäuscht und vor der Küste geankert, in der Absicht, abzuwarten, wer den Kampf gewinnen würde – und dann entsprechend zu handeln. Unverzagt rückte Hussain weiter vor, fuhr an den anfälligen Handelsschiffen vorbei, ohne einen Schuss zu verschwenden, auf die *São Miguel* und die *São António* zu, die mitten im Fluss gefährlich isoliert vom Rest der Flotte lagen. Er wollte Lourenços Flaggschiff mit dem ersten Schlag vernichten.

Als die Distanz kürzer wurde, eröffneten zwei muslimische Kanonen an der Breitseite das Feuer. Eine Eisenkugel sauste glatt durch die *São Miguel*, tötete aber niemanden; das Schiff erzitterte vom Heck bis zum Bug. Zum ersten Mal mussten die Portugiesen auf dem Indischen Ozean ein Artilleriefeuer über sich ergehen lassen. Die muslimischen Bogenschützen mit ihren kurzen, elastischen türkischen Bögen schossen einen Pfeilhagel ab, der einem „wie Regen“ vorkam, mit einer Geschwindigkeit von 20 Pfeilen

pro Minute.[3] Der Mast der *São Miguel* war von Pfeilen übersät; von 100 Mann waren 30 getroffen und verwundet. Aber die Soldaten erwiderten mit einem Hagel aus Armbrustbolzen und Schüssen aus den Musketen das Feuer, und die Kanoniere des Schiffes hatten noch genügend Zeit, ihre Kanone zu laden und ihre Gegensalve abzufeuern. In dem betäubenden Kanonendonner verschwanden beide Schiffe im Rauch und tauchten wieder auf. Acht Schuss von der *São Miguel* trafen das muslimische Schiff, auf dem sich 400 Krieger drängten. Die Netze waren gegen diese Salve nutzlos, die Kugeln sausten durch die dicht stehenden Reihen, zerschlugen Rüstungen und trennten Körperteile ab; umherfliegende Holzsplitter erhöhten noch den Blutzoll. Das Deck war ein einziges Chaos. Hussain änderte seinen Plan, das gegnerische Schiff zu entern. Mit der landeinwärts wehenden Brise und der Flut fuhr er an den portugiesischen Karacken vorbei, nunmehr unterstützt von den beiden Galeeren, und ankerte flussaufwärts am gegenüberliegenden Ufer, gefolgt von seinen anderen Schiffen.

Lourenço ahnte, dass Hussains Flaggschiff Schaden genommen hatte, und wollte unbedingt diesen Vorteil nutzen. Dazu hätten die führenden Karacken von den geruderten Booten in Richtung des Gegners geschleppt werden müssen, doch die Ausführung war kläglich, weil es ihm nicht gelang, von den Galeeren die nötige Unterstützung zu bekommen. Hussain schickte einfach seine eigenen Galeeren aus, welche die anfälligen Schleppboote einem solchen Pfeilhagel aussetzten, dass diese sich zurückziehen mussten. Der Angriff musste aufgegeben werden.

Das war das Ende eines angespannten Tages. Die beiden Flotten saßen in einer kleinen Arena fest, an gegenüberliegenden Ufern und in einem Abstand von nur 500 Metern geankert. Die Handelsschiffe lagen unbehelligt vor der Stadt vor Anker. Jede Seite versorgte die Verwundeten und begutachtete den Schaden. Hussains Schiffe waren übel zugerichtet; die Zahl der Opfer war beängstigend hoch, und sein Vorrat an Schießpulver ging bereits zur Neige. Bei Einbruch der Dunkelheit wurden die portugiesischen Kapitäne für einen Kriegsrat auf die *São Miguel* gebracht. Ohne nähere Informationen wussten sie nicht, wie sie vorgehen sollten. Sie beschlossen, Balthazar, den Sohn des Dolmetschers Gaspar da India, an Land zu setzen, der mehrere Sprachen beherrschte, um sich in Chaul umzuhören. Er erfuhr, dass Hussain das Eintreffen von Malik Ayaz abwartete, ehe er einen neuen Angriff startete; in der Zwischenzeit versuchte der muslimische Kommandeur, die

Stadtbewohner auf seine Seite zu ziehen. Im Augenblick wahrten auch sie eine vorsichtige Neutralität und warteten ab, wie sich die Dinge entwickelten.

Bei Tagesanbruch erkannte Lourenço, dass Hussain seine Schiffe in einer dichten Verteidigungsformation aufgestellt hatte. Sie waren am Ufer aufgereiht, mit dem Bug zum Fluss aneinandergekettet und über Landungsbrücken miteinander verbunden, so dass Männer im Falle eines Angriffs von einem Schiff zum anderen wechseln konnten. Das war taktischer Selbstmord. Die Karacken waren weder imstande, ihre Bombarden an der Breitseite einzusetzen, noch konnten sie bei Bedarf flüchten. Hussain hatte aus einer Angriffsflotte ein zusammengekauertes Lager gemacht, das auf das Kommen von Ayaz wartete. Doch Ayaz' Schiffe dümpelten immer noch vor der Küste. In der Zwischenzeit war die Flotte eine leichte Beute.

Was Hussain nicht wusste, war, dass die Denkweise seines Widersachers ähnlich verdreht war. Als der Kriegsrat auf der *São Miguel* am nächsten Morgen erneut tagte, nachdem die Haltung der feindlichen Flotte inzwischen eindeutig war, wurde beschlossen, zum Angriff überzugehen. Dazu war ein landeinwärts wehender Wind nötig, der erst um die Mittagszeit aufkam. Es gab zwei strategische Optionen: entweder die ägyptischen Schiffe bombardieren – oder sie im Sturm einnehmen.

In einer Rede, die ihm vermutlich ein Chronist in den Mund legte, schlug Lourenços Geschützmeister, der Deutsche Michel Arnau, eine einfache Lösung vor: „Setzt euch und eure Männer doch keiner Gefahr aus, denn das, was ihr wollt, kann ohne Gefahr erreicht werden, außer für mich und meine Kameraden." Sofern Lourenço erlaube, die Karacken dort zu positionieren, wo Arnau es ihm zeige, könnten alle Männer von Bord gehen, und die Kanonenbesatzungen könnten die ganze Flotte bis Einbruch der Dunkelheit versenken, „und wenn nicht … mögt Ihr befehlen, mir die Hände abzuschlagen".

Der Schatten des gemiedenen Gefechts bei Dabul hing noch über der Gruppe, die in der Kabine versammelt war. Lourenço musste seine Ehre und die Glaubwürdigkeit der Prisen wiederherstellen. Geschützfeuer, die simple und tödliche Lösung, wurde nach dem Ehrenkodex der Fidalgos fast schon mit Feigheit gleichgesetzt. Ruhm erwarb man sich mit individuellem Wagemut, dem Kampf von Mann zu Mann und dem Gewinn von Beute. Also wurde, wie Correia im Nachhinein schrieb, „in dem Streben nach Ehre und Reichtum … der Rat des Deutschen nicht beachtet. Sie beschlossen, zu

entern, auf dass sie mit gezogenem Degen Ruhm gewinnen mochten“.[4] Womöglich unterstützte Pêro Barreto, der zweite in der Befehlskette und kein solcher Hitzkopf, den Vorschlag Arnaus. Sie wurden überstimmt. Der Rat beschloss, nach Hussains Bedingungen zu kämpfen.

Trotz des Schadens an der muslimischen Flotte war der Sieg keineswegs sicher. Ihre Karacken waren deutlich größer und höher gebaut als die Lourenços. Sie konnten Geschosse auf seine Decke regnen lassen, und das Manövrieren der Segelschiffe in eine geeignete Position zum Entern konnte sich in Anbetracht der wechselnden Winde, Gezeiten und Querströmungen als schwierig erweisen. Ein Angriffsplan wurde ausgearbeitet. Die *São Miguel* und die *São António* sollten Hussains Flaggschiff von vorn und hinten angreifen. Die anderen Schiffe würden den Rest der Reihe in Kämpfe verwickeln, damit keine Männer zu Hilfe kommen konnten, wobei die leichten Karavellen und Galeeren die Galeeren des Gegners übernehmen sollten.

Am frühen Samstagnachmittag, bei Einsetzen der Flut und einer günstigen Brise, lichteten die Schiffe den Anker und schoben sich allmählich flussaufwärts. Als sich die *São Miguel* an der Spitze dem Ziel näherte, wurde sie von einem Pfeilhagel empfangen. Die Portugiesen hielten sich mit Kanonenschüssen zurück, weil sie die potenziell wertvollen Prisen nicht beschädigen wollten. Trotz der durch die Luft schwirrenden Geschosse von Hussains höherem Schiff kam die *São Miguel* immer näher, bis auf zehn oder fünfzehn Meter, als der Angriffsplan ins Stocken geriet. Der Wind drehte und flaute dann ganz ab. Das Schiff trieb mit der Strömung; die Vorwärtsbewegung reichte noch aus, um die *São Miguel* in Reichweite des feindlichen Flaggschiffs zu bringen, mit der *São António* dicht hinter sich, doch Hussain erfasste die Situation und schaffte es, ein außergewöhnliches Manöver auszuführen. Indem die Matrosen die vorderen Ankertaue lockerten und die hinteren Taue, die am Ufer festgemacht waren, einholten, gelang es ihnen, die Schiffe zurück ans Ufer zu ziehen – aus dem Weg des ankommenden Angriffs. Das Ruder der *São Miguel* war außerstande, den Kurs zu korrigieren. Das Schiff schickte sich an, an seinem Ziel vorbeizutreiben.

Instinktiv beschloss der Bootsmannsmaat, Anker zu werfen, damit das Schiff nicht über das Ziel hinausschoss. Prompt waren die Fahrzeuge hinter ihm ebenso gezwungen zu ankern, um einen Zusammenstoß zu verhindern.

Der Angriff war gestoppt. Die Flotte lag reglos ungeordnet mitten im Fluss. Wütend über diese plötzliche Störung, rannte Lourenço über das Deck, mit dem Schwert in der Hand, um den Mann zu töten, der schuld daran war, dass der Angriff verdorben wurde. Der Bootsmannsmaat überlegte kurz, welche Optionen er hatte, sprang dann über Bord und schwamm ans Ufer – wo er dennoch getötet wurde.

Lourenços Besatzung befand sich jetzt in einer heiklen Lage. Die *São Miguel* dümpelte nutzlos vor Anker in der Strömung, nicht weit vom feindlichen Schiff entfernt, das imstande war, von der höheren Stellung aus Geschosse auf das Deck zu schleudern. Es war unklug, sich ohne stabile Rüstung auf Deck aufzuhalten. Dem Schussfeld ausweichend, machte der Geschützmeister Michel Arnau noch einmal den Vorschlag, das Schiff an den Tauen auf die Breitseite zu drehen, damit er aus nächster Nähe die Ägypter vom Wasser pusten könne. Lourenço wollte die Vorstellung nicht gutheißen, das Schlachtfeld ohne Trophäen und Ehre zu verlassen. Immer noch flogen Geschosse über das Deck. Die Lage auf der *São Miguel* wurde ungemütlich. Die Männer waren völlig exponiert, und der unerschrockene Lourenço bestand darauf, seine Befehle vom offenen Deck aus zu rufen. Er wurde zu einem offensichtlichen Angriffsziel. Ein erster Pfeil streifte ihn lediglich, ein zweiter traf ihn mitten im Gesicht. Blutüberströmt gab er schließlich Befehl, den Anker zu lichten und vor dem Geschosshagel zu flüchten. Die *São Miguel* und die *São António* liefen flussabwärts und ankerten außerhalb der Bogenschussweite.

Unterdessen hatten die beiden portugiesischen Galeeren und die leichte Karavelle, die auch bei dem nachlassenden Wind manövriert werden konnten, ihre Sache besser gemacht. Sie fuhren an den bewegungslosen Karacken vorüber und griffen die ein wenig aufwärts vor Anker liegenden ägyptischen Galeeren an. Als sie zum Entern näher kamen, mussten auch sie durch einen sirrenden Pfeilhagel rudern; die ungeschützten Galeerensklaven wurden mehrfach getroffen, bis sie auf ihren Rudern zusammenbrachen, aber der Angriff war nicht aufzuhalten. Sie stießen mit den vertäuten Schiffen zusammen. Die durch ihre Kettenhemden, Brustplatten und Helme geschützten Soldaten schlugen sich an Bord den Weg frei und fegten über die Decks. Sie traten die angeketteten Ruderer mit Füßen, mähten und hackten bewaffnete Männer nieder, stießen sie mit Lanzen, Hellebarden und langen Zweihändern ins Meer. Dem Ansturm dieser gut trainierten und gerüsteten

Phalanx konnte nichts standhalten; jedes Schiff wurde zu einem Tohuwabohu, die Decks wurden von dem Blut zu einer Rutschbahn. Männer starben an Ort und Stelle oder warfen sich über Bord oder flüchteten über die Brücken in die benachbarten Galeeren. Sobald ein Schiff geräumt war, verfolgten die Portugiesen die flüchtenden Gegner und donnerten hinter ihnen über die Brücken. Diejenigen, die ins Meer gesprungen waren, wurden von anderen Portugiesen in Ruderbooten gejagt, dann schnitt ihnen eine Karavelle den Weg zum Ufer ab. Eingeschlossen wie Fische in einer Reuse, wurden sie erbarmungslos von den Booten aus harpuniert. Es war ein Massaker.

Vier der aufgegebenen Galeeren wurden als Prisen weggeschleppt, während die *São Miguel* und die *São António* dazu übergingen, aus der Distanz auf die ägyptischen Karacken zu feuern, und dabei auf die Takelage zielten. Ein Glückstreffer holte den Mastkorb eines Schiffes herunter, alle Männer kamen dabei um. Die anderen Kampfstellungen in der Mastspitze wurden aufgegeben. Unter den Opfern für die Sache des Heiligen Krieges war Mayimama Marakkar, der vom Achterdeck aus seine Männer mit Versen aus dem Koran anspornte.

Nach dem Massaker auf den Galeeren und in Anbetracht der Tatsache, dass die Besatzungen der Karacken vor dem portugiesischen Feuer Deckung suchten und über das Unglück ihrer Kameraden bestürzt waren, schien sich das Kriegsglück zugunsten von Lourenço zu wenden. Das spornte ihn dazu an, wiederum einen Angriff auf Hussains Flaggschiff in Betracht zu ziehen, um reinen Tisch zu machen. An Bord der *São Miguel* wurde heftig darüber diskutiert, wie man vorgehen sollte. Es gab keinen Wind; Lourenço wollte, dass die Boote seine Segelschiffe zu einem zweiten Angriff schleppten. Die Kapitäne hatten erhebliche Bedenken gegen den Plan: Die Männer waren körperlich erschöpft; viele waren verwundet, auch Lourenço selbst; es war schon spät am Tag; jeder beherzte Widerstand konnte zu einer Katastrophe führen. Wiederum bot Arnau an, die Schiffe aus sicherer Entfernung zu versenken. Lourenço blieb stur – er wollte, ja, musste die Siegestrophäen seinem Vater präsentieren, statt die Schiffe versenkt zu sehen. Obwohl der Befehlshaber auch überstimmt werden konnte, wollten die Kapitäne eine derartige Schmach nach Dabul vermutlich vermeiden. Die Angelegenheit war noch nicht entschieden, als die Ereignisse eine neue Wende bekamen.

Der Anbruch der Dämmerung stand unmittelbar bevor. Als sie aufs offene

Meer schauten, erblickten sie eine Linie leichter Galeeren, die in die Flussmündung einlief. Das war Malik Ayaz mit seinen 34 Fusten. Nach einem Tag bangen Abwartens war der Gouverneur von Diu zu dem Schluss gelangt, dass er nicht länger warten konnte: Der Vorwurf einer Verzögerungstaktik oder gar Feigheit in der islamischen Sache konnte seiner eigenen Stellung schaden. In der Flotte der Rumes ertönten Jubelrufe. Mit Gesten deuteten sie an, dass sie die Portugiesen aufhängen würden, und die größtenteils muslimische Gemeinde von Chaul, die bislang abgewartet hatte, zeigte nunmehr offen ihren sehnlichen Wunsch nach einem Sieg des Islam. Sie liefen an den Strand und ließen ihre Bogen gegen den erschöpften Feind sprechen. Der Rat auf der *São Miguel* war gezwungen, die Optionen neu zu durchdenken. Jetzt sahen sie sich drei Gegnern in der Flussmündung gegenüber – und die Galeeren aus Cochin in der Nähe der Stadt, die im Laufe der Ereignisse des Tages in Vergessenheit geraten waren und für die sie die Verantwortung trugen, gerieten in immer größere Gefahr.

Ayaz kam vorsichtig näher. Statt in einer Schlachtreihe vorzurücken, um Hussain zu unterstützen, lenkte er seine Schiffe zum südlichen Flussufer an die Stelle, wo die Portugiesen am Morgen gelegen hatten. Er blieb immer noch bei seiner abwartenden Haltung und versuchte, drei Schiffe auszuschicken, um mit Hussain in Verbindung zu treten, aber Lourenço trieb sie wieder zurück. Erst nach Einbruch der Dunkelheit gelang es Ayaz, zu Hussain durchzukommen. Der Admiral wollte Schießpulver und Kugeln, die bei ihm bereits knapp waren. Er wollte Ayaz außerdem seine Meinung dazu sagen, dass dieser erst nach dem Kampf und dem Verlust von rund 200 Männern auftauchte.

In der portugiesischen Flotte herrschte eine nüchterne Stimmung. Nach dem Hin und Her des Tages, den Angriffen und Rückzügen waren die Männer erschöpft, und die Vorräte an Schießpulver gingen ebenfalls zur Neige. Die triumphierenden Schreie der Muslime drangen in der Dunkelheit über das Wasser. Der verwundete Lourenço musste sich vom Fieber geschüttelt ins Bett legen; der behandelnde Arzt ließ ihn zur Ader.

Auf der *São Miguel* ging die Diskussion unter den Kapitänen weiter. Es war sicher, dass die Galeeren aus Cochin, die endlich voll beladen waren, in großer Gefahr schwebten. Ihre Zerstörung wäre ein nicht hinnehmbarer Gesichtsverlust und eine weitere Untergrabung der Glaubwürdigkeit der Portugiesen. Die pragmatischste Lösung wäre es, im Schutz der Dunkelheit

mit dem Nachtwind das Weite zu suchen. Dagegen protestierte der Interimskommandeur Pêro Barreto heftig, unterstützt von einem anderen Kapitän, Pêro Cão, der sagte: „Wenn es wegen ihrer Sünden erforderlich ist, dass sie fliehen, dann sollten sie ihnen zumindest nicht zeigen, dass sie das tun, damit die Portugiesen ihren Ruf in Indien nicht verlieren. Wenn die Schiffe aus Malabar zuerst ablegten und sie dann bei Tagesanbruch folgten, dann konnte der Feind nicht behaupten, sie würden das Schlachtfeld aus Angst verlassen.“[5] Es war wiederum eine Frage der Ehre. Sie überredeten die anderen dazu, bei Tagesanbruch auszulaufen und die erbeuteten Galeeren ins Schlepptau zu nehmen – ein demonstrativer Affront.

Um Mitternacht fingen die Handelsschiffe bei Mondlicht an, in aller Stille ihre Taue zu lösen und mit dem Wind aufs Meer hinauszulaufen. Gegen Sonnenaufgang machten die Portugiesen es ihnen heimlich nach. Keine Pfiffe, keine Rufe. Sie fingen an, die Anker zu lichten, oder in manchen Fällen die Taue zu kappen, so dass die Anker am Grund zurückblieben. Diese Strategie wurde jedoch von dem halsstarrigen Barreto zunichte gemacht, der bei einem so schmählichen Rückzug auf keinen Fall mitmachen wollte. Er kletterte unter großem Getöse in das Boot seines Schiffes und holte seinen Anker vom Grund. Er wurde sofort vom Feind erblickt und unter Feuer genommen. Nachdem der Anker geborgen war, ging er wieder an Bord des Schiffes. Lourenço hatte sich mittlerweile wieder ein wenig erholt. Er hatte verlangt, dass die *São Miguel* als letztes Schiff auslief, und beschloss, sich Barretos todesmutiger Haltung anzuschließen, und beaufsichtigte persönlich das Lichten des Ankers.

Mittlerweile hatte Hussain ebenfalls in aller Stille die Anker seiner beiden unbeschädigten Karacken gelichtet. Ayaz zog aus dem Geschehen die Schlussfolgerung, dass die Portugiesen das Schlachtfeld verlassen wollten, und beschloss schließlich, dass es an der Zeit für eine „tapfere“ Machtdemonstration sei. Er machte ebenfalls seine Fusten für einen Angriff bereit. Lourenço war noch dabei, vom Boot aus den Anker zu lichten, als der Schiffsführer hinter ihm die Nerven verlor, weil es immer heller wurde und er die Vorbereitungen des Feindes entdeckte. Er kappte das Ankertau, so dass Lourenço eine Zeitlang außerhalb seines eigenen Schiffes festsaß.

Die Muslime verfolgten jetzt mit der Strömung der Ebbe ihren Gegner flussabwärts. Den meisten portugiesischen Schiffen gelang es, ihre Angreifer abzuwehren und die Flussmündung zu verlassen; die *São Miguel* hingegen

war der Nachzügler, der außerdem noch dadurch gebremst wurde, dass er eine erbeutete Galeere im Schlepptau hatte. Sie war das anfälligste und attraktivste Angriffsziel. Der Ansporn, das Flaggschiff zu versenken, ließ es schlagartig in den Brennpunkt aller Bemühungen Hussains rücken. Der Kapitän der *São Miguel* wiederum lenkte sein Schiff, statt der Reihe ablaufender Schiffe zu folgen, zum entfernteren Ufer, um zur gegnerischen Flotte Abstand zu halten.

Die leichten Bombarden der Fusten versuchten, das Schiff manövrierunfähig zu machen, indem sie das Ruder zerschossen. Eine Steinkugel traf das Heck dicht an der Wasserlinie und schlug ein Loch in eine Planke. Auf dem portugiesischen Schiff hatte das niemand bemerkt. Ihre Aufmerksamkeit konzentrierte sich ganz auf die Abwehr der frechen Fusten und der beiden Karacken Hussains. Das Schiff fuhr weiter, während langsam Wasser in den Reisvorrat im Frachtraum eindrang. Wegen des immer noch unbemerkten Lecks wurde das Schiff allmählich schwerer und reagierte noch schwerfälliger auf Kursänderungen. Und dann flaute der Wind ab. Auf einmal war die *São Miguel* auf Gedeih und Verderb der Strömung ausgeliefert, die das Schiff an das südliche Ufer trieb. Fischerleute hatten hier zum Vertäuen ihrer Boote Pfahlreihen in den Grund eingeschlagen. Das Schiff geriet mitten unter diese Hindernisse und war zudem durch das wachsende Gewicht des Wassers gelähmt. Versuche, es zu wenden, waren nutzlos. Eine portugiesische Galeere unter Befehl von Payo de Sousa versuchte, sie in Schlepptau zu nehmen, aber vergeblich. Männer wurden ins Wasser geschickt, um die Pfähle mit Äxten abzuschlagen. Jedes Mal drückte das Gewicht im Frachtraum die *São Miguel* tiefer auf die Pfähle; inzwischen hatte sie deutliche Schlagseite – das Deck war schräg, und der Bug wies nach oben.

Eine Zeitlang konnte sich niemand erklären, wo das Problem lag. Erst als die Schrägstellung des Schiffes noch stärker wurde, war klar, dass das Heck nach unten zog. Lourenço schickte den Piloten in den Frachtraum, um nachzusehen. In dem trüben Licht erkannte der Mann entsetzt den Ernst der Lage: Der Frachtraum füllte sich mit einer schwappenden Brühe aus Wasser und Reis. Aschfahl kam er zurück und machte Meldung. Es war nicht möglich zu lenzen; das Wasser war zu tief, und der Reis würde die Pumpen verstopfen – außerdem waren zu wenig kräftige Männer übrig, um sie zu bedienen. Das Schiff war verloren. Nachdem der Pilot Bericht erstattet hatte,

ging er „wieder hinunter in den Frachtraum, und es heißt, er sei vor Angst gestorben“.[6] Es wurde befohlen, die Galeere im Schlepptau loszumachen. Ayaz erkannte, dass die *São Miguel* eine waidwunde Beute war, und fing an, sie mit den Fusten zu umzingeln. Gleichzeitig fuhren die zwei Karacken Hussains näher heran.

Payo de Sousa hatte immer noch die Absicht, mit Hilfe seiner Galeere das Schiff seines Kommandeurs zu befreien. In diesem Moment packte Angst die ganze Flotte und spaltete die Seeleute in jene, die sich dem Kampf stellen wollten, und jene, die sich aus dem Staub machten. Viele Männer auf der Galeere waren verwundet, die *São Miguel* rührte sich nicht von der Stelle, und der Feind kam näher. Einige behaupteten danach, das Schlepptau sei einfach gerissen, als die Ruderer versuchten, die sinkende *São Miguel* abzuschleppen; wahrscheinlicher ist, dass es gekappt wurde. Die Galeere wurde mit der Strömung flussabwärts getrieben; Sousa versuchte, sie zu wenden, aber die Männer waren zu schwach oder wollten nicht recht. Andere Schiffe versuchten nunmehr hektisch, dem angeschlagenen Flaggschiff zu Hilfe zu kommen, aber sie waren bereits zu weit flussabwärts, um zu helfen.

Ayaz und Hussain spürten, dass es Zeit für den Todesstoß war. Das wachsende Gewicht ließ die schrägliegende *São Miguel* immer tiefer sinken. Die eifrigen Fusten und die Karacken nahmen sie unter Feuer. Für die Fidalgos hatte es jetzt oberste Priorität, Dom Lourenço lebend rauszubringen, denn „ob er überlebte oder nicht, galt der Ehre Portugals“.[7] Sie befahlen dem Bootsmannsmaat, das Boot mit einem Kontingent Männer klar zu machen, die noch imstande waren zu rudern. Aber Lourenço ließ sich nicht überreden. Er würde kämpfen und sterben. Als seine Männer weiter in ihn drangen, drohte er ihnen mit der Hellebarde.

Das Wasser drang immer noch in das Schiff ein; es waren nur rund 30 kampffähige Männer an Bord. Lourenço teilte alle, die noch stehen konnten, in drei Gruppen ein, jede unter einem Hauptmann, die versuchen sollten, die *São Miguel* zu verteidigen, im Heck, am Hauptmast und auf dem Vorderdeck. Der Bootsmannsmaat verlor in diesem Moment die Nerven. Er machte das Boot los und setzte sich mit der Strömung zur *São António* ab, wo er dem treuen Pêro weismachte, man habe ihn geschickt, damit er um Hilfe bitte. Barretos Segelschiff konnte gegen die Fluss- und Meeresströmung nichts ausrichten. Er stieg in das Boot und schickte den Bootsmannsmaat zur nächsten Galeere, der *São Cristóvão*, die zumindest eine Chance hatte, zum

manövrierunfähigen Flaggschiff zu rudern. Er flehte den Kapitän Diogo Pirez an, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, und sagte zu ihm, „das Überleben von Dom Lourenço liege in seiner Hand“.[8] Pirez schickte sich an, seine Galeerensklaven anzutreiben. Sie waren erschöpft und wollten sich nicht von der Stelle rühren. In seiner Verzweiflung und Wut fing Barreto an, mit dem Schwert auf sie einzuschlagen. Er tötete sieben, ehe er die Sinnlosigkeit erkannte. Dann wandte er sich an die freien Portugiesen, die ganz ähnlich „so wenig wie möglich rudern wollten“, und versuchte, sie zwangsweise auf die Ruderbänke zu setzen.[9] Es war aussichtslos. Er konnte nicht mehr tun, als zu seinem Schiff zurückkehren und hoffen, dass der Wind drehte und die *São Miguel* womöglich noch befreite. Allerdings wurde von Minute zu Minute immer offensichtlicher, dass dazu ein Wunder nötig wäre.

An Bord der *São Miguel* herrschte Chaos. Schüsse der Fusten schlugen in das bewegungslose Schiff ein; Wolken von Pfeilen sirrten durch die Luft. Dichter Pulverrauch hüllte das immer wehrlosere Schiff ein. Das Deck ragte in einem immer steileren Winkel auf; ein Teil der Kanonen geriet unter Wasser; die Pulvervorräte waren durch das ständig eindringende Wasser unbrauchbar geworden. Die Verteidiger wehrten einen, ja zwei Enterversuche ab. Sie „kämpften wie Männer, die vor ihrem Tod noch Rache nehmen wollten“,[10] aber das Schiff wurde rings um sie herum zerstört. Das Deck war ein einziges Durcheinander, übersät von Toten und Sterbenden, von abgetrennten Köpfen und Beinen, vom Blut, das über die Planken floss, von spitzen Holzsplittern, Tauen, verlorenen Waffen. Eine Kakophonie an Schreien ertönte.

Der hochgewachsene und in der hellen Rüstung auffallende Lourenço war ein nicht zu verfehlendes Ziel. Die Kugel einer leichten Kanone trennte ihm das Bein an der Hüfte ab. Er fing an, unkontrollierbar zu bluten. Noch bei Bewusstsein, aber mit den letzten Atemzügen bat er, auf einen Stuhl am Fuß des Mastes gesetzt zu werden. Kurz danach zerschmetterte ein weiterer Schuss ihm die Brust und tötete ihn. Sein Diener Lourenço Freire, der sich über den gefallenen Kapitän beugte und weinte, wurde an seiner Seite erschossen. Die restlichen Lebenden erkannten, dass das Schiff endgültig verloren war. Da sie unbedingt verhindern wollten, dass Lourenços Leichnam als Kriegstrophäe dem Feind in die Hände fiel, die ihn womöglich gehäutet, mit Stroh ausgestopft und in der ganzen islamischen Welt präsentiert hätten – eine unerträgliche Schmach –, schleppten sie ihn hinunter in den gefluteten

Frachtraum, und mit ihm auch die Leiche seines treuen Dieners.

Die Portugiesen kämpften weiter. Männer, die kaum noch gehen konnten, stützten sich gegenseitig und umklammerten entschlossen ihre Schwerter. Die Muslime hatten die *São Miguel* aus der Distanz unter Feuer genommen; jetzt kamen sie näher. Ein dritter, vierter und fünfter Enterversuch wurde abgewehrt. Viele Männer von Ayaz wurden getötet. Beim sechsten Versuch bot das Schiff nur noch ein Bild der Zerstörung. Das Feuer wurde nicht mehr erwidert. Unter Siegesjubel sprangen die Muslime an Bord und trieben die Überlebenden zusammen. Auf die Eroberung folgte rasch der Gedanke an Beute. Die Sieger wollten unbedingt nachsehen, was sie von dem sinkenden Schiff noch retten konnten. Indem sie einige Gefangene mit dem Schwert vor sich hertrieben, stiegen gut hundert Mann in den gefluteten Frachtraum hinunter auf der Suche nach Beute. Der enorme Ansturm an Menschen ließ die unteren Decks einbrechen; in der Dunkelheit fielen sie ins Wasser und ertranken allesamt.

Die restlichen 18 Männer, fast alle verwundet, wurden gefangen genommen. Es kam zu einem letzten Akt des Widerstands. André Fernandez, ein Matrose aus Porto, kletterte in den Mastkorb und trotzte allen Versuchen, ihn von der Spitze des sinkenden Schiffes zu vertreiben. Er blieb zwei Tage lang dort und schleuderte Steine und Beleidigungen auf die Leute unter ihm. Schließlich musste Ayaz dem beherzten Seemann sicheres Geleit garantieren, ehe man ihn überreden konnte herunterzuklettern.

Die zwei Karacken Hussains lösten sich von dem Wrack der *São Miguel* und schickten sich an, die anderen Schiffe zu verfolgen, die inner- und außerhalb der Flussmündung vor Anker lagen und das Geschehen verfolgten. Einige kappten die Taue und flohen schmählich nach Süden in Richtung Cochin. Pêro Barreto jedoch hielt stand, raffte die Segel und bereitete sich auf den Kampf vor. Die ägyptischen Schiffe machten einen Rückzieher.

Ayaz war enttäuscht, dass man ihn um das Prestige gebracht hatte, Lourenço lebendig gefangen zu nehmen; allerdings hoffte er immer noch, dass der Leichnam gefunden werde. Doch die berühmte Leiche, die von der Brustplatte in die Tiefe gezogen wurde, war verschwunden, vermutlich durch eins der Löcher im Boden des Schiffes in den Fluss Chaul gezogen und nie wieder geborgen. „Und so endete Dom Lourenço“, schrieb der Chronist Castanheda, „und die 80 Portugiesen, die mit ihm starben, unter ihnen João Rodrigues Pacanha, Jorge Pacanha, António de São Payo, Diogo Velho, der

Faktor der Flotte, und ein Bruder von Pêro Barreto – und viele andere, deren Namen nicht bekannt sind".[11]



Ein Ehrenkodex, Ruhmsucht, Angst, die Gier nach Beute und schlicht Pech hatten diese bittere Wunde hinterlassen. Sie hätten die ganze ägyptische Flotte aus der Ferne zerstören können, wenn sie den Rat des Geschützmeisters befolgt hätten. Aber das war nicht die Art der Portugiesen. Wie die Dinge lagen, segelten sie mit einer bitteren Narbe weiter. Sie hatten schätzungsweise 200 Männer in Chaul verloren. Der Tod des Sohnes des Vizekönigs ließ das Ansehen des Sultans in Kairo enorm steigen, ebenso wie die Anschauung zur Tapferkeit der muslimischen Welt. Als die Meldung des Sieges über „die Europäer, die den Indischen Ozean heimgesucht hatten", mehrere Monate später Kairo erreichte, wurde sie begeistert bejubelt. „Der Sultan, der über die Nachricht ganz entzückt war, befahl, drei volle Tage lang die Trommeln zu schlagen", berichtete Ibn Iyas. „Hussain forderte Verstärkung an, um den restlichen europäischen Kräften ein Ende zu setzen."[12]

Hussain brauchte mit Sicherheit frische Männer. Der Sieg bei Chaul war im Großen und Ganzen ein Pyrrhussieg. Er hatte zwischen 600 und 700 Mann von insgesamt knapp über 800 verloren; außerdem hatten seine Männer die Feuerkraft der europäischen Artillerie fürchten gelernt. Was Ayaz anging, so weigerte er sich, die 19 portugiesischen Gefangenen dem ägyptischen Befehlshaber zu übergeben; er behandelte sie gut, sorgte dafür, dass ihre Wunden versorgt wurden, und präsentierte sie wichtigen Besuchern. Er war klug und umsichtig genug, dass er sich darüber im Klaren war, dass diese Schlacht noch Konsequenzen haben würde. Die Gefangenen waren Verhandlungsmasse.

Die portugiesischen Schiffe flüchteten nach Cochin, wo sie der Zorn und die Trauer des Vizekönigs erwarteten. Das Auftauchen von drei großen Schiffen in ihrem Kielwasser ließ weitere Unruhe aufkommen. Erst als diese Schiffe näher kamen, erkannten sie die portugiesische Flagge, die an ihren Masten wehte. Es handelte sich um die Schiffe der Kapitäne, die gegen Afonso de Albuquerque gemeutert hatten und jetzt auf dem Weg nach Cochin waren, um ihre Beschwerde vorzubringen.



14

„Der Zorn der Franken“

März – Dezember 1508

Die Meuterer, die nun die Überlebenden von Chaul nach Cochin begleiteten, hatten einen vor Wut schäumenden Albuquerque in Hormus zurückgelassen. Ihm waren nur noch zwei Schiffe geblieben.

Er war gezwungen gewesen, die Belagerung schmählich abzubrechen und nach Sokotra zurückzusegeln, um die Hunger leidende Garnison zu versorgen. Im August kehrte er nach Hormus zurück und hoffte, die Stadt endlich einzunehmen, aber er stellte fest, dass sein unvollendetes Fort gegen ihn bestückt worden war, und die Straßen waren verbarrikadiert. Notgedrungen musste er ein zweites Mal abziehen.

Mitte 1508 gingen etliche Briefe über den Indischen Ozean hin und her, dazu Berichte an Lissabon. Albuquerque schrieb wutentbrannt an Almeida, der bis Ende 1508 noch sein Vorgesetzter war:

> Wenn diese Männer mich nicht im Stich gelassen hätten, hätte Hormus binnen 15 Tagen kapituliert … Ich kann mir nicht erklären, welche Beschwerden sie dazu bewegten abzureisen! Wenn sie sagen, ich hätte sie schlecht behandelt, so flehe ich Eure Lordschaft an, schriftlich festzuhalten, was sie behaupten, dass ich getan hätte … Dennoch, edler Herr, könnte [nichts] sie von dem Verbrechen und der Missetat freisprechen, welche sie begangen haben, als sie mich in Kriegszeiten im Stich ließen … welche Strafe Eure Lordschaft ihnen auch erteilen möge – sie haben sie verdient![1]

Almeidas Tadel in einem Brief, der nie abgeschickt wurde, drückte wohl die Verbitterung über Lourenços Tod und die Schuldhaftigkeit Albuquerques aus, weil er es versäumt hatte, die Mamluken abzufangen: „Mein Herr, ich erinnere Euch daran, dass das Hauptziel, zu dem Seine Hoheit Euch ausgesandt hatte, die Bewachung der Mündung der Straßen [des Roten Meeres] war, so dass Gewürze aus Indien dort nicht einlaufen könnten, und

dies wurde durch Euren Aufenthalt in Hormus völlig geändert, und die Straßen wurden aufgegeben.“[2]

Albuquerque war klug, furchtlos, unbestechlich und ein brillanter Stratege – in jeder Hinsicht der loyalste Diener des Königs, aber Manuel sollte sich als zu begriffsstutzig erweisen, um seinen Wert voll zu schätzen. Mit seiner reservierten, arroganten, zwanghaften und ein wenig egozentrischen Art machte er sich viele zum Feind. In der zweiten Hälfte des Jahres 1508 spaltete die Desertion von Hormus die Meinung auf dem ganzen portugiesischen Ozean, wie sie auch die späteren Urteile der Geschichte gespalten hat. Außerdem hatte sie Grabenkämpfe der verschiedenen Fraktionen zur Folge. Die Episode hatte gezeigt, dass Albuquerque als Führungspersönlichkeit bisweilen ungeschickt und isoliert war. Als Eroberer hatte er sich bereits eindrucksvoll bewährt, doch die Ereignisse bei Hormus hatten ihm geschadet. Er schwor, nie wieder seinen Bart zu schneiden, bis die Stadt zurückerobert wurde. Sie stand weiterhin auf seiner Liste von Aufgaben, die noch erledigt werden mussten.

Die Bärte waren auch in Cochin ein Thema. Unter den Fidalgos war der Bart eines Mannes ein sakrosanktes Symbol seiner Männlichkeit, seines Rangs und der Tapferkeit im Kampf. Gemälde der großen portugiesischen Konquistadoren zeigen diese Männer stolz in fast identischen Posen: die Arme in die Hüften gestemmt, in schwarzen Samt gekleidet und die Ärmel mit Seitenschlitzen in bunter Seide, ihr Wappen und die erworbenen Titel im Hintergrund aufgemalt, dazu ein strenger Blick und ein langer schwarzer Bart wie der von Mars, dem Kriegsgott. Der über Albuquerques Angriff auf seinen Bart empörte João de Nova brachte die ausgerissenen Haare feierlich in ein Blatt Papier eingeschlagen dem Vizekönig als Beweis für die Kränkung. Diese Beweisstücke machten auf die mitfühlende adlige Zuhörerschaft starken Eindruck.

Almeida bestrafte die desertierten Kapitäne nicht. Stattdessen nahm er sie in seine Flotte auf. Damit nicht genug: Er schrieb an Hwaga Ata in Hormus einen Brief, in dem er sich für Albuquerques Verhalten entschuldigte und den der Wesir freudig dem verblüfften Albuquerque zeigte. Aber im Jahr 1508 hatte Almeida andere Sorgen. Die Katastrophe in Chaul und der Tod seines Sohnes hatten den Vizekönig tief getroffen. Aus strategischer Sicht erkannte er, dass die anhaltende Präsenz der Rumes den Fortbestand des portugiesischen Projektes bedrohte; aus persönlicher Sicht musste er

Lourenço rächen. Ihm wird der Ausspruch nachgesagt: „Wer Hühner isst, muss auch den Hahn verspeisen oder den Preis dafür zahlen.“[3]



Es dauerte fast neun Monate, einen neuen Feldzug vorzubereiten. Zuerst verzögerte der Monsun, dann das vorrangige Beladen und Entsenden der jährlichen Gewürzflotte seine Pläne. Wenn Almeida die Nachrichten aus Chaul verletzt hatten, so war er doppelt so tief gekränkt über die wachsende Kälte in Manuels Ton. Der Vizekönig hatte das Vertrauen seines Herrn verloren. Die Briefe des Königs aus dem Jahr 1507 enthielten eine lange Liste mit Beschwerden und gebieterischen Befehlen, die auf den eingehenden Klagen abtrünniger Kapitäne und neidischer Höflinge beruhten. Almeida wurde vorgeworfen, er habe seine Kompetenzen überschritten, ferner Misswirtschaft, das Versäumnis, Malakka einzunehmen, das Versäumnis, den König auf dem Laufenden zu halten. Albuquerques zeitgleiche Mission im Bereich seiner Rechtsprechung war ein harter Schlag für den Vizekönig. Im Jahr 1508 erfuhr er darüber hinaus, dass dieser Mann dazu auserwählt war, ihn am Ende des Jahres abzulösen. Die Kluft zwischen den strategischen Plänen und Prioritäten des Königs in Lissabon und deren Auslegung durch Almeida im weit entfernten Indien war immer größer geworden.

Ende 1508 war dem Vizekönig klar, dass die Vernichtung der Flotte der Rumes für ihn oberste Priorität hatte und seine letzte Gelegenheit war, ehe seine Amtszeit auslief. Bis Dezember hatte er eine eindrucksvolle Kriegsflotte von 18 Schiffen und 1200 Mann in Cochin zusammengezogen. Dazu zählten die abtrünnigen Kapitäne, die laut Albuquerque bestraft werden müssten.

Am Vorabend der Abreise schrieb Almeida einen langen Brief an den König. Der Vizekönig glaubte, er setze womöglich seinen letzten Willen auf, gleichzeitig ein Ausdruck der persönlichen Trauer, eine Rechtfertigung seines Handelns, eine Zurückweisung sämtlicher Anklagepunkte, die man gegen ihn vorgebracht hatte, eine Entschuldigung und eine Vorbereitung auf den Tod. Es ist das Testament eines Mannes, der von der Arbeit und Pflichterfüllung erschöpft war. Indien setzte den Männern arg zu; das Klima, die Korruption, die Entfernung von der Heimat, die Feindseligkeit der umliegenden Gemeinden – all dies waren zermürbende Bestandteile der portugiesischen

Erfahrung als Kolonialmacht:

An den sehr hohen und mächtigen König, meinen Herrn und Gebieter,

ich habe den großen Wunsch, Euch, Eure Hoheit, zu schreiben, weil ich nicht umhinkann, Angelegenheiten anzusprechen, die meine Seele verwunden und von denen ich beschlossen habe, eine Erinnerung zurückzulassen, was immer mir zustoßen mag … mein Sohn ist tot, wie Gott es gewollt hat und meine Sünden es verdienen. Die Venezianer und die Muslime des Sultans töteten ihn … infolgedessen hegen die Muslime in diesen Regionen Hoffnung auf große Hilfe. Mir scheint, dass wir in diesem Jahr eine Kraftprobe mit ihnen nicht vermeiden können, was ich mir auch am sehnlichsten wünsche, weil ich glaube, dass wir mit Gottes Hilfe sie restlos aus dem Meer entfernen, so dass sie nie wieder in dieses Land zurückkehren. Und wenn es Unserem Herrn wohlgefällt, auf diese Weise meine Tage zu beenden, so werde ich die Ruhe finden, die ich suche – um meinen Sohn in Ruhm und Ehre zu sehen, wo Unser Herr ihn in seiner Gnade hingeführt hat, dann sterben wir für ihn und für Euch.[4]

Der Beweggrund für dieses Unternehmen enthielt eine düstere Warnung: „Es gibt mehr Muslime von Malakka bis Hormus als im Königreich von Fes und Tunis – und sie alle schaden uns.“[5] Er beendete den Brief am 5. Dezember 1508 in seiner Kabine. Almeida war bei vollem Verstand. Er war bereit zur letzten Schlacht, die das Schicksal der Portugiesen in Indien entscheiden sollte, und er war bereit zu sterben.

Der Brief lag zum Versiegeln fertig da, als Schiffe ausgemacht wurden, die sich der Küste näherten. Almeidas Flotte lief zum Kampf aus. Erst als sie näher kamen, erkannten sie die portugiesischen Flaggen. Es war Albuquerque, der endlich nach Cochin kam, um sein Amt als Gouverneur anzutreten. Er war jetzt seit knapp zweieinhalb Jahren beinahe ununterbrochen auf See. Sein Schiff, die *Cirne*, war von Würmern so zerfressen, dass im Frachtraum Fische schwammen. Tag und Nacht mussten 30 Männer mit Hilfe der Pumpen lenzen, um es über Wasser zu halten.

Unterschrift von Francisco de Almeida

Es folgte eine unangenehme Begegnung zwischen den beiden

Befehlshabern. Anfangs war es noch freundlich. Albuquerque erhob höflich Anspruch auf die Statthalterschaft für Indien. Almeida wies darauf hin, dass seine Amtszeit erst im Januar ende und dass er sich gerade darauf vorbereite, in den Krieg zu ziehen. Nach manchen Schilderungen bot Albuquerque an, die Flotte zu übernehmen und für ihn die Sache zu erledigen; nach anderen lehnte er Almeidas Angebot, sich der Expedition anzuschließen, dankend ab: Er sei erschöpft und ziehe es vor, in Cochin zu bleiben. Vermutlich hatte er keine Lust, die Kapitäne zu begleiten, die ihn vor Hormus im Stich gelassen hatten. Am nächsten Morgen lichteten Almeidas Schiffe die Anker und setzten Segel, um die ägyptische Flotte zu jagen.

Schrecken und Rache, eine Kraftprobe. Almeida segelte, getrieben von starken, persönlichen und strategischen Motiven, an der Westküste Indiens aufwärts: das Streben nach Rache für den Tod seines Sohnes und die Erkenntnis, dass ein entscheidendes Aufeinandertreffen mit den Kräften des Islam unvermeidlich und zwingend notwendig war. Man hatte dem Vizekönig vorgeworfen, die Befehle Manuels allzu zurückhaltend zu interpretieren. Indem er sich weigerte, die Statthalterschaft für Indien an Albuquerque abzutreten, missachtete er die Befehle nunmehr ganz offen. Er hatte beschlossen, das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen, gleich welche Konsequenzen dies für ihn haben mochte, wenn er je nach Lissabon zurückkehrte.

Der muslimische „Sieg“ bei Chaul hatte neuen Mut gemacht und neue Hoffnungen geweckt, dass man die Portugiesen womöglich aus dem Indischen Ozean vertreiben könne. Der Samorin bereitete sich darauf vor, Schiffe zu schicken, die sich mit der Flotte in Diu vereinen sollten, um die verfluchten Eindringlinge endlich auszumerzen. Doch bei genauerem Hinsehen war die von Ägypten angeführte Koalition gespalten und nervös. Hussain wusste wohl, dass es nur eine Frage der Zeit war, ehe die Portugiesen wiederkamen, und er war alles andere als optimistisch. Er hatte das europäische Geschützfeuer aus nächster Nähe erlebt. Seine Flotte war in Chaul schwer zugerichtet worden; er hatte kaum noch Männer und kaum noch Geld, um sie zu bezahlen, und sein Bündnis mit Malik Ayaz war gespannt. Sich zurückzuziehen und sich dem Zorn des Sultans zu stellen, kam nicht in Frage. Hussain konnte nur auf Verstärkung hoffen. Er wünschte sich sehnlich, die portugiesischen Gefangenen zu töten, die Ayaz gemacht hatte, und ihre gehäuteten Leichname ausgestopft mit Stroh nach Kairo zu

schicken, als Beweis für seinen Erfolg. Aber Ayaz spielte nicht mit. Er ließ die Gefangenen sorgfältig bewachen und grübelte darüber nach, wie er sich in seiner Situation, gefangen zwischen dem Eifer der islamischen Welt und der Grausamkeit ihrer Gegner, verhalten sollte.

Eine Machtdemonstration ließ nicht lange auf sich warten. Mit der unlängst aus Lissabon eingetroffenen Verstärkung verfügte Almeida über die beste Flotte im Indischen Ozean, seit sich die Chinesen aus ihm zurückgezogen hatten. Und der Vizekönig war in düsterer Stimmung und überfiel die Küste, während er nach Norden segelte. Von den winzigen Handelsstaaten, an denen er vorüberkam, verlangte er Unterwerfung und Proviant für seine Besatzungen. Ende Dezember 1508 hatte er Dabul erreicht, das Lourenço zwei Jahre zuvor unglücklicherweise nicht angegriffen hatte und das er im Verdacht hatte, mit der ägyptischen Flotte im Bund zu stehen. Am letzten Tag des Jahres führte er seine Schiffe in die Mündung des Flusses, achtete aber sorgsam auf den Weg und sann auf Vergeltung.

Dabul war ein reicher muslimischer Handelshafen – und gut von einer doppelten Holzwand geschützt, vor der ein Graben gezogen war und die mit ordentlicher Artillerie bestückt war. Damals lagen vier Handelsschiffe aus Gujarat im Hafen, was Almeidas Zorn noch verstärkte. Am Vorabend des Angriffs rief der Vizekönig seine Kapitäne zu sich und hielt eine flammende Rede. Die zahlenmäßige Ungleichheit zwischen den Portugiesen und ihren wahrgenommenen Feinden rechtfertigte extreme Methoden. Almeida ermahnte seine Kapitäne, dass sie nicht nur die Stadt einnehmen müssten, sondern „den Gegner, den ihr verfolgt, in Angst und Schrecken versetzen, damit sie auf Dauer gelähmt blieben – ihr wisst, dass sie derzeit wegen des Todes meines Sohnes und der anderen in Hochstimmung und hochnäsig sind“.[6]

Sie befolgten diese Anweisungen wortwörtlich. Am 31. Dezember, bei Tagesanbruch, begannen die Schiffe ein heftiges Bombardement und starteten gleichzeitig Landungen von beiden Seiten der Palisade her. Der Widerstand vor dem Graben wurde durch diese Zangenbewegung rasch zerschlagen. Die Holzwand fiel. Als die Truppen in Unordnung flohen, verfolgten die Portugiesen sie. Schwer bewaffnet und von den Rüstungen vor den lästigen Pfeilen geschützt, stürmten sie in die Stadt. Es folgte ein schwarzer Tag in der Geschichte der europäischen Eroberung, der die Portugiesen für alle Zeiten auf indischem Boden in Ungnade fallen ließ.

Völlig überrumpelt, flüchteten die Menschen in alle Richtungen. Wahllos wurde alles niedergemacht. Eine hohe Frau, die in einer Sänfte weggebracht wurde, wurde auf den Boden geworfen und zusammen mit ihren Trägern niedergemacht; kleine Kinder wurden ihren entsetzten Müttern entrissen, an den Füßen gepackt und gegen Mauern geschleudert. Frauen und Männer, jung und alt, umherirrende heilige Kühe und streunende Hunde – alles fiel unter dem Schwert: „Am Ende wurde nichts Lebendes am Leben gelassen.“[7] Die Schiffe der Gujarati wurden verbrannt. An manchen Orten wurde heldenhaft, aber vergeblich Widerstand geleistet. Schließlich sammelte Almeida seine Männer bei einer Moschee und sicherte die Straßen. Am nächsten Morgen gab er die Stadt zur Plünderung frei. Die Männer wurden in Zwanziger-Gruppen ausgeschickt und kehrten mit ihrer Beute zum Ufer zurück. Im Laufe des Tages fürchtete Almeida jedoch, dass die ungeordnete Plünderung und die Trunkenheit der Männer zu einer Belastung werden könnten, falls die Bewohner sich neu formierten. Heimlich ließ er in der Stadt Feuer legen. Menschen, die sich in den Kellern versteckt hatten, verbrannten bei lebendigem Leib wie auch die Tiere, die in den Ställen angekettet waren; Frauen und Kinder rannten schreiend aus den brennenden Häusern, doch der Vizekönig hatte Abteilungen ausgesandt, um sie alle zu erschlagen. In der ganzen Stadt herrschte ein heilloses Durcheinander: das Geschrei der Kühe, das Wiehern der Pferde, die in den königlichen Stallungen verbrannten, die Schreie menschlicher Wesen, der Gestank verbrannten Fleisches, die Vernichtung des größten Teils des Reichtums der Stadt. Als das Feuer sich ausgetobt hatte, durchwühlten die Plünderer die Asche, sahen in die Keller, in denen immer noch die Leichen steckten, und untersuchten Brunnen in der Hoffnung, noch etwas Wertvolles zu ergattern.

Almeida ging mit seiner Armee wieder an Bord und legte am 5. Januar 1509 ab. Er machte nur halt, um die Siedlungen entlang der Küste zu zerstören. Die Zahl der muslimischen Toten wurde nie gezählt, war aber mit Sicherheit riesig; die der Portugiesen war verschwindend gering. Als sie Chaul erreichten, schickte Almeida eine gebieterische Botschaft mit einer Forderung nach Tribut, den er bei der Rückkehr von seinem Sieg über die muslimische Flotte eintreiben wollte. Die Insel Mahim (in der Nähe des heutigen Mumbai) trafen sie verlassen an. Die Menschen waren geflohen; die Neuigkeiten aus Dabul hatten sich in Windeseile entlang der ganzen Küste verbreitet. Dieses Massaker stand neben Gamas Zerstörung der *Miri* als eine

Gräueltat, die noch lange im Gedächtnis blieb und nie verziehen wurde. An der ganzen verwundeten Küste war ein neuer Fluch gang und gäbe: „Möge der Zorn der Franken dich treffen!“[8] Almeida segelte nach Diu weiter mit dem Ziel, die ägyptische Flotte aufzuspüren und zu vernichten. In seinem Besitz befand sich ein Brief von Malik Ayaz, der sich halbherzig zusammen mit Hussain auf die erwartete Schlacht vorbereitete. Der Gouverneur von Diu bat um die Freundschaft des Vizekönigs und versicherte diesem, dass die Gefangenen von Chaul in seiner Obhut seien und gut behandelt würden. Der Brief enthielt ferner nützliche Informationen über die Aufstellung der muslimischen Flotte. Ayaz sicherte sich einmal mehr gegen alle Eventualitäten ab.

Wenn Ayaz noch irgendwelche Zweifel hatte, was ihm bevorstand, so erhielt er, neben den jüngsten Nachrichten über das Schicksal Dabuls, nun Almeidas Antwort. Sie war höflich in der Form und zugleich extrem bedrohlich:

Ich, der Vizekönig, wende mich an Euch, ehrenwertester Malik Ayaz, um Euch mitzuteilen, dass ich mit meinen Rittern auf dem Weg zu Ihrer Stadt bin, um die Männer zu suchen, die sich dort verstecken, nachdem sie mit den meinen in Chaul gekämpft und einen Mann getötet haben, der bekanntlich mein Sohn war. Und ich komme in der Hoffnung auf Gott im Himmel, dass er an ihnen Rache nehme und an jenen, die ihnen helfen. Und wenn ich sie nicht finde, wird Eure Stadt mir nicht entkommen. Sie wird für alles bezahlen, genau wie Ihr, der Ihr ihnen bei Chaul so sehr geholfen habt. Ich teile Euch das alles mit, auf dass Ihr dies bereits wisst, wenn ich ankomme. Ich bin auf dem Weg. Gegenwärtig bin ich bei der Insel Bombaim [Mumbai], wie der Mann, der diesen Brief überbringt, bestätigen wird.[9]



15

Diu

Februar 1509

Als die portugiesische Flotte am 2. Februar 1509 in Sicht kam, waren die Diskussionen über die richtige Taktik unter den Muslimen von Zögern und Misstrauen geprägt. Ihre Flotte bestand aus sechs Karacken und sechs Galeeren der Mamluken, vier Karacken aus Gujarat, den Fusten von Ayaz, inzwischen noch 30, und vielleicht 70 leichten Fahrzeugen aus Calicut. Sie hatten insgesamt vierbis fünftausend Mann. Die Schiffe waren innerhalb der Flussmündung, an der Diu lag, am Ufer aufgereiht – eine Situation ganz ähnlich wie in Chaul. Es herrschte eine große Uneinigkeit über das weitere Vorgehen.

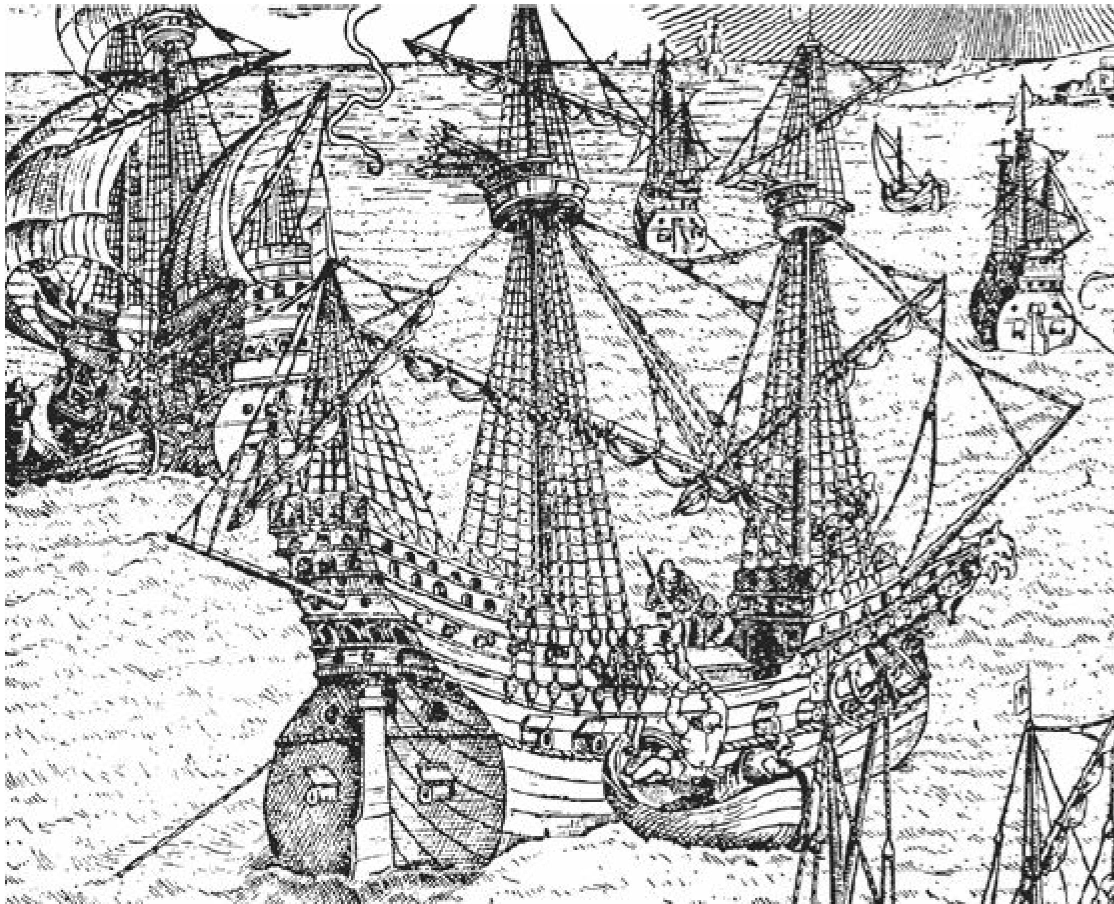
Hussain wollte den Kampf gegen den Feind früh aufnehmen, solange die Portugiesen nach der langen Fahrt noch nicht vorbereitet waren, und sie auf dem offenen Meer stellen. Ayaz hielt dies für einen Vorwand, damit die Ägypter sich jederzeit absetzen konnten, falls der Kampf schlecht ausgehen sollte. In der Beziehung war er sich ziemlich sicher, und die Konsequenzen hätte er dann allein tragen müssen. Er bestand darauf, dass sie innerhalb des Flusses kämpften, geschützt von den Kanonen an der Küste und womöglich mit der Unterstützung der Stadtbewohner – was ihm vielleicht eine Gelegenheit verschaffen würde, über Land zu entkommen. Er weigerte sich, seine Schiffe oder jene aus Calicut auslaufen zu lassen. Die drohenden Worte Almeidas klangen ihm noch in den Ohren, deshalb hielt er es für das Beste, überhaupt nicht an der Schlacht teilzunehmen, und entschuldigte sich mit dem Verweis auf dringende anderweitige Geschäfte. Hussain zwang ihn prompt, Farbe zu bekennen, indem er ablegte und den Karacken von Ayaz befahl, ihm zu folgen. Der von einem Kurier in die Stadt geholte Ayaz widerrief daraufhin den Befehl. Es herrschte ein Patt. Die beiden

Befehlshaber waren aneinander gebunden und standen sich mit ihrem Misstrauen gegenseitig im Weg. Nach dem gescheiterten Artillerieduell auf See musste sich Hussain notgedrungen in das Unvermeidliche fügen und im Fluss kämpfen. Ayaz war seinerseits gezwungen teilzunehmen, hoffte aber wiederum, nur dem Schein nach zu kämpfen und sein eigenes Engagement wie auch die Verluste auf ein Minimum zu reduzieren. Er hätte die Portugiesen ganz aussperren können, indem er eine Kette anbrachte, die den Hafen abriegelte; ihnen wäre dann nichts anderes übrig geblieben, als kehrtzumachen. Wenn er darauf verzichtete, so verbarg sich vermutlich ein raffiniertes Kalkül dahinter: Er rechnete damit, dass dies von Almeida als feindlicher Akt gewertet würde, für den er früher oder später bezahlen müsste; womöglich spekulierte er auch darauf, dass die Zerstörung der lästigen Flotte der Mamluken zu seinem Vorteil wäre und dass er sich mit dem Vizekönig in der einen oder anderen Form auf einen Frieden einigen könnte.

In Anbetracht dieser widersprüchlichen Absichten nahm die muslimische Flotte erneut eine defensive Stellung ein, ganz ähnlich jener in Chaul. Die Karacken wurden paarweise nahe der Uferlinie mit dem Bug voraus verankert; zuerst die sechs Karacken Hussains, dann die Galeeren, dann die Karacken aus Gujarat. Die Fusten und leichten Ruderschiffe aus Calicut blieben etwas flussaufwärts, mit dem Ziel, den Portugiesen in den Rücken zu fallen, sobald sie in ein Gefecht mit den großen Schiffen verwickelt waren. Die Geschütze an der Küste sollten zusätzlich Deckung geben. Man ging davon aus, dass sie wiederum die Taktik in Chaul anwenden würden; in der Gier nach Ruhm und Ehre würden sie eher den Nahkampf mit ihren Gegnern suchen, statt sie aus der Ferne in Grund und Boden zu schießen.

Vergleichbare taktische Diskussionen spielten sich auf Almeidas Schiff ab. Der Vizekönig betonte nachdrücklich, dass diese Schlacht der kritische Augenblick für das künftige Los Portugals sei – „seid gewiss, dass wir, wenn wir diese Flotte erobern, ganz Indien erobern werden“[1] – und dass ihre Anwesenheit als solche auf dem Spiel stehe. Er wollte die Ehre haben, den Angriff auf Hussains Flaggschiff persönlich anzuführen. Doch die Kapitäne protestierten dagegen. In Anbetracht des Todes von Lourenço wehrten sie sich standhaft gegen Almeidas Wunsch, auf diese Weise sein eigenes Leben in Gefahr zu bringen. Es wäre besser, wenn er von seinem Flaggschiff, der *Frol de la Mar*, aus die Schlacht leitete und es anderen überließ, die ersten

Schläge zu führen. Das war das erste Anzeichen, dass sie aus dem Debakel in Chaul gelernt hatten. Sie verfeinerten ihr taktisches Gespür auch in anderer Hinsicht. Geschützfeuer sollte bei der Schlacht zum Einsatz kommen. Sie wollten die besten Bogenschützen und Scharfschützen in den Mastkörben aufstellen, sich gegen Eventualfälle absichern – Material, um Lecks zu flicken, und Wasser, um Brände zu löschen, wurden bereitgestellt sowie die nötigen Männer, um dies zu übernehmen –, und ansonsten wie zuvor angreifen: Die Karacken würden die muslimischen Karacken in einen Kampf verwickeln, die Galeeren deren Galeeren. Die starke *Frol de la Mar* sollte eine schwimmende Geschützbatterie sein, ohne Soldaten. Ihre Minimalbesatzung aus Matrosen und Kanonieren würde die Schiffe pulverisieren und vor allen Dingen einen Gegenangriff aus dem Rücken durch muslimische Ruderboote vereiteln. Zumindest einige Lektionen des deutschen Geschützmeisters in Chaul hatte man gelernt.



Portugiesische Karacken: schwer bestückt, mit breitem Mastkorb

Morgengrauen, 3. Februar 1509: Die Schiffe warteten auf eine Brise und die Flut, um in den flachen Flusskanal einzulaufen. Der Vizekönig schickte jedem Kapitän eine Botschaft:

Meine Herren, die Rumes werden nicht herauskommen, weil sie es noch nicht getan haben. Deshalb, im Gedenken an das Leiden Christi, haltet gut Ausschau nach dem Signal, das ich geben werde, sobald die Meeresbrise einsetzt, und wir werden fahren und ihnen ein Mittagessen servieren; und vor allem rate ich dringend, dass ihr große Vorsicht walten lasst … dass ihr dem Feuer ausweicht, falls die Muslime ihre eigenen Schiffe in Brand stecken sollten, um sie zusammen mit den euren zu verbrennen oder euch an die Küste zu zerren, indem sie ihre Ankertaue kappen.[2]

Zwei Stunden später kam der Wind auf. Eine leichte Fregatte fuhr an der Reihe der Schiffe vorbei. Bei jedem einzelnen ging ein Mann an Bord und verlas die Erklärung des Vizekönigs der versammelten Mannschaft. Almeida hatte für ein begeistertes Publikum eine rhetorisch gelungene und herzergreifende Botschaft verfasst, mit Gespür für den schicksalhaften Moment und für den Heiligen Krieg:

Dom Francisco d’Almeida, Vizekönig von Indien durch den allerhöchsten und herausragenden König Dom Manuel, meinen Herrn. Ich verkünde allen, die meinen Brief zu Gesicht bekommen, dass ich … an diesem Tag und zu dieser Stunde an der Schwelle zu Diu stehe, mit allen Kräften, die ich habe, um eine Schlacht zu liefern der Flotte des Großen Türken, die er befohlen hat und die aus Mekka gekommen ist, um dem Glauben an Christus zu schaden und gegen das Königreich des Königs, meines Herrn und Gebieters, zu kämpfen.

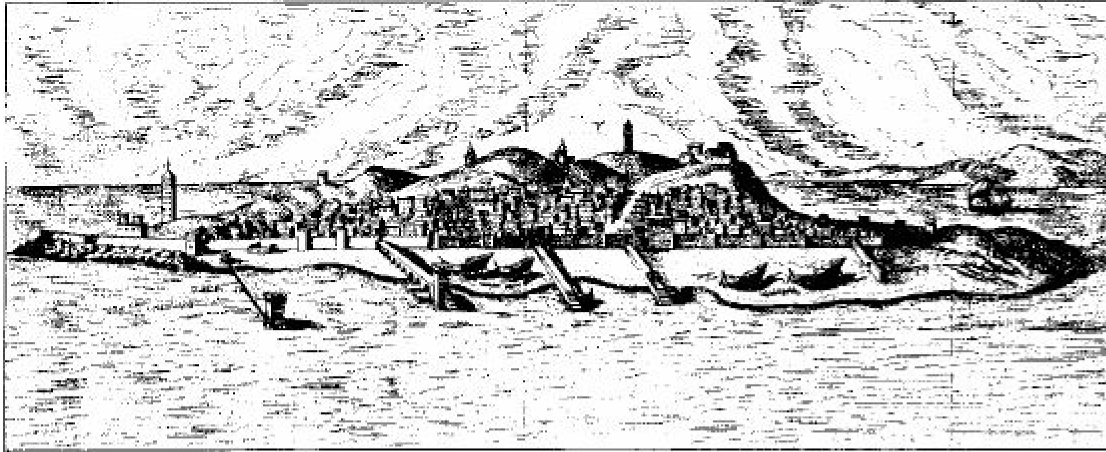
Anschließend beschrieb er in eindringlichen Worten den Tod seines Sohnes bei Chaul, die Angriffe auf Cannanore und Cochin, die Feindseligkeit des Königs von Calicut und „die große Armada, die er zu schicken befohlen hat“. Er unterstrich die Gefahr und die Notwendigkeit, „den großen Schaden zu verhindern, der entstehen würde, wenn diese Gegner nicht bestraft und ausgemerzt würden“.[3] Almeida strebte nicht nur den Sieg an, sondern eine Vernichtungsschlacht, in deren Verlauf alle, die auf der Seite der Portugiesen fielen, zu Märtyrern werden sollten. Es liegen zwar keine Quellen über die Vorbereitungen auf den muslimischen Schiffen vor, aber höchstwahrscheinlich ergingen dort ähnliche Aufrufe zu einem Märtyrertod im Namen Allahs.

Wie der Herold an den Schiffen vorbeifuhr, war er außerdem angewiesen, den Männern auf jedem Schiff eine Liste von Versprechen und Belohnungen

vorzulesen, die auf einen Sieg folgten: von den Rittern, die in den höheren Adelsstand gehoben werden sollten, bis zu den Sträflingen, deren Gefängnisstrafen erlassen wurden. Im Namen der Sklaven, die in der Schlacht fielen, sollten an die Besitzer Entschädigungen gezahlt werden; wenn sie überlebten, bekamen sie als Belohnung die Freiheit. Allen wurde die Erlaubnis zur Plünderung erteilt, sobald die Schlacht gewonnen war.

Als die Brise aufkam, waren die Männer heiß auf die Schlacht. Die *Frol de la Mar* gab als Startsignal einen Schuss ab. Im muslimischen Lager hatte man ebenfalls Vorkehrungen getroffen. Die Schiffe wurden mit Netzen versehen, um das Entern zu erschweren und es den Männern zu gestatten, Geschosse auf ihre Angreifer zu schleudern; die Seiten wurden mit dicken Brettern ausgestattet, die zusätzlichen Schutz bieten sollten, und der über der Wasserlinie liegende Rumpf mit nassen Säcken aus dickem Baumwollstoff versehen, um den Einsatz von Feuer zu verhindern.

Mit ihrem traditionellen Kriegsruf „Santiago!“ entrollten die Portugiesen ihre Fahnen. Die Schiffe fuhren unter dem Getöse der Trompeten und dem Donner der Trommeln in den Kanal ein. Die muslimischen Geschütze wurden an der Küste und auf einer Insel auf der anderen Seite des Kanals bereitgemacht, während die Flotte durchfuhr. Almeida hatte sein ältestes Schiff, die *Santo Espirito*, dazu ausersehen, sich an die Spitze zu setzen, um während der Fahrt die Tiefe auszuloten und den ersten Treffer zu empfangen. Von beiden Seiten dem Kreuzfeuer ausgesetzt, „ging über alles ein Hagel von Schüssen hinweg, die wie ein Steinregen auf sie fielen“.[4] Das Deck der *Santo Espirito* wurde rasch geräumt. Zehn Männer waren getötet worden, doch die Flotte fuhr weiter durch den Engpass des Kanals, und ein Schiff nach dem anderen wendete, um sich dem ausgewählten Angriffsziel zu widmen.



Diu

Das Hauptangriffsziel für die führenden Karacken war das feindliche Flaggschiff, das stets der Schlüssel zur Entscheidung einer Schlacht war. Diesmal hatten die Portugiesen vor, ihre Artillerie klüger einzusetzen. Die *Santo Espirito* richtete sich aus, als sie näher kam, und feuerte aus kurzer Entfernung auf die vor Anker liegenden Karacken. Ein direkter Treffer auf das Schiff, das neben dem Hussains lag, riss ein Leck in die Flanke; das Fahrzeug bekam Schlagseite, kenterte und sank unter dem Jubel der Angreifer. Rasch griffen die Portugiesen in Zweiergruppen das Flaggschiff an. Weiter hinten in der Reihe war der Kampf ebenfalls entbrannt: Karacke gegen Karacke, Galeere gegen Galeere. Flussaufwärts warteten die leichten Fusten von Ayaz darauf, ihren Feinden in den Rücken zu fallen.

Es ertönte ein verwirrender Lärm, als die Schiffe ineinandergerieten: Die muslimischen Fahrzeuge lagen vor Anker und warteten den Angriff ab; die Portugiesen drehten sich ihrerseits auf die Breitseite und feuerten aus kurzer Distanz, bevor sie ihre Gegner direkt angriffen; die Ägypter erwiderten das Feuer, so gut sie konnten. Die Sonne wurde verdunkelt, „der Rauch und das Feuer waren so dicht, dass kein Mensch noch etwas erkennen konnte“.[5] Den Beschreibungen der Chronisten zufolge war es eine Szene vom Ende der Welt. Der Kanonendonner war „so furchterregend, dass es schien, dies sei eher ein Werk des Teufels als der Menschen“,[6] „eine unendliche Zahl an Pfeilen“ sirrte durch den dichten Rauch;[7] die Schlachtrufe zur gegenseitigen Ermunterung nannten den Namen ihres Gottes, sei es des christlichen oder des muslimischen, und die Namen der Heiligen. Die Schreie der Verwundeten und Sterbenden waren „so laut, dass es schien, der Tag des

Jüngsten Gerichts sei gekommen“.[8] Ein genaues Anlaufen der Ziele wurde durch die Heftigkeit der Strömung und die steife Brise erschwert; einige Schiffe krachten direkt in die auserwählten Gegner; manche trafen nur im Vorüberfahren und wurden weitergetrieben; andere schossen ganz über ihr Ziel hinaus und wurden flussaufwärts getrieben, um für kurze Zeit nicht am Kampf teilzunehmen. Es war offensichtlich, dass Hussain geschickte Kanoniere und gute Kanonen auf seinen Karacken hatte – zum großen Teil europäische Abtrünnige –, aber ihr Schussfeld wurde durch die statisch nach vorn ausgerichtete Position eingeschränkt, und er verfügte über weit weniger erfahrene Krieger.

Die Enterkommandos auf dem Vorderdeck der Schiffe Almeidas standen bereit, beim ersten Aufprall zu springen und Enterhaken zu werden, um die Schiffe aneinanderzuketten. Die Erschütterung durch die Kollisionen kam einer Explosion gleich. Die *Santo Espirito* lief, obwohl sie im Kanal getroffen worden war, auf Hussains Flaggschiff zu, die größte Prise und das Zentrum der Schlacht. Männer sprangen hinüber, noch bevor das Schiff sicher festgemacht war, und kämpften sich auf dem Deck den Weg frei. Über ihnen in den Netzen ließen muslimische Bogenschützen Pfeile regnen; dann führte der Kapitän der *Santo Espirito*, Nuno Vaz Pereira, ein zweites Kommando beim Entern an. Es sah so aus, als würde Hussains Schiff fallen, aber in dem Rauch und der Verwirrung wechselte das Kriegsglück. Eine ägyptische Karacke manövrierte an den Ankertauen und griff die *Santo Espirito* von der anderen Seite an, so dass sie zwischen zwei ägyptischen Schiffen eingeklemmt war. Sofort ging der Angriff in Verteidigung über; die Portugiesen waren gezwungen, ihre Prise aufzugeben und ihr eigenes Schiff zu verteidigen. In der Hitze der Schlacht lüftete Nuno Vaz, der es in seiner Rüstung kaum noch aushielt, die Halsberge, um ein wenig Luft zu schnappen, und wurde von einem Pfeil getroffen. Er wurde tödlich verwundet unter Deck gebracht. Es war ein kritischer Moment im Kampf um das Flaggschiff; die Portugiesen wankten. Da rammte ein zweites Schiff, die *Rei Grande*, das Flaggschiff von der anderen Seite, und eine Angriffswelle stürmte an Bord. Es gelang ihnen, das Netz herunterzuholen und dabei jene zu fangen, die sich daran geklammert hatten. Die Initiative wechselte erneut.

Ähnliche Kämpfe spielten sich auf allen Karacken der Reihe ab; nach dem Abfeuern ihrer Kanonen fielen die Portugiesen mit draufgängerischer Tapferkeit über ihre Gegner her. Die kleine *Conceicão* versuchte, eine

weitere Karacke mit hohem Aufbau zu entern; 22 Männer sprangen an Bord, unter ihnen auch Pêro Cão, ihr Kapitän, aber die *Conceicão* wurde weitergetrieben, so dass die Männer auf dem feindlichen Schiff isoliert und zahlenmäßig unterlegen waren. Cão versuchte, die Angreifer zu umgehen, indem er durch eine Luke schlüpfte, und wurde, als sein Kopf auftauchte, prompt enthauptet. Die übrigen Männer verschanzten sich auf dem Vorderdeck und leisteten Widerstand, bis sie bei einem Angriff anderer Schiffe gerettet wurden. Auf der *São João*, die ein anderes Schiff der Mamluken anlief, hatten ein Dutzend Männer, die auf den Aufprall warteten, geschworen, zusammen zu springen oder zu sterben. Die *São João* stieß aber so hart gegen ihr Ziel, dass sie abprallte und abgelenkt wurde. Beim Sprung schafften es nur fünf Männer auf das andere Schiff, sie wurden sofort von einer Überzahl umstellt; drei wurden von Bogenschützen erschossen, aber die beiden anderen verschanzten sich im Frachtraum hinter Trennwänden und konnten nicht herausgeholt werden. Obwohl sie aus ihren Wunden von Pfeilen und Holzsplittern bluteten, kämpften sie weiter. Sie töteten acht Männer, die versuchten, sie dort herauszuholen, und wurden endlich mehr tot als lebendig gerettet, als das Schiff erobert wurde.

Unter den vielen Portugiesen, die an der Schlacht teilnahmen, sind die Namen dieser beiden überliefert: António Carvalho und Gomes Cheira Dinheiro. Ihre Gegner blieben jedoch fast durchweg namenlos. Die Infanterie der Mamluken, ausgebildete Krieger, in flexiblen Kettenhemden und offenen Helmen mit roten Federn und Nacken- und Nasenschutz, war beweglicher als die schwer gepanzerten Europäer. Sie kämpften tapfer, waren aber zahlenmäßig unterlegen; und noch dazu wurden sie hintergangen durch Ayaz, der sich sehnlich wünschte, dass sie, tot oder lebendig, aus seinem Gebiet verschwanden. Ihre Schiffe hingegen waren durch Hussains Taktik arg behindert und in der Feuerkraft den Portugiesen weit unterlegen. Neben ihnen kämpften schwarze Nubier und Abessinier und turkmenische, „außerordentlich geschickte und extrem treffsichere“ Bogenschützen.[9] Im Luftkampf in großer Höhe jagte die Fertigkeit der Schützen ihren Gegnern großen Schrecken ein. Die Portugiesen waren gezwungen, hinter hölzernen Wänden vor den Pfeilen, die durch die Luft sirrten, Deckung zu suchen. Die Pfeile schlugen an den Masten ein, bis diese wie Bürsten aussahen, und trafen immer wieder ihr menschliches Ziel. Am Ende des Tages hatte ein Drittel der Männer Almeidas Pfeilwunden erlitten. Die Portugiesen in den Mastkörben

konnten nicht mehr tun, als kurz hinter dem Schanzkleid aufzuspringen, Steine auf die Decks der gegnerischen Schiffe zu werfen und rasch wieder in Deckung zu gehen.

Doch der Kampfgeist der Mamluken und das Geschick der Bogenschützen reichten nicht aus. Viele Männer von Ayaz waren keine Berufssoldaten, und die verlockende Sicherheit der eigenen Stadttore war stets in Reichweite. Während Hussain heldenhaft versuchte, sein Flaggschiff zu retten, blieb Ayaz an der Küste und sah aus sicherer Entfernung zu. Sogar der Rauch, der die Schlacht verhüllte und dann wieder einen neuen Blick freigab, war zum Vorteil für den Gegner: Der Wind blies ihn den Muslimen ins Gesicht und verschaffte den Angreifern immer wieder einen kurzen Vorteil.

Flussaufwärts tobten heftige Kämpfe zwischen gegnerischen Galeeren. Die Wucht des Geschützfeuers räumte zwei muslimische Galeeren leer; an Bord gelang es den Portugiesen, die Kanone gegen die übrigen zu richten. Ihre Schüsse in die Seiten der tiefliegenden ägyptischen Fahrzeuge, die mit dem Bug nach vorn am Ufer vertäut waren, erwiesen sich als unwiderstehlich. Die angeketteten Sklaven an den Rudern hatten keine Chance. Die Besatzungen gaben das Schiff auf und gingen an Land.

Mitten im Kanal beobachtete der Vizekönig, in einem prächtigen Kettenhemd und Brustharnisch, auf dem Haupt einen kostbar gearbeiteten Helm, von der *Frol de la Mar* aus die Schlacht. Die *Frol* war das größte und prächtigste Schiff der portugiesischen Flotte, mit drei Decks und schwerer Artillerie, aber das Schiff war inzwischen acht Jahre alt. Es holte Wasser und musste ständig gelenzt werden. Zu Beginn der Schlacht begannen 18 Kanonen mit einer mächtigen Breitseite gegen die Karacken aus Gujarat. Die Vibrationen der Kanonen, die das 400-Tonnen-Schiff erschütterten, waren so heftig, dass es anfing, aus den Fugen zu gehen. Das Risiko zu sinken, löste schlagartig große Besorgnis aus – es hätte durchaus das Kriegsglück wenden können. Ihr Überleben wurde einem göttlichen Wunder zugeschrieben; das Werg in den Fugen quoll durch das Wasser auf, verstopfte so alle Lecks, so dass der Rumpf wieder dicht war und das Lenzen eingestellt werden konnte.

Während die Schlacht noch in vollem Gange war, fühlte sich Ayaz endlich doch berufen, dem Kommandeur der Fusten und kleinen Dhauen, dem einäugigen Sidi Ali, „dem Buckligen“, zu befehlen, den Portugiesen in den Rücken zu fallen. Aber die *Frol* war extra so aufgestellt worden, um diese Gefahr auszuschließen. Die Armada, die schnell in Kampfgeschwindigkeit

gerudert wurde, versuchte, an dem Flaggschiff vorbeizukommen, doch der Wind und die Strömung bremsten ihr Vorankommen, und als die Schiffe frontal vor der *Frol* auftauchten, gaben sie ein leichtes Ziel ab. Drei schwere Schüsse trafen sie, während sie vorüberruderten, zerschossen die Frontlinie, zersplitterten die Fahrzeuge und schleuderten Männer ins Wasser; in der dichten Formation brach Chaos aus. Die nachrückenden Schiffe konnten den Trümmern nicht ausweichen und stießen mit ihnen zusammen. Drei weitere Schüsse erfassten die ganze Gruppe. Der Angriff löste sich auf. Die hinteren Boote ruderten zurück und machten kehrt, um eine weitere Katastrophe zu vermeiden; ein paar tapferere Schiffe, die meinten, sie könnten vorbeirudern, bevor die Portugiesen erneut feuerten, ruderten weiter, aber die Geschwindigkeit, mit der die Kanoniere neu luden, überraschte sie. Hussains Plan war gescheitert.

Die Muslime hatten tapfer gekämpft, aber in Anbetracht des Mangels an ausgebildeten Kriegern, der Erfahrung der Portugiesen und der Feuerkraft ihrer Artillerie war der Ausgang unvermeidlich. Ein Schiff nach dem anderen wurde gekapert oder aufgegeben. Hussains Flaggschiff kapitulierte am Ende ebenfalls, nachdem sich Hussain bereits in einem kleinen Boot aus dem Staub gemacht hatte. Andere Schiffe, in denen die Soldaten zum Teil nicht schwimmen konnten, kappten die vorderen Ankertaue und versuchten, sich wieder ans Ufer zu hieven. Wiederum ließen die Portugiesen ihre kleinen Boote zu Wasser, um die im Wasser Treibenden zu erstechen und zu massakrieren, so dass „das Meer vom Blut der Toten rot war“.[10] Ein paar kleinen Dhauen aus Calicut gelang es, aufs Meer zu flüchten und mit der traurigen Nachricht die Küste entlangzusegeln; die größte Karacke aus Gujarat, ein Schiff mit zwei Decks und rund 600 Tonnen mit 400 Mann kämpfte den ganzen Tag weiter. Sie wurde so nahe an die Küste gezogen, dass die portugiesischen Schiffe sie nicht entern konnten, und ihr Rumpf war extrem robust. Ein nachhaltiges Bombardement der ganzen Flotte war nötig, um es zu versenken, so dass es auf dem Grund aufsetzte, während der Aufbau noch aus dem Wasser ragte. Die Besatzung flüchtete an Land.

Am Ende des Tages ging Almeida von Schiff zu Schiff, umarmte seine Kapitäne und erkundigte sich nach den Verwundeten. Am Morgen fand unter Trompetenstößen eine feierliche Versammlung auf dem Flaggschiff statt, anschließend eine Bilanz der Verluste. Die Zahlen schwankten zwischen 30 und 100 Toten und vielleicht 300 Verwundeten – hauptsächlich durch

Holzsplitter und Pfeile –, doch der Sieg war vollkommen. Die ägyptische Flotte war vernichtet worden. Alle ihre Schiffe waren versenkt, erbeutet oder verbrannt. Abgesehen von Hussain und 22 Mann, die mit ihm geflohen waren, überlebten kaum Krieger, um die Geschichte zu erzählen. Laut portugiesischen Quellen waren 1300 Männer aus Gujarat gestorben, sowie eine unbekannte Zahl aus Calicut. Drei ihrer Karacken, darunter das Flaggschiff, wurden in die portugiesische Flotte eingegliedert, dazu zwei Galeeren und 600 Geschütze. Die Schlacht hatte verheerende Folgen.

Am Morgen tauchte ferner eine kleine Fuste mit einer weißen Fahne auf. Ayaz spielte seine Karten bis zuletzt sehr behutsam aus. Er gab prompt die portugiesischen Gefangenen zurück, die er seit Chaul so fürsorglich durchgefüttert hatte. Alle waren herrlich in Seide gekleidet und mit Börsen voller Gold ausgestattet. Er bot die bedingungslose Kapitulation von Diu an und seine Bereitschaft, sich der Lehnsherrschaft des Königs von Portugal zu unterstellen und schickte darüber hinaus der Flotte reichlich Lebensmittel.

Almeida wollte Diu nicht erobern, weil er es für unmöglich hielt, die Stadt mit den vorhandenen Kräften zu verteidigen. Er verlangte von den muslimischen Kaufleuten, welche die Flotte in Diu unterstützt hatten, eine beträchtliche Entschädigung, die er auch bekam, und schreckliche Rache. Seit Lourenços Tod hatte der Vizekönig jedes Maß verloren; sein Ruf wurde durch gnadenlose und sadistische Vergeltungsmaßnahmen beschmutzt. Ayaz musste sämtliche Rumes, denen er in der Stadt Unterschlupf gewährte, eine Vielzahl grausamer Strafen unterziehen. Der Gouverneur willigte ohne zu zögern ein. Einigen wurden die Hände und Füße abgeschlagen, und sie wurden bei lebendigem Leib auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt; andere wurden vor die Mündungen von Kanonen gebunden und in Stücke geschossen oder in erbeuteten Schiffen angekettet, die anschließend versenkt wurden. Wieder andere wurden gezwungen, sich gegenseitig umzubringen. Die Stadttore wurden mit blutigen Rosenkränzen aus abgeschlagenen Körperteilen geschmückt, „weil durch diese Tore die Muslime, die seinen Sohn getötet hatten, ein und aus gegangen waren“.[11] Manche ließ Almeida auf den Schiffen am Leben. Der Zorn der Franken sollte noch lange Zeit in Erinnerung bleiben. Die islamische Welt nahm ihn mit stoischer Trauer auf: „Diese verfluchten Eindringlinge segelten siegreich davon, da Gott in seinem allerhöchsten Ratschluss es so gewollt hatte, und sein Wille unbestreitbar ist

und gegen ihn nichts bestehen kann.“[12]

Almeida segelte auf dem gleichen Weg, den er gekommen war, zurück nach Cochin und verbreitete wiederum Angst und Schrecken an der Küste. Über die Seehäfen, an denen sie vorüberkamen, ließ er Salven aus Köpfen und Händen regnen; bei Cannanore wurden Gefangene von den Seeleuten gelyncht und an den Masten aufgehängt; noch mehr Leichen schmückten die Rahen, als er unter Trompetenstößen triumphierend nach Cochin zurückkehrte. Die königlichen Standarten des Sultans der Mamluken wurden nach Portugal geschickt und im Konvent des Christusordens bei Tomar aufgehängt. Wenn auch der Ausgang der Schlacht von Diu vermutlich unvermeidlich gewesen war, so hatte sie doch tiefgreifende Konsequenzen. Sie zerstörte ein für alle Mal die Glaubwürdigkeit der Mamluken und alle muslimischen Hoffnungen, dass die Portugiesen aus dem Meer wieder vertrieben werden konnten. Die Franken waren eindeutig in den Indischen Ozean gekommen, um zu bleiben.

Als Almeida zur Feier seines Sieges in Cochin an Land ging, erwartete Albuquerque ihn am Ufer. Er wollte ihm applaudieren und Anspruch auf sein Kommando erheben. Almeida ging einfach an ihm vorbei. Er lehnte es ab, seinen Posten abzugeben, und verwies darauf, dass es zu spät sei, um dieses Jahr noch nach Portugal zu fahren, und dass der König ihm befohlen habe, bis zu seiner Abreise zu regieren. Dahinter verbarg sich ein erbitterter Grabenkampf um die Meuterer von Hormus und den Ruf Albuquerques. Gegen Albuquerque wurde der Vorwurf erhoben, er sei weder geistig, noch moralisch in der Lage zu regieren. „Meiner Meinung nach“, sagte einer seiner Gegner aus, „ist Indien jetzt durch Afonso de Albuquerque in größerer Gefahr, als es jemals durch die Türken war!“[13] Männer drohten gar, Indien eher zu verlassen, als unter ihm zu dienen; wegen Misswirtschaft wurde Anklage gegen ihn erhoben. Im September verbannte ihn Almeida aus der Stadt; ein Kriegselefant zerstörte sein Haus, und das Schiff, das ihn nach Cannanore brachte, war so wurmstichig, dass Albuquerque meinte, sie wollten ihn umbringen. In Cannanore wurde er de facto ins Gefängnis gesteckt, auch wenn die dortige portugiesische Verwaltung Mitgefühl mit seiner Sache hatte. Allem Anschein nach hat Albuquerque seine Lage mit großer Geduld ertragen; so rasch er im Zorn aufbrauste, so schnell verzieh er auch. Als João de Nova, der Mann, dessen Bart er verunstaltet hatte und der desertiert war, im selben Jahr in Armut starb, zahlte Albuquerque die

Bestattungskosten.

Die missliche Situation wurde erst aufgelöst, als die jährliche Gewürzflotte im November in Cannanore eintraf. Sie wurde befehligt von dem jungen, ziemlich aufgeblasenen Dom Fernando Coutinho, Marschall von Portugal, ausgestattet mit der Autorität des Königs. Er nahm Albuquerque mit nach Cochin und verlangte die Übergabe der Machtbefugnisse. Albuquerque trat zum Entsetzen vieler seiner Untergebenen endlich das Amt des Gouverneurs von Indien an. Am nächsten Tag reiste Almeida für immer aus Indien ab, um sich dem Groll des Königs in Lissabon zu stellen.

Eine Wahrsagerin hatte vorausgesagt, dass Almeida das Kap nicht lebend passieren werde; deshalb verbrachte er die Tage damit, seinen letzten Willen niederzuschreiben. Er hinterließ den Häftlingen milde Gaben, dem König einen großen Diamanten, seinen Dienern Geld, und seinen Sklaven schenkte er die Freiheit. Im März 1510 umrundete sein Schiff ohne Zwischenfall das Kap, dann liefen sie die Tafelbucht an, um Holz, Wasser und Vorräte an Bord zu nehmen. Dort wurde er in einem sinnlosen Gefecht mit den Khoikhoi getötet. Mutmaßlicher Auslöser war der Versuch seiner Männer, Rinder zu stehlen oder gar Kinder zu entführen. Die Portugiesen wurden offenbar überrumpelt. An jenem Tag starben 50 Männer, darunter ein Dutzend Kapitäne und hohe Adlige, fast ebenso viele waren bei der Schlacht von Diu umgekommen.

Almeidas Grabinschrift wurde dem Vernehmen nach in einer Kirche in Portugal angebracht:

Hier ruht
Dom Francisco de Almeida,
Vizekönig von Indien,
der nie gelogen hat noch geflohen war.[14]

Almeidas sterbliche Überreste lagen jedoch in einem behelfsmäßigen Grab, bestattet an der afrikanischen Küste.

Teil drei

Eroberung:
Der Löwe des Meeres

1510–1520





16

Die Türen des Samorin

Januar 1510

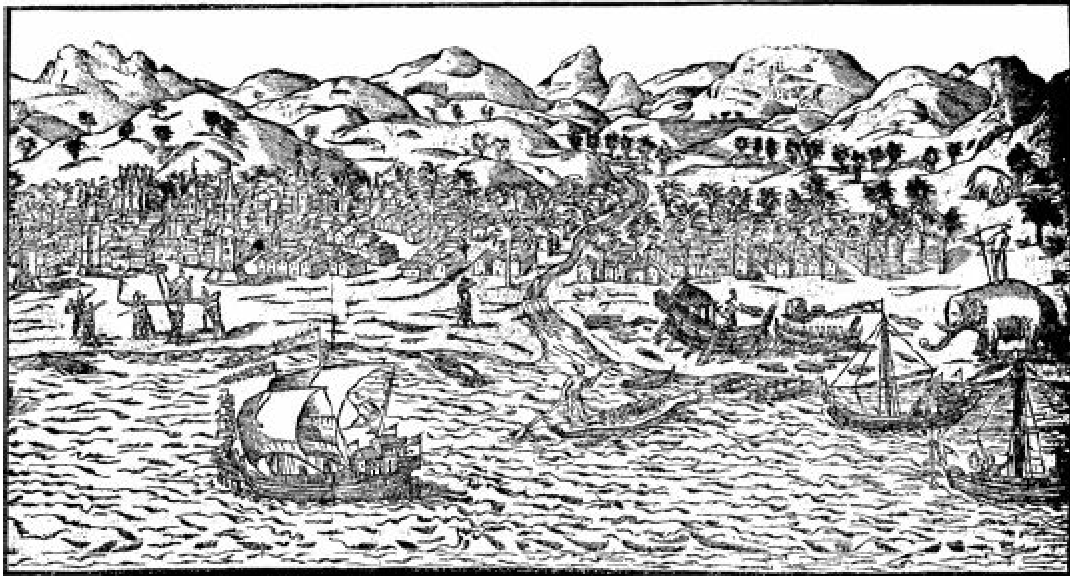
Wenn Albuquerque meinte, die Abreise Almeidas würde ihm endlich freie Hand bei der Ausübung seiner Pflichten als Gouverneur Indiens verschaffen, so irrte er sich. Dom Fernando Coutinho mochte ein Verwandter sein, aber er war auch ein Marschall Portugals, der höchste Regierungsvertreter, der bislang Indien einen Besuch abstattete. Am königlichen Hof war er eine wichtige Person und stand dort in hoher Gunst. Er legte jetzt Albuquerque strikte Befehle des Königs vor, insbesondere Calicut zu zerstören, das immer noch ein Stachel im Fleisch der Portugiesen und ein ständiger Störenfried für den königlichen Stolz war. Coutinho war mit einer großen Flotte und der Vollmacht gekommen, unabhängig vom Gouverneur zu handeln, der aufgefordert wurde, ihn zu unterstützen.

Es sollte Coutinhos großer Auftritt werden. Der Marschall war jung, eigensinnig, unzugänglich für Ratschläge, ruhmsüchtig und ein wenig korpulent. Er hatte versprochen, zum König mit einem Souvenir der Mission zurückzukehren, die man ihm aufgetragen hatte. Über dem Strand von Calicut hatte der Samorin einen hübsch verzierten Pavillon namens Cerame, der aus „kunstvoll geschnitztem Holz gebaut“ war und in den er sich begab, um die angenehme Meeresbrise zu genießen. Außerdem war er mit wunderschönen Türen versehen, die mit den Bildern von „Tieren und Vögeln auf Platten aus Silber und Gold“ geschmückt waren.[1] Dieses exotische Objekt der Begierde, über das am portugiesischen Hof viel geredet wurde, sollte die Trophäe der Heldentat sein, die Coutinho vollbringen würde. Er war sozusagen ein Tourist im militärischen Gewand. Er würde dem alten Indien zeigen, wie man das Problem Calicut auf einen Schlag aus der Welt schaffte.

Manches sprach für die Annahme, dass dies ein günstiger Moment war. Spitzel aus Cochin teilten dem Marschall mit, dass der Samorin krank sei und sich außerhalb der Stadt aufhalte; die anwesenden Handelsschiffe, die man vor der Abreise nach Arabien auf den Strand gezogen hatte, waren verwundbar. Ihre Zerstörung würde die Steuereinnahmen des Samorin empfindlich treffen – seine einzige Einnahmequelle. In der Sitzung des Kriegsrats, als der Plan besprochen wurde, war Albuquerque noch nicht überzeugt. In seinem Innern war er ein Gegner gemeinsamer Operationen. Nach seiner Einschätzung war es sehr zum Vorteil für den portugiesischen Pfefferhandel, wenn Calicut mit Cochin im Frieden war, so wie momentan; und er wusste besser über die taktischen Schwierigkeiten eines Überfalls Bescheid als der Marschall. Calicut hatte keinen eigenen Hafen, und der Strand davor war ein heikler Landeplatz. Die Strömung verlief entlang der Küste, und der Seegang konnte sehr ruppig sein. Coutinho ermahnte ihn scharf, dass „der Kriegsrat nicht gegen die Befehle des Königs handeln dürfe. Es gehe lediglich darum zu entscheiden, wie der Angriff organisiert werden sollte. Er [der Rat] habe keinen anderen Zweck“.[2] Dann gab er einen Aufruf an alle anwesenden Kapitäne von sich, der ebenso gut für die herausragenden Augenblicke des portugiesischen Wagemuts wie auch für seine katastrophalsten militärischen Fehleinschätzungen stehen konnte, nämlich: „Das Beste auf der ganzen Welt, nach der Liebe Gottes, war die Ehre.“[3] „Ehre“, ein Wort, das in all den Jahrzehnten der portugiesischen Eroberung, des Widerstands und der Niederlage immer wieder erklang. Albuquerque wurde überstimmt.

Bei militärischen Operationen entlang der Malabar-Küste war das Überraschungselement so gut wie ausgeschlossen. Der Samorin bekam von der großen Flotte in Cochin rasch Wind und ahnte schon, welches Ziel sie verfolgte. Er schickte einen Gesandten, um einen Frieden zu so guten Bedingungen wie nur möglich auszuhandeln. Sosehr diese Offerte auch Albuquerque gefallen mochte, und er hatte guten Grund, diesem speziellen Besucher zu trauen, musste auch er offen zugeben, dass der Mann schlicht zu spät gekommen war. Der Gesandte hatte zu große Angst, um mit den schlechten Neuigkeiten nach Calicut zurückzukehren. Er beschloss, bei den Portugiesen zu bleiben. Am letzten Tag des Jahres 1509 lief die Flotte aus: rund 20 Schiffe und 1600 Mann sowie 20 kleine Boote aus Cochin mit Seeleuten an Bord, die sich mit den Meeresströmungen vor Calicut

auskannten, um bei der Landung zu helfen.



Calicut vom Meer aus, im Hintergrund die Westghats

Am Abend des 2. Januar 1510 schaukelte die Flotte vor dem Strand von Calicut. Die Stadt lag vor ihnen, ein langes Band aus Sand, besetzt mit den Strohhütten der Fischer; dahinter Geschäfte und Lagerhäuser, dann weiß getünchte Kaufmannshäuser unter Palmen, edle Häuser aus Holz und Stein, Minarette und die Dächer von hinduistischen Tempeln. Calicut erstreckte sich über eine weite Fläche und hatte keine sichtbaren Verteidigungsanlagen. Es war ein Labyrinth enger Gassen zwischen hohen Mauern, die sich auf dem ansteigenden Gelände bis zu den Füßen der Ghats schlängelten, wo der Palast des Samorin lag, knapp fünf Kilometer vom Meer entfernt.

Die Eindringlinge kamen nicht unerwartet. In seiner Abwesenheit hatte der König einen Regenten ernannt, der sämtliche Nayare, die ihm zur Verfügung standen, versammelt hatte sowie alle Bogenschützen und alles, was er an Artillerie hatte. Der Pavillon, die ersehnte Trophäe des Marschalls, die einen Bogenschuss vom Wasser entfernt an einem herausragenden Punkt lag, war mit Barrikaden und einer Reihe Bombarden befestigt worden, und bewaffnete Männer hatte man in den Häusern dahinter postiert. Sie waren bereit, ihn zu verteidigen.

In der Kabine des Marschalls trafen sich die Kapitäne, um den Angriff zu planen. Sie würden in zwei Gruppen an Land gehen: Albuquerques „Indien“-

Männer südlich des Cerame, Coutinhos „Portugal“-Streitkraft nördlich von ihm. Anschließend wollten sie den Pavillon in einer Zangenbewegung angreifen. Jedes Kontingent sollte von seinem Befehlshaber angeführt werden, der die Ehre hatte, als Erster mit dem Banner das Ufer zu betreten, vor den übrigen Männern. Die Türen sollten auf keinen Fall angerührt werden, weil sie für König Manuel bestimmt waren. Dann würden sie die Stadttore einnehmen und über Calicut herfallen.

Die ganze Nacht hindurch warteten die Truppen. Sie schärften ihre Waffen, erhielten von den Priestern eine Generalabsolution und empfahlen ihre Seelen Gott. Neben diesen vorbereitenden Ritualen auf die Schlacht herrschte eine verbreitete sehnsüchtige Erwartung. Die Stadt galt als sagenhaft reich, und die Aussicht auf leichte Beute regte den Appetit an. Zwei Stunden vor Tagesanbruch zündete Coutinho auf seinem Schiff das Signalfeuer; die Männer stiegen in die Ruderboote und wurden an Land gerudert. Ein heller Mond beleuchtete die Konturen des Geländes vor ihnen: die Häuser unter den Palmen, die Kupferdächer der Tempel und die spitzen Minarette der Moscheen. Albuquerques Streitmacht mit rund 600 Mann landete in der Nähe des Cerame und stellte sich in guter Ordnung auf. Sie rückten gegen das Ziel vor. Die Männer des Marschalls hingegen wurden von der Strömung an der Küste abgetrieben und fanden sich ein ganzes Stück entfernt wieder.

Albuquerque sollte eigentlich auf Coutinho warten, aber seine beutegierigen Männer ließen sich nicht länger zurückhalten. Die Disziplin drohte zusammenzubrechen. Statt ein völliges Chaos zu riskieren, gab Albuquerque den Befehl, die Trompeten zu blasen, und schrie den Schlachtruf: „Santiago!“ als Zeichen für den Angriff. Die Nayare stürmten unter lautem Geschrei aus den Häusern in der Nähe des Cerame, und es kam zu einem heftigen Kampf. Von dem günstigen Punkt über dem Strand aus eröffnete die Kanone mit einem ohrenbetäubenden Brüllen das Feuer, aber die unerfahrenen Kanoniere schossen zu hoch. Unermüdlich drängten die Portugiesen mit ihren Piken vor; sie stürmten die Barrikaden und töteten eine ganze Reihe Männer. Der Rest machte kehrt und flüchtete wieder zwischen die Häuser. Unterdessen lösten portugiesische Soldaten die berühmten Türen mit Äxten aus dem Rahmen. Sie wurden zum Strand getragen und in ein Schiff geladen. Um die Männer davon abzuhalten, vor dem Marschall in die Stadt einzudringen und um unerwarteten Gegenangriffen vorzubeugen, stellte

Albuquerque eine Wache am Eingang zu den Straßen auf.

Der Marschall kam langsam am Strand entlang vorwärts. Er hörte die Rufe und den Kanonendonner und sah Flammen aus brennenden Häusern aufsteigen. Als er ankam, waren die Türen weg. Coutinho war außer sich vor Wut. Er wollte nur glauben, dass Albuquerque ihm seinen rechtmäßigen Triumph gestohlen und sich den Ruhm angemaßt hatte. Albuquerque versuchte, ihn mit beruhigenden Worten, die von Ruhm und Ehre handelten, zu besänftigen: „Ihr habt als erster Kapitän Männer an Land gesetzt und die Stadt Calicut betreten, und Ihr habt errungen, was Ihr angestrebt habt: die Türen des Cerame sind inzwischen an Bord.“[4]

Das hatte jedoch keine andere Wirkung, als Coutinho zu einem Wutanfall zu reizen. „Was soll das heißen, Afonso de Albuquerque?“, gab er zurück. „Eure Worte sind nichts als heiße Luft …“[5] Und weiter: „Das ist Eure Ehre … Ich will davon nichts. Ich würde mich schämen, gegen nackte kleine Wilde zu kämpfen, die wie Ziegen davonrennen.“[6] Einer Laune gehorchend, gab er Befehl, die berühmten Türen ins Meer zu werfen. Dann nahm der Marschall seinen Helm ab, reichte ihn zusammen mit seinem Schild und dem Speer seinem Knappen und verlangte von diesem einen roten Hut und einen Stab. Er rief den Dolmetscher Gaspar de Almeida zu sich und befahl ihm, ihn zum Palast des Königs zu führen, von dem er in einem ehrenvolleren Akt andere Türen nehmen wollte als jene, die man ihm am Strand gestohlen hatte. Und „der König, mein Herr, wird wissen, dass ich mit einem Stab in der Hand und einem Hut auf dem Kopf zu den Häusern des Königs gegangen bin … in diesem so hochberühmten Calicut, in dem es nichts als kleine schwarze Männer gibt“.[7]

Der Chronist Gaspar Correia schilderte Albuquerque, wie dieser sich auf seinen Speer lehnte, den Schild am Boden an seiner Seite, umgeben von Kriegern, und versuchte, den Marschall zur Vernunft zu bringen. Er war inzwischen alarmiert. Die Truppen waren müde, und der aufgebrachte Coutinho hatte keine Ahnung, was er da vorgeschlagen hatte.

Möge der Herr Euch beistehen. Ich muss Euch sagen, dass Ihr, wenn Ihr diese Straße nehmt [durch] diese kleinen nackten Schwarzen, die wie Ziegen davonrennen, sehr beeindruckende Kaufleute antreffen werdet, deren Waren Euch teuer zu stehen kommen werden. Ich flehe Euch um Himmels Willen an, geht nicht diesen Weg … von hier bis zu den Häusern des Königs ist es weit, die Straßen sind schlecht, die Männer können nur im Gänsemarsch gehen, Ihr werdet Euch in große Schwierigkeiten bringen, wenn Ihr dort eintrefft. Ihr werdet erschöpft ankommen und dort viele dieser

kleinen schwarzen Männer antreffen, hochmotiviert und gut bewaffnet. Ich sage Euch die Wahrheit. Ich flehe Euch von ganzem Herzen an, um Himmels Willen, geht nicht!

„Eben deswegen“, spottete der Marschall, „gehe ich. Kehrt zu den Schiffen zurück. Geht ruhig an Bord und freut Euch über Eure große Heldentat.“[8]

Er machte sich bereit loszumarschieren, mit einem Ritter, der eine Fahne trug, an der Spitze und mit Gaspar de Almeida als Führer. Eine *berço*, eine leichte Drehbasse wurde samt einem Vorrat an Pulver und Kugeln auf einem Karren mitgezogen. „Und die Männer, die nach allem gierten, was sie aus den Häusern des Königs plündern konnten, folgten dem Marschall.“ Albuquerque kehrte mit seinen eigenen Männern zum Ufer zurück und sagte: „Wir müssen uns bereithalten. Heute werden wir erfahren, was Gottes Wille ist. Viele von denen, die ihr gehen seht, werden nicht zurückkommen.“[9] Er ließ eine Wache bei den Ruderbooten am Strand und sorgte dafür, dass sie bereit waren, die Verwundeten an Bord zu bringen. Er nahm den Rest der Truppen mit – viele waren dem Marschall gefolgt – und verbrannte die auf den Strand gezogenen Dhauen und leichten Segelboote. Albuquerque machte sich auf das Schlimmste gefasst.

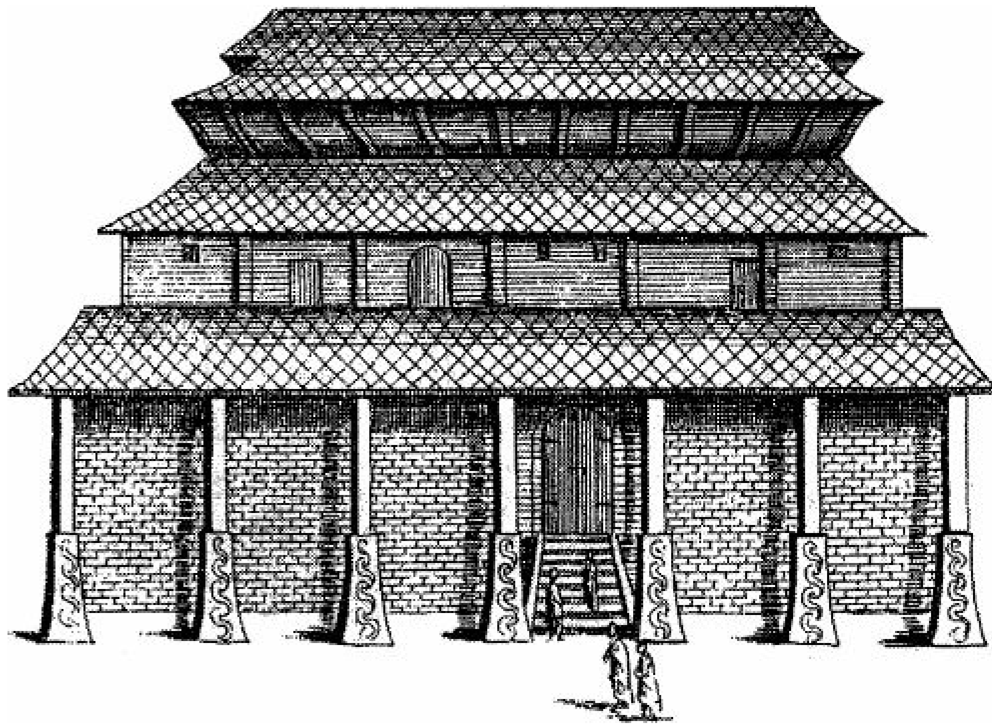
Der Marschall und seine 400 Mann marschierten nun direkt auf den Palast zu – eine Strecke von knapp fünf Kilometern. Sie mussten im Gänsemarsch durch schmale Gassen gehen, unter aufragenden Steinmauern mit Häusern darüber unter Palmen. Sie stießen auf keinen Widerstand. Die „kleinen schwarzen Männer“ flohen vor ihnen, sie schienen keine Lust auf einen Kampf zu haben. Während sie gingen, steckten die Männer des Marschalls die leeren Häuser in Brand. Der Wind, der von den Ghats blies, bauschte dicke Rauchwolken an ihrem Weg auf, so dass alle, die hinter ihnen kamen, von dem Qualm erstickt und von der Hitze der Brände zurückgetrieben wurden. In Kürze schien die ganze Stadt in Flammen. Viele machten kehrt. Albuquerque, der versuchte, ihnen mit seinem Kontingent wohlgeordnet zu folgen, kam kaum voran.

Der Marschall und seine Männer gingen weiter. Als sie einen großen Platz mit höheren Häusern erreichten, die dem Adel gehörten, stießen sie auf eine große Gruppe Nayare, voll bewaffnet und bereit, Widerstand zu leisten. Es entwickelte sich ein heftiges Gefecht. Der Platz wurde geräumt, aber die Fidalgos mussten manches Opfer bringen: „Lisuarte Pacheco fiel mit einem Pfeil in der Kehle, und António da Costa fiel enthauptet zu Boden.“[10] Viele

erlitten Pfeilwunden in den Beinen, die von keiner Rüstung geschützt waren. Manche kehrten um und stellten fest, dass der Weg zurück zu den Schiffen zunehmend versperrt war und der Tod von beiden Seiten lauerte. Unter den toten Hindus lag auch die Leiche des Regenten, der den Widerstand angeführt hatte.

Der Marschall stapfte weiter voran und erreichte die äußeren Tore des Königspalastes, wo seine Streitmacht erneut von einer beachtlichen Gruppe empfangen wurde, die einen Hagel aus Pfeilen abschoss. Nach einem heftigen Kampf wurden die Verteidiger in die Flucht geschlagen, und die Portugiesen drangen in das königliche Anwesen ein. Drinnen war „ein großer Hof, umgeben von vielen Pavillons mit reich verzierten Türen, beschlagen mit Platten aus behauenem Kupfer und Gold, und darüber große Balkone von ausgezeichneter Handwerkskunst“.[11]

Die Plünderung begann. Türschlösser wurden mit Äxten aufgebrochen. Im Innern kamen sich die Portugiesen wie Aladdin in der Höhle vor: Kisten voller edler Stoffe, durchwirkt mit Seide und Goldfäden, Velours und Brokat aus Arabien und hölzerne, mit Gold und Silber verzierte Schreine. Die Fidalgos befahlen ihren Dienern, private Verstecke aufzuhäufen, die sie in dem hektischen Wettplündern eifersüchtig bewachten. In Anbetracht der Chance, sich sagenhafte Reichtümer zu verschaffen, ließen sie jede Vorsicht fallen. Die Portugiesen ließen ihre Speere draußen, um aus dem Vollen schöpfen zu können. Hundert Mann waren unter einem gewissen Ruy Freire, „der auf einem Auge schielte“,[12] für die Wache abgestellt worden. Diese Männer, die eifersüchtig waren, weil man sie von der Plünderung ausgeschlossen hatte, führten ihre eigenen Streifzüge durch. Als die von den Plünderern zusammengetragenen Stapel unbeaufsichtigt auf dem Palastplatz blieben, schnappten sich Freire und 20 seiner Kameraden, was sie tragen konnten, und machten sich aus dem Staub, zurück zu den Schiffen. Zwei Stunden dauerte die Plünderung. Der Vormittag war bereits fortgeschritten. Es wurde allmählich heiß.



Der hölzerne Palast des Samorin

Die Plünderer bemerkten nicht, was auf sie zukam. Die Nachricht vom Tod des Regenten – zusammen mit drei Köpfen von Portugiesen – war eilends dem Samorin überbracht worden, der sich oberhalb der Stadt zurückgezogen hatte. Wutentbrannt forderte er Rache. Die Nayare formierten sich neu und kämpften sich den Weg in den Hof frei, vorbei an den Überresten der Wachabteilung. Der Goldrausch hatte die Plünderer jede Gefahr vergessen lassen. Nachdem sie eine Tür aufgebrochen hatten, fanden sie Truhen voller Goldmünzen vor, „die sie nach draußen zerrten, und jeder bewachte, so viel er konnte“.[13] In diesem Raum leuchtete eine zweite verlockende Tür, die von innen verschlossen war, vor Beschlägen aus Blattgold. Laut dem Dolmetscher Gaspar war dies die Schatzkammer des Königs. Ganz berauscht von der Vorstellung, was dahinter liegen mochte, warfen sich die Soldaten gegen die Tür. Sie gab jedoch nicht nach.

Draußen hatten sich mittlerweile 400 weitere Nayare versammelt, die der König ausgesandt hatte und die alle entschlossen waren, den Tod des Regenten zu rächen oder bei dem Versuch zu sterben. Die Pfeile schwirrten bereits dicht und schnell, als Albuquerque mit seiner Abteilung eintraf. Er machte einen Platz vor dem äußeren Tor frei und befahl seinem Sekretär

Gaspar Pereira, hineinzugehen und Coutinho die Gefährlichkeit seiner Lage vor Augen zu führen. Pereira versuchte, dem Marschall begreiflich zu machen: Da draußen waren bereits viele Feinde, und ihre Zahl wuchs von Minute zu Minute. Es war höchste Zeit zu gehen: „Er solle sich mit der Großtat zufriedengeben, die durchaus beachtlich sei … es fehle ihm an Männern, alle hätten sich mit ihrer Beute abgesetzt; sie hätten einen langen und schwierigen Weg vor sich; es sei bereits heiß und Mittag.“[14]

Coutinho war wie geblendet, besessen von der nicht nachgebenden Tür. Seine einzige Botschaft an Albuquerque lautete, dass er „ohne ihn gekommen sei und auch ohne ihn zurückkehren werde“. Albuquerque stellte Wachen am äußeren Tor auf, um zu verhindern, dass noch mehr Männer in eine tödliche Falle gelockt wurden. Er ging persönlich hinein und versuchte, den Marschall umzustimmen: „Im Namen des Königs fordern wir Euch auf zu gehen, wir dürfen keinen Moment länger hierbleiben. Wenn wir nicht gehen, sind wir alle tot. Der Weg, den Ihr gekommen seid, steht ganz in Flammen, und wir werden große Schwierigkeiten haben, den Schauplatz zu verlassen.“[15] Der Marschall war bis zuletzt hochtrabend. Widerwillig erklärte er sich bereit zu gehen, aber wie Lourenço in Chaul wollte er seinen persönlichen Mut beweisen, indem er als Letzter abzog, und er steckte den Palast in Brand, als er ging. Sie verließen den Ort, Albuquerque und seine Männer vorneweg, die den Weg frei machten, dann Coutinhos Männer, und zuletzt der Marschall persönlich, gefolgt von seiner Geschützmannschaft, die mit der Drehbasse feuerte. Eine Zeitlang hielt dies die Nayare davon ab, sie auf der Straße zu verfolgen.

Dann kamen sie wieder in die schmalen Gassen, allenfalls eine halbe Speerlänge breit. Die Nayare änderten ihre Angriffstaktik: Sie kletterten auf die Mauern und das höhere Gelände über den Gassen, bombardierten die Portugiesen mit Pfeilen, Steinen und Wurfspeeren und rollten Felsen und Äste auf die Straße, um ihnen den Weg zu versperren. Schon bald wurde es unmöglich, die Drehbasse über die Hindernisse zu zerren. Sie wurde zurückgelassen. Die nicht länger eingeschüchterten Hindus sprangen wieder auf die Straße, fielen über Nachzügler her und griffen sie mit deren eigenen Speeren an, die während der Plünderung vor dem Palasttor zurückgeblieben waren.

Der übergewichtige und erschöpfte Coutinho, der sich mit einem Schild verteidigte, wurde von einer Gruppe Fidalgos flankiert. Die Gassen lagen im

Schatten, aber der Tag war heiß, und in dem beengten Raum behinderten die Rüstungen sie eher. Ihre Gegner sprangen einfach zurück, um einem mühsamen Schwerthieb auszuweichen, machten dann wieder kehrt und setzten den sich zurückziehenden Männern zu, die notgedrungen im Gehen ihre lästigen Rüstungen ablegten. Als sich die Gasse zu einer breiten Straße weitete, verschlechterte sich ihre Lage noch mehr. Eine weitere Gruppe Krieger lag bereits auf der Lauer und hatte diesmal genügend Raum, um das Gefolge des Marschalls zu umzingeln. Coutinho selbst wandte sich um, weil er sich tapfer dem Ansturm stellen wollte, wurde aber von hinten getroffen. Die Ferse wurde ihm glatt abgeschlagen. Er stürzte zu Boden. Ein Triumphgeschrei ertönte von den Hindus. Die Leute um ihn versuchten, den schweren Mann wieder auf die Beine zu stellen, aber in ihrer beengten Lage war dies unmöglich. Sie führten ein heldenhaftes Rückzuggefecht: Vasco da Silva mit seinem Zweihänder und eine Reihe anderer gingen in einem Appell an die Ehre als Männer unter, „die allesamt heldenhafte Taten vollbrachten und die kämpften, bis sie die Arme nicht mehr heben konnten, und sie alle starben, und ihre Köpfe wurden zusammen mit der königlichen Flagge gehisst“.[16]

Albuquerque war dieser Nachhut einen Musketenschuss voraus und näher am Strand. Auch er geriet in immer größere Schwierigkeiten, hatte aber eine beachtliche Zahl Männer um sich geschart, die von den feindlichen Bogenschützen heftig unter Beschuss genommen wurden. Er wollte auf den Marschall warten, doch da kam die Nachricht, dass Coutinho im Kampf gefallen sei. Er machte kehrt, um ihm zu helfen, aber es meldeten sich kaum Freiwillige: „Niemand wollte zurückgehen.“[17] Unmittelbar danach rannten ihm Scharen von Männern entgegen, dicht gefolgt von Hindu-Kriegern, die triumphierend jubelten. Die Männer ließen einfach ihre Waffen fallen und strömten zum Strand, und überließen es Albuquerque und 40 oder 50 anderen Portugiesen, sich dem Gegner zu stellen und nach Möglichkeit eine verheerende Niederlage zu verhindern. Während Albuquerque unter dem anhaltenden Druck zurückwich, wurde er am linken Arm von einem Pfeil getroffen, der im Knochen stecken blieb; wenige Minuten danach wurde er wieder von einem Pfeil, der durch die Halsberge drang, am Hals getroffen. Dann erwischte eine Kugel ihn in der Brust. Er bat die Jungfrau von Guadalupe um Schutz, als er zu Boden ging. Viele riefen schon, er sei tot; die Männer um ihn gerieten in Panik. Die Nayare kamen näher.

Aber durch ein Wunder, wie Albuquerque später meinte, hatte der Schuss in die Brust ihn nicht getötet. Während die Mannschaften flüchteten, hoben ihn vier Männer auf einem Schild an und liefen zum Strand. Eine zweite Gruppe schloss hinter ihm die Reihen und verhinderte so eine völlige Katastrophe. Die Kommandeure am Strand fingen an, die Verwundeten auf die wartenden Schiffe zu bringen. Von den Ruderbooten aus feuerten sie die *berços* ab, um die Verfolger abzuschrecken und den durch die Straßen Flüchtenden Hoffnung zu machen, dass der Strand bereits nahe war. Später eröffneten auch die großen Kanonen der Schiffe das Feuer. In dem Eifer, bis zuletzt ihre kämpferischen Fähigkeiten zu beweisen, führten die beiden Fidalgos António de Noronha und Diogo Fernandes de Beja eine Schar von 300 Mann zurück in die Stadt. Sie stießen auf viele Männer und Frauen, die ihnen entgegenliefen, in dem Glauben, die Portugiesen seien bereits alle tot – und machten die Einheimischen erbarmungslos nieder. Einige von ihnen rannten auf der Flucht zum Strand, was wiederum die Portugiesen, die darauf warteten, an Bord zu gehen, in Panik versetzte. In der Annahme, die Fliehenden hätten es auf sie abgesehen, stürzten sich viele, trotz der Rufe ihrer Kameraden, ins Meer und ertranken bei dem Versuch, die Schiffe zu erreichen.



Die Dämmerung brach an. Am Strand war keiner mehr außer den beiden Kapitänen, die bis zum Ende darum wetteiferten, wer als Letzter ging. Schließlich stiegen Diogo Fernandes und Dom António gleichzeitig ins Boot, um die kostbare Ehre zu wahren. Die Flotte blieb zwei Tage lang vor Calicut, um die Verwundeten zu pflegen; die Toten wurden über Bord geworfen. Albuquerque erholte sich allmählich und verfasste seine Berichte.

Beide Seiten hatten schwere Verluste erlitten. Die glorreiche Eskapade des Marschalls war die Portugiesen teuer zu stehen gekommen. Von 1800 Mann waren 300 tot, „von denen siebzig Adlige waren“ – die Chronisten achteten stets peinlich darauf, ihre Namen zu dokumentieren –, und 400 verwundet, „von denen viele starben oder auf Dauer verkrüppelt waren“.[18] Beispielhaft für das Schicksal jener, die den Palast plünderten, war das der rund 20 Männer mit Ruy Freire, dem schielenden Torwächter, der sich mit einem Teil des Beuteguts aus dem Staub gemacht hatte: „die alle starben, bis auf einen

einzigen Sklaven, der schwer verwundet die Boote erreichte, um die Nachricht weiterzusagen, was mit dem Marschall passiert war“.[19] Ungewiss ist unter anderem das Schicksal Gaspar de Almeidas. Der konvertierte jüdische Dolmetscher, der zuerst Vasco da Gama getroffen und Manuel so viele Informationen über den Indischen Ozean geliefert hatte, ist möglicherweise an jenem Tag umgekommen; später wird er in den Quellen nicht mehr erwähnt. Die Verluste für Calicut waren noch schmerzlicher. Der Samorin hatte zwar den Kopf und das Banner des Marschalls, aber das war ein schwacher Trost für die Zahl der Todesopfer und die Zerstörung der Stadt und des Königspalastes durch die Flammen – und für den Verlust der Handelsflotte, von der seine Steuereinnahmen abhingen. Er hatte Angst vor den möglichen Konsequenzen. Er sorgte für ein ehrenvolles Begräbnis für den Marschall, samt einem gravierten Grabstein und dem Banner darüber. Das war eine Absicherung gegen die unweigerliche Rache der Portugiesen. Was Albuquerque anging, so konnte er seinen linken Arm nie wieder voll gebrauchen, aber er wusste das Wunder zu schätzen, dass er überlebt hatte. Die Kugel, die ihn gefällt hatte, wurde von einem Diener entfernt und mit einer Geldsumme an den Schrein Unserer lieben Frau von Guadalupe in der Algarve geschickt. Die Kugel wurde vor ihr Abbild gelegt, und mit dem Geld wurde eine Lampe bezahlt, die „für immer dort brennen mochte“.[20]

Die ganze Aktion hatte zumindest ein Gutes für den Gouverneur. Er erbte alle Schiffe des Marschalls bis auf drei, die nach Portugal zurückkehrten. Damit stand ihm jetzt eine beachtliche Flotte zur Verfügung, die er nach seinen Wünschen einsetzen konnte – und er hatte auch bereits konkrete Pläne. Am nächsten Tag berichtete er dem König über alles, was passiert war, aber kein Wort über das Fiasko in Calicut. Die Männer, die nach Portugal zurückkehrten, konnten das erklären. Sein Schweigen sagte schon alles. Calicut selbst blieb ein Problem, das noch gelöst werden musste. Drei Jahre später sollte er eine Lösung für den Samorin finden; sie war viel einfacher und fast ohne Blutvergießen, dafür auch ohne Ruhm und Ehre. Unterdessen dachte er darüber nach, welche Lehren man aus dem verheerenden Zusammenbruch der Disziplin ziehen musste, durch den die individuelle Tapferkeit Vorrang vor der strategischen Organisation der Truppe bekam, und daraus, dass die Gier nach Beute, als Entschädigung für die ständig verspätete Auszahlung des Soldes, imstande war, ein Heer zu einem wilden Haufen zu degradieren, der jederzeit die Nerven verlieren und davonrennen

konnte.



17

„Was die Portugiesen einmal haben, geben sie nie wieder her“

Januar – Juni 1510

Niemand weiß genau, wann oder warum Albuquerque beschloss, Goa anzugreifen, aber nur wenige Wochen nach dem Massaker in Calicut heckte er einen Plan aus, der einen großangelegten Feldzug der Portugiesen starten sollte: ununterbrochene Eroberungen über einen Zeitraum von fast drei Jahren, welche die Machtverhältnisse im Indischen Ozean von Grund auf ändern sollten.

Er war schwer verwundet nach Cochin zurückgekehrt. Ein Chronist behauptete gar, im Januar 1510 hätten die Ärzte um sein Leben gebangt. Wenn das zutrifft, so war seine Genesung außergewöhnlich. Albuquerque war ein ruheloser Mensch, angetrieben von dem Traum Manuels, den Islam zu vernichten, als wüsste er, dass die Zeit knapp war. Er sah, wie rasch Indien die Menschen verbrauchte: Das kräftezehrende Klima, die veränderte Ernährung, die wiederkehrenden Anfälle von Ruhr und Malaria forderten allesamt ihren Tribut. „Die Kalfaterer und Zimmerleute sind“, schrieb er dem König, „was ihren Umgang mit den einheimischen Frauen und die Arbeit in diesem heißen Klima angeht, binnen einem Jahr keine Männer mehr“.[1] Er trat seine Pflichten als Gouverneur mit großem Eifer an, ließ die Flotte für einen neuen Feldzug überholen, organisierte Vorräte und bekämpfte, wo immer er sie sah, Nachlässigkeiten bei der Erfüllung der Amtspflichten – und schrieb. Während Almeida sich in seinen Berichten an den König auf das Nötigste beschränkt hatte, war Albuquerque ausschweifend. Er war zu dem Schluss gelangt, dass der chronisch unsichere Manuel alles wissen wollte – und der egozentrische Albuquerque wollte alles rechtfertigen. „Es gibt

nichts“, schrieb er seinem Monarchen, „in Indien oder in mir selbst, das ich Euch nicht berichte, außer meinen eigenen Sünden“.[2] Im Laufe der nächsten fünf Jahre lieferte er Manuel eine Flut an Details, Erklärungen, Rechtfertigungen und Empfehlungen zu allen Geschehnissen in Indien, Hunderttausende von Wörtern, die er einem Team aus leidgeprüften Schreibern Tag und Nacht diktierte. Sie notierten seine Worte beim Reiten, am Tisch, auf Deck eines Schiffes, in den frühen Morgenstunden. Briefe, Befehle, Gesuche wurden auf dem Knie unterschrieben und in mehreren Ausfertigungen verschickt; sie waren in einer aufreibenden Eile und in einem impulsiven Stil verfasst, ruhelos und eindringlich, mit plötzlichen Wechseln des Themas, und durchdrungen von einem leidenschaftlichen Selbstwertgefühl.

Einer dieser bedauernswerten Schreiber, Gaspar Correia, schrieb sich nicht nur die Finger wund, als er diese Briefe kopierte, sondern hatte auf unerfindliche Weise noch Zeit, seine eigene umfassende und außerordentlich anschauliche Chronik dieses Wirbelwinds in Aktion zu verfassen. Albuquerque kümmerte sich allem Anschein nach um alles. Seiner Fähigkeit, große geostrategische Initiativen zu entwerfen, entsprach eine unermüdliche Liebe zum Detail. Zur gleichen Zeit, als er an den Raja von Vijayanagar Gesandte schickte, erkundigte er sich nach dem Fuß eines verwundeten Elefanten, dachte darüber nach, die Schalen von Kokosnüssen als Verpackungsmaterial zu verwenden, organisierte Geschenke für loyale Machthaber und beaufsichtigte das Beladen der Schiffe und die Einrichtungen für Verwundete. Er war sich dessen bewusst, dass die Portugiesen zwar die Herren des Meeres sein mochten, aber an der indischen Küste nur in Cannanore und Cochin Grundstücke besaßen. Er hatte noch einige persönliche Rechnungen zu begleichen – in Calicut und Hormus – und imperiale Dekrete zu erfüllen. Die Liste der Ziele, die Almeida nicht erreicht hatte, war lang: die Zerstörung Calicuts, die Einnahme von Hormus, Blockade des Roten Meeres, Kontrolle über Malakka, die südlichste Drehscheibe des Gewürzhandels, und die Erkundung der dahinterliegenden Meere. Hinter all dem stand, verborgen vor so gut wie allen bis auf einen engen Kreis des königlichen Hofes, Manuels letzte Eroberung: die Vernichtung der Mamluken in Ägypten und die Rückeroberung Jerusalems.

Da Manuel chronische Angst hatte, die Macht einem einzigen Mann anzuvertrauen, hatte er beschlossen, drei autonome Regierungen im

Indischen Ozean zu schaffen. Formell hatte Albuquerque nur die Vollmacht, im zentralen Abschnitt zu agieren, an der Westküste Indiens von Gujarat bis Ceylon. Die Küsten Afrikas, das Rote Meer und der Persische Golf waren die Domäne von Duarte de Lemos. Jenseits von Ceylon war Diogo Lopes de Sequeira für Malakka und den noch ferneren Osten zuständig. Die Aufteilung der Kräfte war aus strategischer Sicht ungünstig, weil keiner der anderen beiden Befehlshaber über ausreichend Schiffe für erfolgreiche Aktionen verfügte. Albuquerque erkannte nicht nur die Sinnlosigkeit dieser Aufteilung, er war auch überzeugt, dass kein anderer so fähig wie er selbst war. Im Laufe der Zeit fand er Möglichkeiten, die Schiffe der anderen Kommandeure zu bekommen und sie in ein vereinigtes Kommando einzugliedern – ohne das königliche Plazet. Das hatte einen effektiven Einsatz der militärischen Ressourcen zur Folge; es machte ihm aber auch Feinde, sowohl in Indien als auch am Hof, die seine Methoden hintertrieben und seine Absichten vor dem König schlechtmachten.

Genauso unbeliebt war das Thema der militärischen Organisation. Das Massaker in Calicut hatte die Mängel der portugiesischen Kampfweise aufgezeigt. Der militärische Kodex der Fidalgos stufte heldenhafte Einzeltaten höher ein als geschickte Taktik und das Erobern von Beute und Prisen höher als das Erreichen strategischer Ziele. Soldaten waren durch persönliche und wirtschaftliche Loyalitäten eher ihren adligen Herren verpflichtet als dem Oberbefehlshaber. Siege wurden durch Akte individueller Tapferkeit errungen, nicht durch rationale Planung. Die Portugiesen kämpften mit einer Grausamkeit, welche die Völker des Indischen Ozeans verblüffte, aber ihre Methoden waren mittelalterlich und chaotisch, und nicht selten selbstmörderisch. So hatte Lourenço de Almeida es abgelehnt, die ägyptische Flotte bei Chaul in Grund und Boden zu schießen, und Coutinho hatte versucht, mit einem Stab und einem Hut nach Calicut einzumarschieren. Die Ruhmeshymnen der Fidalgos, die bis zum letzten Mann untergingen, füllten die Seiten der Chroniken. Allerdings lag auch auf der Hand, dass die undisziplinierten Mannschaften zusammenbrechen konnten, wenn sie unter Druck gerieten, und das obwohl Feigheit der ultimative Makel auf dem Namen eines Fidalgos war und schon die leiseste Andeutung, man gehe einem Kampf aus dem Weg, einen Mann wie Lourenço letztlich das Leben gekostet hatte.

Albuquerque war mit Sicherheit von Manuels messianischen Ideen eines

mittelalterlichen Kreuzzuges fasziniert, aber wie der König selbst war er sich auch der militärischen Revolution bewusst, die damals ganz Europa erfasste. In den Kriegen Italiens im späten 15. Jahrhundert hatten Haufen professioneller, schweizerischer Söldner, die darauf gedrillt waren, als organisierte Gruppen zu marschieren und zu kämpfen, die Taktiken auf dem Schlachtfeld revolutioniert. Überaus bewegliche Kolonnen ausgebildeter Männer, die mit Piken und Hellebarden bewaffnet waren, hatten ihre Gegner in engen Formationen wie eine Dampfwalze überrollt. Albuquerque schickte sich mit der Energie eines Fanatikers an, das Heer neu zu organisieren und die Männer in der Taktik und Disziplin der neuen Kriegführung zu schulen. In Cochin stellte er die ersten ausgebildeten Haufen auf. Unmittelbar nach der Rückkehr aus Calicut bat er König Manuel in einem Brief um ein Korps aus Soldaten, die Erfahrung mit den Methoden der Schweizer hatten, und um Offiziere, um die Männer in Indien zu instruieren. Wie die Dinge lagen, ging er gleich noch einen Schritt weiter. Die Männer wurden formal in Korps unterteilt, ihnen wurde beigebracht, in der Formation zu marschieren und die Pike einzusetzen. Jedes „Schweizer“ Korps hatte eigene Korporale, Standartenträger, Pfeifer und Schreiber – und bekam einen monatlichen Sold. Um die Akzeptanz dieser neuen Regimentsstruktur zu steigern, schulterte Albuquerque oft selbst eine Pike und marschierte mit den Männern.

Einen Monat nach der Rückkehr aus Calicut segelte Albuquerque mit einer wiederbelebten Flotte an der indischen Küste wieder nach Norden: 23 Schiffe, 1600 portugiesische Soldaten und Seeleute, dazu 220 einheimische Männer aus Malabar und 3000 „Kampfsklaven“, die das Gepäck und Vorräte trugen und im Notfall auch im Kampf eingesetzt werden konnten. Das Ziel der Expedition war offenbar nicht genau definiert. Es gab Gerüchte, dass der Sultan der Mamluken in Suez eine neue Flotte vorbereite, um die vernichtende Niederlage bei Diu zu rächen. Aber Albuquerque ließ sich nicht in die Karten schauen. Als sie am 13. Februar am Monte Deli vor Anker gingen, erklärte er seinen Kommandeuren, dass er Briefe vom König mit der Anweisung habe, nach Hormus zu segeln; er erwähnte auch die Meldung von der Gefahr im Roten Meer– und ließ nebenbei den Namen Goa als Ziel fallen, eine Stadt, die bislang in den portugiesischen Plänen überhaupt nicht aufgetaucht war. Vier Tage danach waren sie, zur Verblüffung so gut wie aller Beteiligter, im Begriff, sie zu erobern.



Goa zur Zeit Albuquerques

In der Zwischenzeit hatte Timoji, der hinduistische Pirat, der einst Vasco da Gama das Leben schwergemacht hatte, der Flotte einen Besuch abgestattet. Der ein wenig zwielichtige Timoji hatte sich unter Almeida auf die Seite der Europäer gestellt, und er kam jetzt mit einem Vorschlag zu Albuquerque. Ungeachtet der scheinbaren Zufälligkeit der Begegnung war es vermutlich ein abgekartetes Spiel: Gesandte Timojis hatten Albuquerque schon im Januar besucht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die beiden Männer dieses Treffen heimlich im Voraus vorbereitet. Timoji kam mit einer gut einstudierten Geschichte.

Die Stadt Goa, die auf einer fruchtbaren Insel zwischen zwei Flüssen lag, war der strategisch wichtigste Handelsposten an der Westküste Indiens. Sie lag an der Trennlinie zwischen zwei rivalisierenden Reichen, die um das Hinterland des südlichen Subkontinents stritten: im Norden das muslimische Königreich Bijapur, im Süden dessen Rivalen, die hinduistischen Rajas von Vijayanagar. Goa war zwischen diesen beiden Dynastien heftig umstritten. In den letzten 30 Jahren hatte die Stadt bereits dreimal den Besitzer gewechselt. Ihr besonderer Wert und ihr Reichtum stützten sich auf ihre Rolle im Pferdehandel. Aus Hormus importierte sie Tiere aus Persien und Arabien, die für beide Seiten in den Grenzkriegen unverzichtbar waren. Dem tropischen Klima hielten die Pferde nicht lange stand, und sie pflanzten sich hier auch schlecht fort. Deshalb mussten die Bestände unablässig erneuert werden. Goa hatte noch andere Vorzüge. Es verfügte über einen ausgezeichneten

Tiefwasserhafen, der gegen die Monsunwinde geschützt war. Die Region war außerordentlich fruchtbar, und die Insel, auf der die Stadt lag, Tiwadi oder Insel Goa, ermöglichte es, dass sämtliche ein- und ausgehenden Waren an Zollstellen effektiv besteuert wurden. Die Insellage ließ darüber hinaus vermuten, dass die Stadt leicht verteidigt werden konnte.

Timoji hatte dringende Gründe, warum die Portugiesen Goa ausgerechnet jetzt angreifen sollten. Während die Städte von Malabar muslimische Gemeinden hatten, aber von Hindus regiert wurden, wurden hier die mehrheitlichen Hindus von Muslimen regiert, die zudem nicht sonderlich beliebt waren. Die Hindus mussten hohe Steuern zahlen. Der Unmut wurde durch die Anwesenheit einer Bande von Rumes noch verschärft. Es handelte sich um Flüchtlinge aus der Schlacht von Diu, welche die einheimische Bevölkerung unterdrückten. Von größerer Bedeutung war für Albuquerque, dass diese Männer auf Rache sannen. Sie bauten Karacken nach portugiesischem Vorbild, vermutlich mit Hilfe der europäischen Abtrünnigen. Sie hatten den Mamluken Sultan um weitere Unterstützung gebeten. Im Grunde wurde Goa darauf vorbereitet, als Basis für einen muslimischen Gegenschlag im Krieg gegen die Franken zu dienen.

Timoji erklärte, jetzt sei der ideale Moment für den Angriff. Der Sultan von Bijapur sei vor Kurzem gestorben; sein junger Sohn Adil Schah schlage außerhalb der Stadt einen Aufstand nieder. Die auf der Insel zurückgelassene Garnison sei nicht sonderlich groß. Außerdem sei Bijapur durch fast unablässige Feindseligkeiten mit Vijayanagar abgelenkt. Innerhalb der Stadt werde es Unterstützung für eine portugiesische Machtübernahme geben. Das könne Timoji persönlich arrangieren. Er kannte die Stadt gut, ihre Topographie und Zugangsmöglichkeiten; und er hatte Beziehungen zu den Führern der Hindu-Gemeinde, die eine Befreiung von den Muslimen begrüßen würde. Welche Motive den Piraten wirklich antrieben, dürfte kaum zu erfahren sein, aber er hatte sich unlängst als treuer Bündnispartner erwiesen, und sein Netz aus Spitzeln reichte offensichtlich sehr weit. Albuquerque war geneigt, ihm zu glauben. Goa passte zu seiner persönlichen Vision eines indischen Reiches. Erst der Besitz von Territorium würde das Indien-Unternehmen absichern. Die strategische Lage der Stadt war ideal für die Kontrolle des Gewürzhandels, während ein Monopol auf den Pferdehandel es den Portugiesen ermöglichen würde, in dem komplexen politischen und militärischen Spiel in Südindien mitzumischen. Der Ort ließ

sich leicht verteidigen – und es gab keinen religiösen Streit mit den Hindus.

Die Einnahme von Goa war genauso einfach, wie Timoji angedeutet hatte – die Stadt zu halten, sollte sich jedoch als weit schwieriger erweisen. Der Pirat sammelte eine eigene Streitmacht von 2000 Mann, um die Operation zu unterstützen. Am 15. oder 16. Februar 1510 schickte Albuquerque Schiffe in die Mündung des Flusses Mandovi, um die Tiefe auszuloten. Die Wassertiefe reichte selbst für die größten Karacken aus. Eine Zangenbewegung von Land und See wurde vorbereitet. Timojis Männer eroberten und demontierten eine Artilleriestellung auf der landeinwärts gelegenen Seite. Albuquerques Neffe griff die entsprechende Batterie auf der Insel an der Flussmündung an. Nach einem kurzen, heftigen Gefecht brach die Verteidigung zusammen, und ihr Hauptmann zog sich in die Stadt zurück. Unterdessen war Timoji bereits in die Stadt geschlüpft. Zwei Repräsentanten der Stadt kamen der Armada entgegen und boten eine friedliche Übergabe an. Albuquerque schickte eine Botschaft an die Bevölkerung, in der er den Bewohnern vollständige religiöse Toleranz sowohl für die ansässigen Muslime als auch die Hindus anbot, dazu eine Senkung der Steuern. Seine einzige Bedingung war, dass die Rumes und Adil Schahs Söldnergarnison vertrieben wurden. Daraufhin flüchteten die Genannten Hals über Kopf aus der Stadt.

Am 1. März nahm der Gouverneur unter großem Zeremoniell Goa in Besitz. Die Männer der neu geschulten Einheiten wurden auf dem Kai versammelt, ihre Piken glänzten. Albuquerque ging in reich verzierter Rüstung an Land, wo er von acht der wichtigsten Bürger Goas auf Knien erwartet wurde. Sie boten ihm die Schlüssel der Stadt an. Er ritt auf einem Pferd mit einem mit Silber beschlagenen Sattel unter den Rufen der Menschen und den Trommeln und Pfeifen der Einheiten durch das Tor; ein Mönch trug ein mit Juwelen besetztes Kreuz und das Banner des Christusordens – ein rotes Kreuz auf weißem Grund zum Zeichen der christlichen Eroberung.

Von dem Moment an, als Albuquerque seinen Fuß auf die Insel gesetzt hatte, betrachtete er Goa als ständigen Besitz Portugals. Entsprechend handelte er auch. Den Männern wurde strenge Disziplin befohlen. Es sollte weder Plünderung, noch Gewaltakte, Raub oder sexuellen Missbrauch gegen diejenigen geben, die jetzt Untertanen König Manuels waren. Der Gouverneur sollte diese Einstellung mit unerschütterlicher Konsequenz angesichts der außerordentlichen Rückschläge und scharfen Kritik in den

kommenden Jahren beibehalten.

Sie erkundeten die Stadt gründlich. Der Palast des Schahs mit seinem großen Platz, Lustgärten und Pavillons aus fein gearbeitetem Holz war ebenso prächtig wie der in Calicut. In den königlichen Ställen fanden sie 150 arabische Pferde und 100 Elefanten. Auch der Bericht Timojis über die Kriegsvorbereitungen der Rumes bestätigte sich. In der Schiffswerft waren große Karacken im Bau; das Arsenal enthielt Vorräte an Kriegsmaterial (Kanonen, Schießpulver, Schwerter) und Essen und Werkzeuge zur Herstellung der Ausrüstung für eine große Marineexpedition. Der Gouverneur befahl, die Schiffe als willkommene Ergänzung seiner Flotte fertig zu bauen.

Albuquerque machte sich voller Eifer an den Aufbau des portugiesischen Goa. Es war die erste territoriale Besitznahme in Asien. Zum Zeichen der Dauerhaftigkeit gab er innerhalb von zwei Wochen Befehl, eine Münze zu gründen, „um eine neue Währung zu prägen, im Dienst Seiner Hoheit in diesem neuen Herrschaftsgebiet“.[3] Die Umstände im Umfeld dieses Ereignisses zeigen sein Feingefühl für die lokale Situation. Führende Persönlichkeiten der Stadt waren schon bald wegen des fehlenden Münzgeldes in Goa an ihn herangetreten, das unerlässlich sei, um den Handel wiederzubeleben. Die neue Hauptwährung sollte der Crusado – oder der Manuel – sein, eine glänzende Goldscheibe mit dem Kreuz auf der einen Seite, auf der anderen eine Armillarsphäre, das Symbol des portugiesischen Königs. Sie sollte mit einem Gewicht von 4,56 Gramm, dem heimischen Standard von Goa, geprägt werden und damit schwerer als ihr portugiesisches Äquivalent sein. Um die Einführung bekanntzugeben, wurde das neue Münzgeld in Silberschalen unter Trommeln und Pfeifen durch die Straßen getragen, begleitet von Clowns und Tänzern und Herolden, die auf Portugiesisch und in der einheimischen Sprache verkündeten: „Dies ist die neue Währung des Königs unseres Herrn, der befohlen hat, dass sie in Goa und seinen Territorien verwendet werden soll.“[4]

Die Liebe zum Detail bei dem neuen Münzgeld zeigt uns Albuquerque in seiner ganzen Komplexität: ein pragmatischer und flexibler Verwalter, mit einem Gespür für die lokalen Gegebenheiten, imstande, gefundene Lösungen unter neuen Rahmenbedingungen neu zu durchdenken – und doch von einem blinden und häufig unerträglichen Selbstwertgefühl durchdrungen, das noch viele Probleme bereiten sollte. Auf den kleineren Münzen wurde die Sphäre

mit dem Buchstaben A versehen, „um zu zeigen, wer sie geprägt hatte“.[5] Genau diese Art von Aktionen lieferte seinen Gegnern Munition und schürte Gerüchte in Portugal, dass der Gouverneur die Absicht habe, Goa zu seinem eigenen Lehen zu machen.

Die ersten unsicheren Schritte im Aufbau einer Kolonialverwaltung waren keineswegs frei von Irrtümern. Timoji wurde anfangs mit der Steuereintreibung beauftragt, doch das drohte, auf allen Seiten Groll auszulösen, und sein Aufgabengebiet musste geändert werden. Obwohl Albuquerque Religionsfreiheit versprochen hatte, so war er doch voller Entsetzen über die Praxis der Witwenverbrennungen – die Selbstopferung der Hindu-Witwen auf den Scheiterhaufen ihrer Männer – und verbot sie. Sein Hang zur christlichen Mission und seine eigene Sturheit bewegten ihn ferner dazu, standrechtliche Hinrichtungen anzuordnen, die Unmut erregen sollten.

Mitten in diesem Geschehen tauchten zwei Gesandte auf, einer von Schah Ismail, dem schiitischen Herrscher Persiens, der zweite von Albuquerques altem Widersacher Hwaga Ata in Hormus, die Adil Schah um Beistand gegen die Portugiesen bitten wollten. Sie stellten verdutzt fest, dass Adil Schah geflüchtet war und Albuquerque die Stadt besetzt hatte. Albuquerque erblickte jedoch eine strategische Chance in dem Anknüpfen von Beziehungen zu Ismail, dem erklärten Gegner der sunnitischen Mamluken. Er schlug eine gemeinsame Operation vor. Die Portugiesen würden vom Mittelmeer und vom Roten Meer aus angreifen, der Schah hingegen aus dem Osten. „Dann könnt Ihr, wenn es Gott gefällt, dass dieses Bündnis geschlossen wird, mit all Eurer Macht über die Stadt Kairo und die Länder des Sultans herfallen, und mein Herr, der König, würde zu Jerusalem übergehen und das ganze Gebiet auf dieser Seite erobern“ – die Gelegenheit, Manuels Traum von einem Kreuzzug zu erfüllen.[6] Er schickte einen Gesandten mit dieser Botschaft zum Schah, zusammen mit einem versöhnlichen Brief, der unterwegs an den Marionettenherrscher von Hormus übergeben werden sollte und der über die Vergangenheit hinwegsah. Der Unglückliche, der für diese Rolle ausgewählt wurde, Ruy Gomes, gelangte nie bis nach Persien. Hwaga Ata vergiftete ihn in Hormus.

Eile prägte die Tätigkeit des Gouverneurs in Goa. Er war sich darüber im Klaren, dass die Verteidigungsanlagen der Stadt unzureichend waren; und es war klar, dass früher oder später der junge Adil Schah zurückkehren und seinen wertvollen Handelshafen zurückfordern würde. Die Reparaturarbeiten

wurden durch Mangel an Kalk für die Herstellung von Mörtel behindert; die Mauern mussten aus mit Lehm zusammengefügten Steinen wiederaufgebaut werden. Da Albuquerque wusste, dass die Zeit drängte, teilte er Arbeitsgruppen ein, die im Wechsel rund um die Uhr arbeiteten, um die Verteidigung gegen einen möglichen Angriff zu verstärken. Der Gouverneur selbst war Tag und Nacht auf der Baustelle und trieb die Leute an. Er war entschlossen, Goa um jeden Preis zu halten. Im April herrschte unter den Portugiesen jedoch eine Stimmung der Widerspenstigkeit. Viele Fidalgos teilten nicht die Vision des Gouverneurs. Die Monsunsaison stand vor der Tür, und nach Goa drangen Gerüchte, dass Adil Schah eine große Armee aufstelle. Die Beziehungen zu den Bürgern hatten sich wegen der Härte der Rechtsprechung des Gouverneurs ein wenig verschlechtert, und einige Kapitäne sehnten sich insgeheim nach einer Rückkehr nach Cochin. Wenn sie nicht bald abreisten, so die Befürchtung, würden sie wegen der Regenfälle festsitzen und wären gezwungen, eine lange Regenzeit auszuharren, womöglich gar unter Belagerung. Mittlerweile war offensichtlich, dass die Gegner Portugals am liebsten so lange abwarteten, bis die heftigen Regenfälle und der schwere Seegang sie isolierte und eine Hilfe von außen unmöglich wurde. Albuquerque ließ sich jedoch nicht umstimmen. Goa war portugiesisch und würde es auch bleiben.

Tatsächlich hatte Adil Schah im April den Aufstand in seinem Königreich niedergeschlagen. Ohne Wissen Albuquerques hatte er auch einen Waffenstillstand mit dem rivalisierenden Königreich Vijayanagar ausgehandelt. Er war bereit, die Monsunfalle zuschnappen zu lassen. Im selben Monat schickte er seinen General Palud Khan mit einer großen Streitmacht aus, die auf 40.000 Mann geschätzt wurde – ausgebildete Krieger aus dem Iran und Zentralasien –, um die Eindringlinge zu vertreiben. Als diese Streitmacht die Ufer des Mandovi erreichte, jagte sie Timojis rasch aufgestellte Kampftruppe schnell in die Flucht. Jenseits der schmalen Seitenarme und der von Krokodilen bewohnten Flussläufe konnten die Verteidiger nunmehr die Zelte und Fahnen eines großen Heeres erkennen. Es lag auf der Hand, dass die Verteidigung der Insel mit einem Umfang von rund 30 Kilometern Albuquerques Truppen an ihre Grenzen führen würde, wenn sie die sumpfigen Furten bewachen wollten, die dem Feind bei Ebbe einen Übergang ermöglichten. Palud Khan hielt die portugiesischen Hauptleute mit einer Reihe von Finten und Landeversuchen über die Lagunen

ständig auf Trab. Er schmuggelte Briefe zu den Muslimen von Goa. Die ersten Männer aus der Stadt liefen über und schlossen sich der islamischen Armee an. Palud wartete ab, bis sich das Wetter verschlechterte.

Eines Tages, als die Verteidiger unbehaglich auf den schmalen Flusslauf starrten, der die beiden Lager trennte, sahen sie einen Mann mit einer weißen Fahne an den Rand des Wassers kommen. Eine Stimme rief ihnen in ihrer Sprache zu: „Meine portugiesischen Herren, lasst jemanden kommen und mit mir sprechen, um [die Information] weiterzuleiten, dass ich mit einer Botschaft für den Gouverneur komme.“[7] Ein Boot wurde ausgeschickt. Der Mann gab sich als ein Portugiese namens João Machado zu erkennen und bat um sicheres Geleit, um mit Albuquerque zu sprechen.

Machado war ein Sträfling, der vor einem Jahrzehnt an der Swahili-Küste ausgesetzt worden war, und stand jetzt im Dienst von Adil Schah, aber anscheinend war ein Anflug von Heimweh nach seinem Volk über ihn gekommen. Er brachte hilfreichen Ratschlag. Seine Botschaft war schlicht: Die Streitmacht Palud Khans werde in Kürze durch Adil Schah persönlich noch vermehrt werden. Der Monsun komme näher. Sie sollten die Insel verlassen, ehe es zu spät sei. Ferner sollten sie die Frauen und Kinder aus dem Harem des Sultans zurückgeben, die zurückgeblieben waren, als die Garnison des Schahs geflohen war. Der Schah wünsche gute Beziehungen zum Gouverneur. Im Gegenzug werde er ihm einen anderen Ort an der Küste zuweisen, um ein Fort zu bauen.

Die Botschaft enthielt eine Drohung, einen Köder und einen Appell an den gesunden Menschenverstand. Albuquerque ignorierte sie alle. Er akzeptierte keine Bedingungen. „Was die Portugiesen einmal haben, geben sie nie wieder her“, lautete die stolze Antwort.[8] Und er werde auch „weder die Kinder noch die Frauen [zurückgeben], die er als [portugiesische] Bräute behielt und die er hoffte, zu Christen zu machen“.[9] Nicht zum ersten Mal schockierte die unnachgiebige Verhandlungstaktik Albuquerques die Menschen. Als die Antwort Palud Khan übermittelt wurde, war der General „völlig überrascht, weil er genau wusste, wie wenige Männer der Gouverneur hatte“.[10] Er kehrte in sein Zelt zurück und ordnete den Bau großer Flöße an, um eine Landungsstreitmacht über den Fluss zu bringen. Dazu wurden mehrere Kanus miteinander verbunden und darauf Plattformen montiert.

Albuquerque hielt dickköpfig an seiner imperialen Vision fest und hörte nicht auf Ratschläge. Er war überzeugt, er könne den Monsun über aushalten,

bis im August die nächste Flotte aus Lissabon eintraf. Er ahnte aber nicht, dass der Waffenstillstand mit Vijayanagar Adil Schah freie Hand verschafft hatte; und er beschloss, den wachsenden Unmut unter seinen eigenen Männern einfach zu ignorieren. Fortgesetzte Vorstöße über die seichten Flussläufe beschäftigten sie unablässig, wenn sie nicht gerade ermahnt wurden, an den Mauern härter zu arbeiten. Über das Wasser hinweg konnten sie ausmachen, wie groß die gegnerische Streitmacht war. Sie waren von der Hitze erschöpft und bei den immer knapperen Rationen herrschte Unwillen und Verständinslosigkeit unter vielen Fidalgos wie auch unter ihren Mannschaften. Selbst Timoji hatte sich mit dem kompromisslosen Albuquerque zerstritten. Als der Regen begann und die See immer rauer wurde, spürten die Portugiesen förmlich, wie die Falle zuschnappte. Der Gouverneur war immer stärker isoliert, genau wie vor Hormus. Er war angewiesen auf eine kleine Gruppe Adliger, die ihm persönlich ergeben waren. Der bekannteste unter ihnen war sein Neffe, der junge, unternehmungslustige und tapfere António de Noronha. Anderswo wogen die Bewohner Goas, Hindus ebenso wie Muslime, ihre Chancen ab und kamen zu dem Schluss, dass es vielleicht besser war, sich auf die Seite der Armee außerhalb der Tore zu schlagen.

Palud Khan, der über den wachsenden Unmut unter den portugiesischen Kapitänen informiert worden war, wählte den Zeitpunkt für seinen Angriff gut. Am Abend des 10. oder 11. Mai, als der Monsunregen niederprasselte, der Wind die Palmen peitschte und Ebbe war, so dass die Furten leichter überquert werden konnten, wurden unzählige Flöße über den seichten Fluss geschoben. In der Verwirrung der Nacht wurde die gemischte Streitkraft aus portugiesischen und einheimischen Truppen völlig überrumpelt. Zwischen den beiden Einheiten fehlte es am nötigen Zusammenhalt. Sie wurden so rasch überwältigt und flüchteten in so großer Panik, dass sie sogar ihre Kanone zurückließen. Nicht lange danach wurden die Portugiesen in die Stadt zurückgetrieben. Einige einheimische Krieger liefen über. In der Stadt erhoben sich die Muslime gegen ihre neuen Herren. Es kam zu Straßenkämpfen, als Albuquerque verzweifelt versuchte, die Lage unter Kontrolle zu bekommen. Schon bald waren die Portugiesen in der Zitadelle eingeschlossen. 20 Tage lang drängte der Gouverneur die Männer auszuharren, zog endlos seine Runde bei den Kommandoposten, aß im Reiten, aber die eilig mit Lehm wiederaufgebauten Mauern bröckelten

unaufhaltsam. Der Unmut unter der Bevölkerung breitete sich aus. Es lag auf der Hand, dass er nicht mehr genügend Männer hatte, um die Stellung auf Dauer zu halten. Adil Schah war persönlich eingetroffen. Von den Mauern aus konnten sie das Meer aus Zelten und die blauen und roten Fahnen sehen – „und auf allen ihren Zelten flatterten die Fahnen, und ihre schrecklichen Schreie brachen den Kampfgeist unserer Männer".[11] Eine wachsende Zahl der Kapitäne plädierte für einen Abzug, ehe es zu spät war. Die Aussichten, aus dem Hafen und ins sichere Cochin zu gelangen, wurden von Tag zu Tag geringer. Der Gouverneur bestand, unterstützt von seiner Clique, hartnäckig darauf, dass man die Stadt halten könne und dass Adil Schah wieder zu seinem Kampf gegen Vijayanagar zurückkehren müsse. Erst als ihn die Nachricht von dem Waffenstillstand zwischen den beiden Machthabern erreichte, als João Machado noch einmal kam, um ihn zu warnen, dass die Verbrennung seiner Boote geplant sei, und ein Schiff im Kanal versenkt wurde, um ihre Flucht zu blockieren, sah er ein, dass die Stadt nicht zu halten war.

Die Flucht aus der belagerten Zitadelle wurde für die Nacht des 31. Mai geplant. Die Vorbereitungen fanden unter größtmöglicher Geheimhaltung statt. Um Mitternacht sollte eine einzige Glocke geschlagen werden. Die Schiffe wurden zum Auslaufen fertig gemacht. Der Rückzug zu den Kaimauern sollte von einer Elitegruppe der Kapitäne gedeckt werden. Vorschläge, die Stadt in Brand zu stecken, lehnte Albuquerque ab. Er schwor, zurückzukehren und Goa in Besitz zu nehmen. Ansonsten kannte er keine Gnade. Er befahl Timoji, alle muslimischen Männer, Frauen und Kinder, die sie gefangen hielten, zu töten. Keiner sollte am Leben bleiben. Kanonen sollten vernagelt und Pferde getötet werden, damit sie nicht beim Rückzug gegen sie eingesetzt werden konnten. Das Arsenal und die Waffenvorräte sollten verbrannt werden.

Timoji begann sein grausames Werk. In kleinen Gruppen wurden die muslimischen Männer aufgefordert, vor dem Gouverneur zu erscheinen, und dann auf der Straße ermordet. Timoji ging jedoch selektiv vor. Viele Frauen und Kinder ließ er in einem Haus eingesperrt zurück. Den schönsten Frauen nahm er ihren Schmuck ab, verkleidete sie als Männer und versteckte sie auf seinen Schiffen. Trotz aller Geheimhaltung wurde rasch deutlich, dass die Portugiesen abzogen. Adil Schahs Männer strömten durch die Tore. Albuquerque hatte sich eine letzte List einfallen lassen, um ihr Vorrücken zu

hemmen. Er hatte Pfeffer und Kupferbarren auf dem Weg verstreut, so dass der Vormarsch der Männer gebremst wurde, die sich bückten, um die Gaben einzustecken. Ungeachtet dieser Versuche, kam es auf dem ganzen Weg bis zu den Kaimauern zu erbitterten Kämpfen. Nur durch ein verzweifeltes Rückzugsgefecht wurde gewährleistet, dass die Schiffe ablegen konnten. Die Armada setzte sich in den Kanal ab, der durch das versenkte Schiff nicht blockiert war. Vermutlich waren alle bis auf den Gouverneur erleichtert, dass sie entkommen waren. Allerdings hatten ihre Schwierigkeiten erst angefangen.



18

Gefangene des Regens

Juni – August 1510

Sie segelten unter einem Abschiedsbombardement flussabwärts. Hinter ihnen vermischte sich der Klang von Adil Schahs Trompeten, welche die Rückeroberung der Stadt feierten, mit den Klagerufen, als die Muslime ihre Angehörigen niedergemetzelt auf der Straße erblickten und entdeckten, dass ihre Frauen und Töchter entführt worden waren. Die Flotte ging unweit der Mündung des Mandovi vor Anker, wo sie sich im Windschatten des strategisch wichtigen Forts Pangim einrichtete.

Sie waren zu spät gesegelt. Es war bereits Anfang Juni. Der Monsun kündigte sich jetzt erst richtig an. Sintflutartiger Regen prasselte auf die Schiffe; Winde peitschten durch die schwankenden Palmen. Da der Fluss Hochwasser hatte, mussten die Schiffe am Heck und am Bug festgemacht werden, damit sie sich nicht in der Strömung drehten. An Bord diskutierten die hohen Kommandeure hitzig, ob sie es schaffen würden, aus der Flussmündung auszulaufen und durch die schwere See bis zu den Angediven zu gelangen. Die Stimmung unter den Kapitänen war mürrisch. Sie gaben Albuquerque persönlich die Schuld an ihrer Misere: Sie hätten schon viel früher die Stadt verlassen müssen. Sie wollten raus aus dieser Falle. Die Piloten betonten ebenso nachdrücklich, dass es momentan unmöglich sei. Schließlich willigte Albuquerque ein, mit einem Schiff unter Fernão Peres den Versuch zu wagen, an den Sandbänken in der Flussmündung vorbeizukommen. Die gewaltige Strömung trieb das Schiff auf die Untiefen. Es war verloren, hilflos den heranstürmenden Wellen ausgeliefert. Immerhin entkamen die Männer, und die Kanone konnte aus dem Wrack geborgen werden. Ein weiterer Kapitän wagte einen nicht genehmigten Ausbruchsversuch, wurde aber abgefangen und seines Kommandos enthoben.

Die Portugiesen saßen in der Falle und sahen sich einer Belagerung durch den Fluss ausgesetzt, die bis August andauern konnte. Sie befanden sich in einer ungemein schwierigen und ernsten Lage.

Während sie fest vertäut mitten im Strom lagen, tauchte ein Boot mit einer weißen Fahne auf. Adil Schah hatte wiederum João Machado ausgesandt, um eine Verhandlung zu beginnen, vorgeblich um Friedensbedingungen anzubieten. In Wirklichkeit wollte der Schah Zeit gewinnen. Er fürchtete, dass die Eindringlinge das Fort bei Pangim stürmen und besetzen könnten, und wollte sie so lange beschäftigen, bis er es selbst wiederbesetzt hatte. Albuquerques Antwort war kurz und barsch: „Goa gehöre seinem Herrn, dem König von Portugal, und es werde nie einen Frieden mit dem Schah geben, wenn er nicht seine Einstellung ändere und es zusammen mit allen Territorien wieder zurückgebe.“[1]

Die Unverschämtheit Albuquerques schockierte den Schah. Dieser Mann, der in der Falle saß, besiegt war und dem der Hungertod drohte, diktierte dreist Bedingungen. Die höflichste Formel, die über seine Lippen kam, war: „Söhne des Teufels“.[2] Er versuchte es noch einmal und schickte Machado mit zwei wichtigen Männern der Stadt und einem modifizierten Angebot zurück: Er konnte Goa nicht aufgeben. Stattdessen wollte er Albuquerque Dabul und sämtliche Einnahmen von Hormus aus dem Pferdehandel schenken. Albuquerque schickte sie barsch weg: Er wolle nichts mehr hören, bis Goa zurückgegeben sei. Das war der Anfang eines neuen Wettstreits, der sowohl psychologisch als auch physisch geführt wurde. Während der Scheinverhandlungen hatte Adil das Fort in Pangim wieder mit einer großen Kompanie besetzt und in hölzernen Bastionen eine Kanone aufgestellt. Eine weitere Batterie hatte man auf dem gegenüberliegenden Festland positioniert. Die zwischen den beiden festsitzenden Portugiesen konnten von ihrer ungemütlichen Stellung aus die Fahnen sehen, die an den Zwillingsbatterien wehten. Sie hörten auch die Rufe der Gegner und den Klang der Trommeln und Trompeten. Sie steckten in der Klemme.

Die Portugiesen sahen sich den verschiedensten Qualen ausgesetzt. Zuerst dem Artilleriefeuer: Die Schiffe saßen im Kreuzfeuer von beiden Ufern fest. Ihr Rumpf war zu stabil gebaut, um von dem Kaliber der Geschütze ernstlich Schaden zu nehmen, aber das unablässige Geschützfeuer, bei Tag und Nacht, ließ doch gewisse Zweifel aufkommen. Albuquerques Schiff, die *Frol de la Mar*, die am Banner des Kapitäns leicht zu erkennen war, war das nahe

liegende Ziel und bekam manchmal 50 Treffer am Tag ab. Es war nicht ratsam, auf der Brücke aufzutauchen oder gar in den Mastkorb zu klettern. Sie mussten ständig die Position der Schiffe wechseln, um die Gefahr zu begrenzen, was aber schwierig und nicht ohne Risiko war. Es wurde kein Versuch unternommen, das Feuer zu erwidern. Es war besser, das Pulver für spätere Gelegenheiten aufzuheben. Unter Deck eingepfercht und bei dem Trommeln des Regens über ihren Köpfen wurden die Männer allmählich krank.

Und dann, im Juni, hörte der Regen auf einmal auf. Fünfzehn Tage lang klarte der Himmel auf – und ein neues Problem tauchte auf: der Mangel an Trinkwasser. Man konnte kein Regenwasser mehr sammeln, und der Mandovi war zu salzig zum Trinken. Die Männer stöhnten in der drückenden Hitze. Adil hütete sämtliche Wasserquellen um den Fluss und wartete ab. Er war sicher, dass er die Eindringlinge vernichten konnte, indem er sie nur lange genug festhielt. Der einzige Trost für die Flotte war die unablässige Unterstützung Timojis, der das Gelände kannte, und seiner Informanten. Mit seiner Hilfe wurde ein Kommandotrupp ausgesetzt, um eine Quelle im Dschungel anzuzapfen. Es kam zu heftigen Kämpfen mit geringer Ausbeute: „Unter großen Schwierigkeiten gelang es uns, 60 oder 70 Fässchen mit Wasser zu füllen, aber kein einziges der großen Fässer, weil viele Männer verwundet wurden.“[3] Nach den Worten einer anderen Schilderung „kostete ein Tropfen Wasser drei Tropfen Blut“.[4]

Der unerwartete Wetterumschwung verlieh der Fraktion neuen Auftrieb, die einen Versuch forderte, dem Höllenloch des Flusses zu entrinnen. Die Kapitäne bestürmten Albuquerque ununterbrochen, die Anker zu lichten und einen neuen Versuch zu wagen. Albuquerque und die Piloten blieben standhaft und verwiesen auf das Schicksal von Peres’ Schiff. Wie vor Hormus schürte die Starrsinnigkeit ihres Befehlshabers einen schwelenden Groll. Unter den Männern waren viele der Auffassung, dass sie von einem manischen Wahnsinnigen angeführt wurden, der sie vor lauter Stolz noch in den Tod treiben würde: „dass er aus Dickköpfigkeit sie alle sterben lassen und umbringen wolle“.[5]

Als der Regen und die stürmische See wiederum einsetzten und bestätigten, dass ein Fluchtversuch vermutlich in einer Katastrophe geendet hätte, ließ zumindest der Durst nach. Auf den Schiffen konnte man in Fässern Wasser sammeln, und das Wasser, das der Fluss führte, war jetzt frisch

genug, um es zu trinken, wenn man ein oder zwei Tage wartete, bis sich der Schlamm absetzte. Aber der Hunger ließ die Moral und physische Ausdauer der Männer sinken. Die Vorräte gingen zur Neige. Albuquerque führte eine strenge Rationierung ein. Er hielt den Frachtraum streng unter Verschluss, und nur gegen seine Unterschrift durfte der Raum geöffnet werden. Die Männer bekamen täglich vier Unzen, etwas mehr als 110 Gramm, Schiffszwieback ausgehändigt. Die wenigen Fische, die man aus dem Fluss fangen konnte, waren den Kranken vorbehalten. Unterdessen hielt Timoji Ausschau nach allem Essbaren, das er auftreiben konnte, indem er heimlich seine Männer in kleinen Booten an Land schickte. An Bord jagten die Männer Ratten; wer eine Seemannskiste hatte, machte die Lederbeschläge ab, kochte und aß sie. „Die einfachen Leute taten dies, die sich nicht mit dem Hunger abfinden konnten, der sie völlig verzweifeln ließ“, beobachtete Correia und deutete damit an, dass der Adel über diesen Dingen stand.[6] Allerdings ist nicht überliefert, ob sie die gleiche Kost bekamen. Männer kamen zum Gouverneur und flehten ihn um etwas zu essen an, und der Lagerverwalter musste sich so manche Beleidigung gefallen lassen. Die Kapitäne gaben Albuquerque die Schuld daran, dass sie diese Qualen über sich ergehen lassen mussten: „Wenn sie nicht hier überwintert hätten – und sie hatten ihm davon abgeraten –, dann wäre ihnen dieses Leid erspart geblieben … er war ein Wahnsinniger, der sie hier festhielt.“[7] Die Gesichter der Leute verfinsterten sich vor Angst. In dem Regen, dem ununterbrochenen Geschützfeuer, in der tropischen Hölle, wo sie in ihren verrottenden Kleidern schwitzten, packte sie die furchtbare Angst, dass sie alle sterben würden.

Dann fingen die Desertionen an. Drei Männer sprangen über Bord und schwammen ans Ufer. Sie wurden von Adil mit offenen Armen empfangen, reichlich mit Essen versorgt und über den Unmut in den Reihen und den akuten Proviantmangel ausgehorcht. Die Kapitäne mussten notgedrungen ebenso viel Zeit mit der Bewachung ihrer eigenen Männer wie mit der Beobachtung der Flussufer verbringen, die von einem unversöhnlichen Gegner besetzt waren.

Für Albuquerque stand alles auf dem Spiel. Alle maßgeblichen Persönlichkeiten der indischen Verwaltung wurden auf dem Mandovi im Regen belagert, wo unentwegt die Schüsse des Gegners einschlugen und die Männer und ihre Kapitäne zunehmend Albuquerque wegen des Proviantmangels, seiner Dickköpfigkeit, seiner Besessenheit und seiner

Eitelkeit verfluchten. Ihm blieben nur noch sein Glaube an eine strategische Vision, aufmunternde Worte und eiserne Disziplin. Es war womöglich die schwerste Krise für ihn. Er hatte es nicht geschafft, vor Hormus die Männer mitzureißen, er hatte in Cochin ein Misstrauensvotum erlebt; und jetzt stand er bei seinem selbst ausgedachten Projekt Goa vor einer Katastrophe. In seiner finstersten Stunde „schloss er sich in seiner Kabine ein und blickte zum Himmel auf und betete“.[8] Nur eine kleine Gruppe unterstützte den Gouverneur voll und ganz; Albuquerques Neffe António de Noronha spielte als beschwichtigender Vermittler zwischen dem unduldsamen Befehlshaber und den zunehmend widerspenstigen Kapitänen eine entscheidende Rolle.

In seinem Palast in Goa hörte sich Adil Schah aufmerksam die Berichte der Überläufer über die Notlage des Feindes an. Er wollte die Worte dieser Männer überprüfen, die womöglich allzu sehr darauf bedacht waren, ihrem neuen Herrn zu sagen, was er hören wollte. Er dachte sich eine neue Taktik aus, um seinen unnachgiebigen Rivalen in die Knie zu zwingen. Irgendwann im Juni, das genaue Datum ist unklar, näherte sich ein mit Proviant beladenes Fahrzeug (Säcke voll Reis, Hühner, Feigen und Gemüse) der *Frol de la Mar* mit einer weißen Fahne. Ein portugiesisches Boot wurde zu Wasser gelassen, um sich nach der Mission zu erkundigen. Man sagte ihm, der Schah wolle einen ehrenvollen Krieg gewinnen und den Gegner nicht mit Hilfe des Hungers besiegen. Während Albuquerque den Kurier auf dem Fluss warten ließ, arrangierte er seine eigene Antwort auf diesen Nervenkrieg. Er gab Befehl, ein Fass aufzuschlagen und es mit Wein zu füllen; der schwindende Vorrat an Schiffszwieback wurde ebenfalls aus dem Frachtraum geholt und in Eimern präsentiert. Eine Gruppe Matrosen wurde beauftragt, sich auf dem Deck munter und vergnügt aufzuführen, zu singen und sich zu amüsieren. Als der Kurier endlich an Bord gelassen wurde, um dieses Bild der Fülle und der guten Laune zu besichtigen, erwartete Albuquerque ihn mit stahlharten Worten: Er soll seinen Proviant wieder mitnehmen; es werde keinen Frieden geben, bis Goa zurückgegeben werde. Adil Schah glaubte möglicherweise, die Überläufer hätten gelogen, oder er durchschaute diese Scharade als einen weiteren Schachzug in dem Nervenkrieg. Albuquerques Männer dürften halblaut unaussprechliche Flüche gemurrt haben, als sie zusahen, wie der Proviant wieder weggerudert wurde. Das Geschützfeuer setzte ihnen weiter arg zu.

Albuquerque wusste, dass Adil Schah nicht endlos lange in Goa

festgehalten werden wollte. Er musste sich auch um andere Gefahren und Verpflichtungen in seinem Königreich kümmern. Er setzte darauf, dass der Schah als Erster nachgeben würde. In der Zwischenzeit schlug er zur Hebung der Moral einen Angriff vor, um die Küstenbatterien zu zerstören. Die Stimmung unter den Fidalgos war trotzig. Es erwies sich als unmöglich, ihre Einwilligung zu bekommen. Entnervt beschloss er, das Projekt dennoch durchzusetzen: „Ich bin euer Gouverneur. Mit Gottes Willen lande ich bei Pangim an der Küste mit der königlichen Flagge … Wenn ich ins Boot steige, werde ich befehlen, Timojis Trompeten zu blasen. Kommt, wenn ihr wollt, oder bleibt zurück.“ Sie schlossen sich alle an.[9]

Timojis Flotte seichter Flussboote war für eine Landung unverzichtbar. Vor Tagesanbruch überfielen die Portugiesen die Artilleriestellungen außerhalb des Forts, schlugen die überrumpelten Verteidiger in die Flucht und nahmen die Kanone und einen Vorrat an Proviant mit. Die Geschütze auf dem gegenüberliegenden Ufer wurden ebenfalls zum Schweigen gebracht. Es war Abend, ehe Adil Verstärkungen für den Gegenangriff aussandte. Zu der Zeit waren seine Gegner wieder sicher an Bord.

Adil hatte angenommen, dass er die Portugiesen aushungern konnte, bis sie kapitulierten, doch der Überfall auf Pangim hatte seinen Stolz verletzt. Jetzt war es notwendig, in die Offensive zu gehen. Im Hafen von Goa befahl er die heimliche Vorbereitung einer großen Zahl von Brandflößen, um die Flotte zu zerstören. Allerdings erwies es sich als unmöglich, diese Tätigkeit zu verheimlichen. Dem unersetzlichen Timoji gelang es immer, Spione an Land zu setzen, um Informationen zu beschaffen. Albuquerque beschloss, mit Hilfe leichter Geschütze in den Booten einen präventiven Gegenangriff zu führen. Der Überraschungsangriff war trotz energischer Gegenwehr ein voller Erfolg. Die Flöße wurden von der zerstörerischen Kraft der portugiesischen Artillerie einfach in Stücke gerissen. Im Siegesrausch versuchte António de Noronha, eine leichte Galeere, die verführerisch am Strand lag, als Prise abzuschleppen. Er wurde von einem Pfeil ins Knie getroffen und musste sich zurückziehen. Beinwunden waren die schwache Stelle der Portugiesen bei Schlachten in dieser Region und erwiesen sich häufig als tödlich, entweder weil der Pfeil eine Vene oder Arterie getroffen hatte oder weil die Wunde sich entzündete und sie keinerlei medizinische Mittel zur Verfügung hatten. Noronha ging in seine Kabine und starb binnen drei Tagen. Der Tod seines Neffen schien Albuquerque schwer getroffen zu haben. Noronha hatte als

Vermittler zwischen dem Gouverneur und den unzufriedenen Kapitänen fungiert; er war der designierte Nachfolger des Gouverneurs im Fall von dessen Tod. Es war ein Schlag, den er vor Adil Schah zu verheimlichen suchte – ohne Erfolg.



In den schwimmenden Gefängnissen auf dem Mandovi zogen sich die zermürbenden Tage hin: der Regen, der Proviantmangel, die schwächer werdenden Männer. Der einzige Lichtblick für Albuquerque war die Neuigkeit, dass der Waffenstillstand Adils mit Vijayanagar vorüber war: Der Schah wurde anderswo gebraucht. Für Albuquerque war dies der Ansporn auszuharren. Doch die Männer liefen weiterhin über. Acht Tage nach dem Kampf bei Goa schwamm ein Mann namens João Romão ans Ufer, mit frischen Nachrichten über die Notlage auf den Schiffen: Dom António war tot, Männer waren krank und starben an Hunger, andere waren in den Gefechten verwundet worden, und es gab keine Heilung für sie. Es folgten weitere Desertionen: fünf, zehn, dann fünfzehn Männer ließen sich nachts über die Reling gleiten und schwammen ans Ufer. Die Moral auf den Schiffen sank immer tiefer, aber Adil Schah brauchte dringend einen Frieden. Es wurde zu einer Nervenschlacht.

Der Schah versuchte, die Initiative zurückzuerlangen: Weitere Friedensbotschafter wurden ausgesandt. Albuquerque war das Kommen und Gehen dieser Besucher überdrüssig. Er traute ihnen nicht, sie untergruben die Moral und schwächten den Widerstandswillen. Darüber hinaus stattete der Schah den Abtrünnigen Romão mit einem Pferd aus. Er tauchte in arabischem Gewand am Strand auf, gut genährt, und verhöhnte die Männer mit seinem großartigen Los als muslimischer Konvertit. Albuquerque lehnte es wiederum ab, die Gesandten des Schahs zu empfangen, aber dieses Mal verlangten die Fidalgos, dass man sich zumindest ihre Vorschläge anhörte. Er willigte ein, beschloss aber, das Problem der Desertionen ein für allemal zu lösen.

Ein Austausch von Geiseln wurde für den nächsten Tag vereinbart. Adil Schah schickte seinen Regenten, den höchsten Adligen in der Stadt, begleitet von einem großen Gefolge zu den Verhandlungen und zu einer prunkvollen Demonstration. Am Ufer wurde ein schwarzes Zelt aus Samt aufgestellt, wo

der Regent den Unterhändler mit den unverzichtbaren Dolmetschern, der Kavallerie und Infanteristen erwartete. Albuquerque schickte seinen Buchhalter Pêro d'Alpoym, eine wichtige Persönlichkeit in der Verwaltung Indiens, um den Gesandten auf sein Schiff zu holen, und mit ihm in einem von Timojis Booten einen Meisterschützen namens João d'Oeiras, der mit einer Armbrust bewaffnet war. Während sie unter dem feierlichen Schlagen der Trommeln näher kamen, konnten sie in der Menge die Überläufer ausmachen, schick gekleidet und auf Pferden. Unter ihnen war Romão in einem Kaftan aus Seide, bewaffnet mit Speer und Schild, und machte sich über die Portugiesen lustig. Oeiras duckte sich im Bug vor den Ruderern, als sie in die Nähe des Ufers kamen. Jetzt konnten sie Romãos Worte hören. Er sagte dem Gouverneur und allen anderen, sie sollten sich aufmachen und Scheiße fressen. Auf ein Wort d'Alpoyms stand der Schütze auf, zielte und schoss. Der Bolzen traf Romão genau ins Herz, ging durch ihn hindurch und ließ ihn auf der Stelle tot umfallen. Es herrschte sekundenlang Stille, dann brach am Strand wegen dieses Bruchs des Waffenstillstands ein Tumult los. Die Portugiesen erklärten, dass die Abtrünnigen schlecht über den Gouverneur reden würden, dass er dies nicht dulden werde und dass sie sich nie wieder blicken lassen sollten.

Als der Regent endlich an Bord gelangte, war er über die Kürze der Verhandlungen ebenso überrascht. Er brachte blumige Begrüßungsworte im Stil der orientalischen Diplomatie vor und bot einen Ort für eine Festung außerhalb Goas mit einem guten Hafen an sowie die Zahlung von 50.000 Goldcrusados in bar – unter nur einer Bedingung. Er verlangte, dass Timoji ausgeliefert werde. Albuquerque stieß einen Seufzer aus und antwortete kurz und bündig: Es ging um Goa oder nichts; und Timoji würde niemals ausgeliefert werden. Dann scheuchte er den verdutzten Mann in einer Art vom Schiff, die gewiss nicht dem diplomatischen Protokoll entsprach, und gab ihm noch die Bitte auf den Weg mit, keine Gesandten mehr zu schicken, es sei denn, sie würden die Schlüssel der Stadt überbringen.

Adil Schah gab es auf, mit einem Mann verhandeln zu wollen, der sämtliche Spielregeln missachtete. Der Armbrustschütze bekam für seinen Schuss zehn Crusados, aber er schreckte die Überläufer nicht ab. Weiterhin schwammen Männer nachts einfach weg. Ein Patt war erreicht. Die Flotte trieb immer noch im Fluss. Und fast aus dem Nichts entlud sich unter äußerst merkwürdigen Umständen die Unzufriedenheit der Fidalgos plötzlich in

einem offenen Aufstand.

Es ging um die muslimischen Frauen und Mädchen, zum Teil aus dem Harem, die von Timoji entführt worden waren, als die Stadt gefallen war. Jemand schlug vor, dass man sie jetzt als Verhandlungsmasse einsetzen könne. Albuquerque war verblüfft. Er hatte sie völlig vergessen. Er fragte Timoji nach ihrem Aufenthaltsort und warum man ihn nicht informiert habe. Timoji wich aus: Sie seien den Kapitänen ausgeliefert und auf die Schiffe verteilt worden, „und viele von ihnen waren Christen geworden“.[10] Der Gouverneur war wütend über diese Verschwörung des Schweigens und die Auswirkungen für die Disziplin, dass Frauen an Bord der Schiffe waren, ganz zu schweigen von der offensichtlichen Gelegenheit zu sündigen. Er verlangte, dass die Frauen vorgeführt wurden. Als er nachbohrte, erfuhr er, dass einige mit Männern in der Flotte „verheiratet“ seien und diese sich auf keinen Fall von ihren Liebespartnern trennen würden. Pragmatisch denkend und weil er Unruhe in den eigenen Reihen fürchtete, beschloss Albuquerque, diese Vereinigungen ohne förmliche Zeremonie zu legalisieren. Das erregte den Protest des Kaplans, der erklärte, das sei nicht im Einklang mit dem kirchlichen Gesetz. „Dann eben mit dem Gesetz des Afonso de Albuquerque“, erwiderte der Autokrat.[11]

Es blieb noch eine Gruppe Haremsfrauen und -mädchen, die nicht konvertiert war. Unter ihnen waren die schönsten Frauen, die sich nicht mit gewöhnlichen Seeleuten abgaben, sondern Gegenstand der Aufmerksamkeit einiger junger Adliger waren. Albuquerque ließ diese Gruppe auf die *Frol de la Mar* bringen und steckte sie in eine Kabine im Heck des Schiffes, unter Schloss und Riegel und bewacht von einem Eunuchen. Diese Maßnahme erregte Verbitterung unter den jungen Fidalgos, deren Tändeleien beendet worden waren. Nicht lange danach meldete der Eunuch dem Gouverneur verdächtige Machenschaften; er sei sicher, dass Männer nachts einen Weg in die verschlossene Kabine fänden, aber er habe keine Ahnung, wer. Albuquerque setzte ein Boot zur Wache aus. In den folgenden Nächten beobachteten die Wächter Männer, mal einen, mal drei, die von der benachbarten *Frol da Rosa* herüberschwammen. Heimlich kletterte einer auf das Ruder, eine Luke wurde geöffnet, und er schlüpfte in den Harem. Der Mann wurde als ein junger Adliger namens Ruy Dias identifiziert.

Albuquerque rief seine beiden engsten Berater zu sich. Er war empört über die Geheimhaltung, den Ungehorsam, die Gefahr für den Anstand – erst recht

auf seinem eigenen Flaggschiff –, während die ganze Flotte belagert wurde. Sie einigten sich darauf, dass „wegen des Verbrechens, mit einer muslimischen Frau zu schlafen, an so einem Ort, zu so einer Zeit und mit so eklatanter Dreistigkeit“, nur eine Strafe infrage komme: Dias solle zum Tod durch Hängen verurteilt werden.[12]

Ruy Dias spielte gerade mit dem Kapitän der *Frol da Rosa*, Jorge Fogaça, Schach, als er eine feste Hand auf seiner Schulter spürte: „Im Namen des Königs, Ihr seid verhaftet!“[13] Ein Enterkommando von Soldaten bugsierte Dias auf das Achterdeck, legte ihm eine Schlinge um den Hals und machte sich bereit, ihn zu hängen, als ein Tumult ausbrach. Fogaça trat vor, schnitt das Seil durch und rief laut, dass man Ruy Dias hängen wolle. Der ganze Hass der adligen Kapitäne kochte hoch. Von Schiff zu Schiff wurde weitergesagt, dass man den ehrenhaften Ruy Dias ohne jede Erklärung hängen wolle. Ein Aufruhr brach in der Flotte aus. Eine Gruppe Fidalgos stieg in ein Boot, hisste die Flagge und trug den Aufstand weiter. Die Flotte stand kurz vor einer Meuterei. Vom Ufer aus jubelten und johlten die zusehenden Muslime über das Schauspiel der Uneinigkeit.

Mittlerweile hatte der Führer des Kommandotrupps zur *Frol de la Mar* gerufen, dass man ihm den Gefangenen entrissen habe. Albuquerque stieg schäumend vor Wut in ein Boot und setzte über, um sich den Meuterern zu stellen. Die Revolte war eine Herausforderung für die uneingeschränkte Befehlsgewalt ihres Kapitäns: Sie beschwerten sich, dass er Dias durch „willkürliche, absolute Macht“ mit dem Tod bestrafe, „ohne dies mit den Kapitänen zu besprechen“, und dass er, noch schlimmer, die adlige Etikette missachte, indem er einen Fidalgo wie einen gewöhnlichen Verbrecher hängen lasse, statt ihn zu enthaupten, wie es sich für einen Mann von Rang gebührte.[14] Albuquerque ignorierte sämtliche Einwände, legte die Rädelsführer in Ketten und knüpfte Dias am Mast der *Frol da Rosa* auf, wo er zur Warnung noch lange baumelte.

Die Revolte war die Folge monatelanger Anspannung und Schwierigkeiten gewesen, und die Hinrichtung von Ruy Dias blieb ein umstrittener Akt, ein Makel auf Albuquerques Namen. In Extremsituationen war er unflexibel, autoritär und außerstande, auf einen Rat zu hören. António de Noronha hatte als eine Art Puffer für seinen Führungsstil fungiert, aber Noronha war tot. Der Vorfall war eine Wiederholung der Ereignisse vor Hormus. Albuquerque war berüchtigt wegen seiner Unfähigkeit, Männer umsichtig zu führen. Aber

wenn er rasch in Wut geriet, so bereute er auch schnell. Er versuchte, das Verhältnis zu den vier verhafteten Rädelsführern zu kitten, die in dem Überlebenskampf unverzichtbar waren. Sie weigerten sich zu kooperieren, genau wie die Kapitäne vor Hormus; Dias sollte ihn bis an sein Lebensende verfolgen.

Albuquerque wusste genau, dass Adil Schah unbedingt abreisen musste. Er musste andere Kriege führen. Es blieb weiterhin ein Tauziehen. Doch als der Juli zu Ende ging und der August kam, besserte sich das Wetter allmählich; der Regen ließ nach. Es bestand die Möglichkeit, dass sie aus ihrem pestbringenden Gefängnis im Mandovi entkamen. Albuquerque wollte, dass Timoji Vorräte beschaffte und zurückkehrte, so dass die Belagerung aufrechterhalten blieb, bis Adil Schahs Geduld erschöpft war, aber die Männer konnten nicht mehr. Sie flehten ihn an abzusegeln. Gegen seinen Willen gab er nach. Und „am 15. August, dem Tag unserer Jungfrau, vor einem günstigen Wind“, lief „der Gouverneur mit der ganzen Flotte aus dem Fluss aus“ und segelte zu den Angediven.[15] Sie waren 70 Tage voller Regen, Hunger und Beschuss im Mandovi gefangen gewesen. Allein das Ausharren und Überleben waren fast ein Sieg. Für Albuquerque war die Sache jedoch noch nicht zu Ende. Genau wie in Hormus schwor er, nach Goa zurückzukehren und zu siegen. Es war erstaunlich, in welch kurzer Zeit er den Schwur hielt.



19

Der Einsatz von Terror

August – Dezember 1510

Auf der Insel Angediva traf Albuquerque unerwartet auf eine kleine Flottille aus vier Schiffen unter dem Kommando von Diogo Mendes de Vasconcelos, die zu dem fernen Malakka auf der Malaiischen Halbinsel segeln sollte. Manuel hatte kurzerhand dieser unscheinbaren Streitkraft befohlen, den Ort zu erobern. Das Kapital hatten zum Teil florentinische Investoren zur Verfügung gestellt; unter ihren Repräsentanten war Giovanni da Empoli, der Albuquerque bereits auf einer früheren Reise begleitet hatte. Er traf den Gouverneur „sehr ungehalten über die in Goa erlittene Niederlage sowie über viele andere Dinge“ an.[1] Der überlieferte Bericht Empolis, der vermutlich zwei Jahre danach während einer Erkrankung an Skorbut in einer Flaute vor der Küste Brasiliens geschrieben wurde, ist bitter und mürrisch. Er schildert, wie besessen Albuquerque von Goa war, wie entschlossen, so schnell wie möglich zurückzukehren und es einzunehmen. Er brauchte dafür alle Kräfte, die er aufbieten konnte, einschließlich der Flottille, die für Malakka bestimmt war, und er musste, in Anbetracht der langwierigen Tortur im Mandovi, geschickt vorgehen, um die Zustimmung seiner Kommandeure zu bekommen. Er hatte das Potenzial der Insel erkannt und fürchtete, dass die Rückkehr einer Flotte der Rumes aus ihr einen uneinnehmbaren Stützpunkt gegen die portugiesischen Interessen machen könnte. Er hob die drohende Gefahr einer neuen Armada hervor. Für Empoli war die ägyptische Bedrohung zu einem Scheinkrieg geworden: „Die Neuigkeiten über die Rumes war das, was man seit Jahren bereits erwartet hatte, aber die Wahrheit ist nie ans Licht gekommen … derzeit konnte man solche Neuigkeiten wegen der fehlenden Glaubwürdigkeit seitens der Muslime nicht als gesichert

ansehen.“[2] Insgeheim warf er Albuquerque vor, mit Hilfe von Malik Ayaz in Diu Briefe zu fabrizieren, um sein Anliegen zu untermauern.

Was immer die Wahrheit sein mag, es gelang Albuquerque jedenfalls rasch, die Flotte, einschließlich der Malakka-Schiffe, zu einem weiteren Angriff zu bringen, mit Argumenten, durch Überredungskünste oder gar Zwang. In Anbetracht der Empfindlichkeit der portugiesischen Parteien in Cochin und Cannanore war dies eine beachtliche Leistung. Der stets wachsame Timoji ließ ihm eine Nachricht zukommen, dass Adil Schah Goa verlassen habe, um wieder mit Vijayanagar zu kämpfen; der Zeitpunkt war günstig. Nach zwei Monaten hektischer Wartungsarbeiten und Ergänzung der Vorräte war die Flotte bereit. Bei einer Ratssitzung in Cochin am 10. Oktober zwang der Gouverneur den Kapitänen seinen Willen auf: Wer ihm folgen mag, soll ihm folgen. Jene, die sich weigerten, mögen sich vor dem König rechtfertigen. Auf Malakka und das Rote Meer werde man anschließend rasch zurückkommen. Wiederum setzte er sich dank der Ausstrahlung seiner Persönlichkeit sowie einiger Drohungen durch. Diogo Mendes de Vasconcelos samt den widerwilligen Florentinern stimmte zu, den Besuch in Malakka zu verschieben. Sogar die Meuterer der Ruy-Dias-Episode, die es vorgezogen hatten, im Gefängnis zu bleiben, wurden entlassen und schlossen sich an. Am 16. Oktober schrieb Albuquerque dem König einen Brief zur Rechtfertigung, in dem er noch einmal erklärte, warum er so großen Wert auf Goa legte: „Ihr werdet sehen, wie günstig es ist, Eure Hoheit, dass Ihr, wenn Ihr Herrscher von Goa seid, das ganze Reich Indien in Verwirrung stürzen werdet … es gibt keinen Ort an der Küste, der so gut oder so sicher wie Goa ist, weil es eine Insel ist. Selbst wenn Ihr ganz Indien verlieren solltet, könntet Ihr es von dort zurückerobern.“[3] Diesmal ging es nicht nur darum, die Insel zu erobern. Goa sollte von der muslimischen Präsenz gesäubert werden.

Am nächsten Tag setzte er mit 19 Schiffen und 1600 Mann Segel. Am 24. November lag die Flotte wieder in der Mündung des Mandovi. Zunehmend kämpften die Portugiesen nicht länger allein. Im Zuge der Machtkämpfe an der indischen Küste gelang es ihnen, kleine Fürstentümer in ihren Wirkungskreis einzugliedern. Der Sultan von Honavar schickte dem Vernehmen nach 15.000 Mann auf dem Landweg; wiederum war Timoji imstande, 4000 Mann zusammenzutreiben und sechs kleine Schiffe auszustatten. Adil Schah hatte Goa jedoch nicht wehrlos zurückgelassen. Er

hatte eine Garnison von 8000 Mann stationiert – weiße Türken nannten die Portugiesen diese Männer, erfahrene Söldner aus dem Osmanischen Reich und dem Iran – sowie eine Anzahl venezianischer und genuesischer Abtrünniger mit guten Kenntnissen im Kanonengießen.

Albuquerque beschloss, nicht länger zu warten. Am 25. November, dem Tag der Heiligen Katharina, teilte er seine Kräfte in drei Gruppen auf und griff die Stadt von zwei Seiten her an. Die folgenden Ereignisse waren keineswegs ein Triumph der organisierten militärischen Taktik, die er versucht hatte, den Männern beizubringen. Es war der traditionelle Berserker-ähnliche Kampfstil der Portugiesen, der den Sieg brachte. Unter den Rufen „Heilige Katharina! Santiago!“ stürmten die Männer die Barrikaden unterhalb der Stadt. Einem Soldaten gelang es, seine Waffe in das Stadttor zu klemmen, so dass die Verteidiger es nicht schließen konnten. An anderer Stelle stieß ein kleiner, flinker Mann namens Fradique Fernandes seinen Speer in die Mauer und zog sich auf die Brustwehr hoch. Dort schwenkte er die Fahne und rief: „Portugal! Portugal! Sieg!“

Von diesem plötzlichen Auftritt abgelenkt, verloren die Verteidiger das Gerangel um das Stadttor. Es wurde aufgestoßen, und die Portugiesen strömten in die Stadt. Während die Verteidiger zurückwichen, fiel eine andere Einheit über sie her, die sich durch ein zweites Tor gewaltsam Zutritt verschafft hatte. Der Kampf war extrem blutig. Die portugiesischen Chronisten berichteten von Taten wahnwitzigen Draufgängertums. Einer der ersten, der die Mauer durchbrach, Manuel de Lacerda, wurde knapp unterhalb des Auges von einem Pfeil mit Haken getroffen, der zu tief eindrang, um entfernt zu werden. Er brach einfach den Schaft ab und kämpfte mit dem grässlichen Stummel in seinem blutüberströmten Gesicht weiter. Ein anderer Mann namens Jerónimo de Lima kämpfte, bis er zusammenbrach. Sein Bruder João fand ihn und wollte bei ihm bleiben und ihm Trost zusprechen, während er sein Leben aushauchte. Der sterbende Mann blickte auf und tadelte ihn, weil er den Kampf unterbrochen hatte. „Bruder, geh du weiter deinen Weg“, werden seine letzten Worte überliefert. „Ich gehe meinen.“[4] João kehrte später zurück und traf ihn tot an.

Der muslimische Widerstand brach zusammen. Männer versuchten, über die seichten Furten aus der Stadt zu fliehen, wo viele ertranken. Andere, die das andere Ufer erreichten, wurden von den verbündeten Hindu in Empfang genommen. „Sie kamen mir über die Furten und von den Bergen zu Hilfe“,

schrieb Albuquerque später. „Sie erschlugen alle Muslime, die aus Goa entkamen, ohne das Leben eines einzigen Geschöpfs zu verschonen.“[5] Die ganze Aktion hatte nur vier Stunden gedauert.

Albuquerque schloss die Tore, um seine Männer davon abzuhalten, ihre Feinde ungezügelt zu verfolgen. Dann gab er die Stadt zur Plünderung und zum Massaker frei. Es folgte ein blutiges Nachspiel. Die Stadt sollte von allen Muslimen gesäubert werden. Albuquerque schilderte später seine Handlungsweise dem König ohne Zeichen der Reue:

> Unser Herr hat große Dinge für uns vollbracht, weil er wollte, dass wir eine so herausragende Tat vollbringen, dass sie selbst das übertrifft, worum wir gebetet haben … Ich habe die Stadt niedergebrannt und alle getötet. Vier Tage lang haben unsere Männer ununterbrochen gemordet … wo immer wir uns Zutritt verschaffen konnten, haben wir das Leben keines einzigen Muslimen verschont. Wir haben sie in Moscheen zusammengetrieben und sie in Brand gesteckt. Ich habe befohlen, dass weder die [Hindu-]Bauern noch die Brahmanen getötet werden durften. Wir haben die Zahl der toten muslimischen Männer und Frauen auf 6000 geschätzt. Es war, Sire, eine sehr noble Tat.[6]

Unter den Menschen, die bei lebendigem Leib verbrannten, war ein portugiesischer Renegat, der während der Belagerung im Mandovi ans Ufer geschwommen war. „Kein Mensch entkam“, schrieb der florentinische Kaufmann Piero Strozzi, „Männer, Frauen, die Schwangeren, Babys auf den Armen“.[7] Die Leichen wurden den Krokodilen zum Fraß vorgeworfen; „die Zerstörung war so gigantisch“, erinnerte sich Empoli, „dass der Fluss mit Blut und Toten gefüllt war, so dass eine Woche danach noch die Gezeiten die Leichen an die Ufer spülten“.[8] Offenbar waren die Reptilien außerstande, das Überangebot an Futter zu bewältigen.

Mit dem Wort „gesäubert“ beschrieb Albuquerque diesen Vorgang gegenüber Manuel. Er sollte ein Exempel statuieren. „Dieser Einsatz von Terror wird Eurer Befehlsgewalt Großes bringen, ohne dass wir sie erobern müssen“, fuhr er fort. „Ich habe keinen einzigen Grabstein noch ein islamisches Gebäude stehen lassen.“[9] In Wirklichkeit tötete er sie nicht allesamt; ein paar „weiße und wunderschöne“ Musliminnen wurden verschont, um sie zu verheiraten.[10] Nach allen Schilderungen war die Plünderung ein prächtiger Erfolg. Strozzi war ganz geblendet von den Reichtümern des Orients, die vor seinen Augen weggeschafft wurden. „Hier findet man alle Reichtümer der Welt – Gold ebenso wie Juwelen … Ich denke, sie sind uns unendlich überlegen, außer wenn es ums Kämpfen geht“,

schrieb er seinem Vater. Er schloss mit einem bedauernden Tonfall, rechnete allerdings dennoch mit seinem Segen. „Ich war außerstande, etwas zu erbeuten, weil ich verwundet gewesen war. Immerhin hatte ich Glück, es war kein vergifteter Pfeil.“[11]

Gegen Ende des Tages begrüßte Albuquerque persönlich seine siegreichen Kapitäne und dankte ihnen für ihre Anstrengungen. „Viele wurden zum Ritter geschlagen“, dokumentierte Empoli, „unter denen er die Freundlichkeit hatte, mich einzuschließen“. Auch wenn dies nicht dazu beitrug, seine Haltung gegenüber dem Gouverneur zu ändern. „Es ist besser, ein Ritter als ein Kaufmann zu sein“, fügte er hinzu, als er über das vergleichsweise geringe Ansehen nachgrübelte, mit dem der portugiesische Adel kommerzielle Aktivitäten betrachtete.[12] Unter den Ersten, die Albuquerque in der Stadt empfingen, war Manuel de Lacerda. Er ritt ein reich geschmücktes Pferd, das er einem Muslim, den er getötet hatte, abgenommen hatte. Der Schaft des Pfeils ragte immer noch aus seiner Wange. Er war von Blut überströmt; „und als er ihn so mit einem Pfeil im Gesicht und die Rüstung von Blut bedeckt erblickte, umarmte [Albuquerque] ihn, küsste ihm das Gesicht und sagte: ‚Edler Herr, Ihr seid so ehrenwert wie der gemarterte Heilige Sebastian.‘“[13] Dieses Bild sollte sich in die portugiesische Legende einbrennen.

Die indischen Herrschaftsgebiete registrierten voller Überraschung, dass Goa einer Handvoll Portugiesen zum Opfer gefallen war. Albuquerques verblüffender Coup machte eine strategische Neubetrachtung erforderlich. Aus fern und nah kamen Gesandte, um ihren Respekt zu zollen, um einzuschätzen und abzuwägen, was dies bedeuten mochte.

Albuquerque hatte innovative Ideen für die Sicherung dieses neuen Reiches. Da er sich darüber im Klaren war, wie klein die Zahl der Portugiesen war, und weil er ihre hohe Sterblichkeitsrate und den Mangel an Frauen kannte, befürwortete er gemischte Ehen und förderte die Vereinigung einfacher Portugiesen (Soldaten, Maurer, Zimmerleute) mit einheimischen Frauen. In der Regel handelte es sich um Hindus aus niedrigen Kasten, die getauft wurden und eine Aussteuer erhielten. Die verheirateten Männer, die sogenannten Casados, bekamen ebenfalls finanzielle Anreize, damit sie feste Bindungen eingingen. Nur zwei Monate nach der Rückeroberung von Goa hatte er 200 solche Eheschließungen arrangiert. Das war ein pragmatisches Vorgehen. Ihm ging es darum, eine lokale christianisierte Bevölkerung zu gründen, die der portugiesischen Krone loyal war. Aber Albuquerque bewies

darüber hinaus auch eine gewisse aufgeklärte Fürsorge um das allgemeine Wohlbefinden der Frauen in Goa. Er bemühte sich, die Witwenverbrennungen zu ächten und den Frauen Eigentumsrechte zu gewähren. Seine Heiratspolitik, gegen den beträchtlichen Widerstand seitens empörter Geistlicher und Regierungsvertreter, legte den Grundstein für eine dauerhafte indo-portugiesische Gesellschaft.

Unterdessen konnte der kurzerhand eingespannte Diogo Mendes de Vasconcelos, der vom König den Befehl hatte, Malakka einzunehmen, es kaum erwarten, sich auf den Weg zu machen. Es war offensichtlich, dass seine vier Schiffe ohne Unterstützung überhaupt nichts erreichen würden. Und Albuquerque war im Besitz eines Briefes von Ruy de Araujo, eine der 60 portugiesischen Geiseln, die dort aus einer früheren Expedition festgehalten wurden, den er im August erhalten hatte. Araujos Botschaft klang verzweifelt: „Wir warten auf Eure Ankunft … Gott gebe, dass Ihr in den nächsten fünf Monaten kommt, sonst werdet Ihr uns nicht mehr lebend antreffen.“ Er lieferte eine Fülle an Informationen über die Politik und die militärische Kapazität der Stadt, dass sie zwar riesig, aber schlecht verteidigt sei, betonte aber: „Euer Gnaden muss mit Eurer ganzen Macht herkommen, auch wenn dies nicht unbedingt notwendig wäre, um auf Land und zur See Angst und Schrecken zu verbreiten.“[14] Im April 1511 setzte Albuquerque Segel für eine neue Eroberung. Er hatte sich nur vier Monate lang in Goa aufgehalten.

Im gleichen Jahr versetzten die Portugiesen, ohne dass Albuquerque davon wusste, den Mamluken einen weiteren schweren Schlag, aber diesmal vom Mittelmeer aus. Im August fing ein Geschwader Kriegsgaleeren unter Führung von André do Amaral, einem portugiesischen Ritter des Johanniterordens auf Rhodos, eine Flotte von Schiffen ab und zerstörte sie. Die Schiffe transportierten aus dem Libanon Holz nach Ägypten. Das Holz war für den Bau einer neuen Flotte gedacht, um Diu zu rächen. Die Mamluken waren abhängig vom Import von Holz aus dem östlichen Mittelmeer; ohne diese Lieferungen waren ihnen die Hände gebunden. Die Katastrophe warf ihre seefahrerischen Anstrengungen um Jahre zurück.



20

Zum Auge der Sonne

April – November 1511

In ihrem ersten Jahrzehnt im Indischen Ozean verging die Zeit für die Portugiesen gleichzeitig schnell und langsam. Die Kommunikation zwischen Lissabon und Indien war mit Sicherheit quälend langsam – es dauerte mindestens eineinhalb Jahre, bis auf einen königlichen Befehl eine Antwort kam –, und doch schritt der Lernprozess außergewöhnlich schnell voran: Das Sammeln geographischer, kultureller und linguistischer Informationen, das Anfertigen von Karten und das politische Verständnis mit all seinen Nuancen hatte so rasche Fortschritte gemacht, dass aus der Sicht des Jahres 1510 das erste Auftreten Vasco da Gamas fast schon wie ein Mythos erschien. Als seine sturmgebeutelten Schiffe im Jahr 1499 zurückkehrten, brachten sie Gerüchte über die Entfernung nach Malakka mit, dass „es 40 Tage Segeln von Calicut aus bei einem guten Wind sei … alle Gewürznelken stammen von dort … Es gibt viele große Papageien in diesem Land, deren Gefieder rot wie Feuer ist“.[1] Im Jahr 1505 befahl der König beiläufig Almeida, neue Meere zu eröffnen: Malakka wie auch Ceylon und China zu „entdecken“ und „welche anderen Weltteile auch immer noch unbekannt sein mögen“ und unterwegs Wappenpfeiler aufzustellen.[2] Die ruhelosen Portugiesen sehnten sich nach neuen Horizonten.

Ein Jahr später, 1506, war Malakka bereits zu einem wichtigen strategischen Ziel aufgestiegen: Almeida wurde befohlen, sich sofort auf die Suche nach diesen Meeren zu begeben und an der Küste von Malabar nur eine Rumpftruppe zurückzulassen. Was den König angetrieben hatte, war die nagende Angst vor Rivalen: Meldungen von einer „kastilischen Flotte … die in diesem Sommer bereit gemacht wurde, um nach dem besagten Malakka zu

suchen“.[3] Das hing mit den Unklarheiten des Vertrags von Tordesillas zusammen. Die 1494 gezogene Demarkationslinie verlief wie ein Ring um die Erde, und die Kastilier waren überzeugt, Malakka liege innerhalb ihrer Einflusszone auf der gegenüberliegenden Halbkugel. Weil Kolumbus hartnäckig daran festhielt, dass seine Entdeckungen einen direkten Seeweg in den Orient wiesen, herrschte in Lissabon nun die ernste Besorgnis, dass die Spanier imstande sein könnten, nach Westen zu segeln. Es sah wie ein Wettrennen aus. Almeida konnte allerdings nicht mehr tun, als zwei Männer auf einem Handelsschiff auszuschicken, das nie ankam; denn der Vizekönig war überzeugt, dass er in Anbetracht der Bedrohungen für seine verwundbaren Brückenköpfe in Malabar auf keinen Fall selbst fahren dürfe. In seiner Ungeduld über die, wie er meinte, absichtliche Verzögerungstaktik hatte Manuel im Jahr 1508 eine Flottille von Lissabon aus direkt nach Malakka geschickt, um dort eine Handelsniederlassung zu gründen. Die Überlebenden ebendieser unseligen Expedition wurden nunmehr vom dortigen Sultan als Geiseln gehalten; und deren Briefe flehten Albuquerque an, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Außerdem wurden die Portugiesen angespornt, weil sie immer klarer die Bedeutung dieser Stadt erkannten. Das strategisch günstig an der Westküste der Malaiischen Halbinsel gelegene Malakka hatte sich in kaum einem Jahrhundert von einem armen Fischerdorf zu einem der wichtigsten Zentren des Welthandels entwickelt. „Die Menschen können den Wert Malakkas wegen seiner Größe und Gewinns nicht schätzen“, schrieb der portugiesische Kaufmann Tomé Pires. „Malakka ist eine Stadt, die für den Handel gemacht wurde, besser geeignet als jede andere auf der Welt … Malakka … liegt genau in der Mitte, und der Handel und die Wirtschaft zwischen den verschiedenen Nationen aus tausend Leguas in jeder Richtung muss [dorthin] kommen.“[4] Es verband den Handel aus dem Indischen Ozean und allen Punkten westlich davon mit dem des Chinesischen Meeres und des Pazifiks. Seit ihrem Rückzug von der Westküste Indiens war Malakka der Bestimmungshafen der chinesischen Handelsdschunken. Sie nannten es das Auge der Sonne. Es war damals die kosmopolitischste Stadt auf der Welt, wo, laut Pires, 84 Sprachen zu hören waren. Er zählte ein ganzes Alphabet der Handel treibenden Völker außerhalb von Europa auf: Männer aus Kairo, Hormus, Goa, Kambodscha, Timor, Ceylon, Java, China, Brunei. Selbst die Papageien waren dem Vernehmen nach mehrsprachig. Malakka handelte

Wollstoffe, Glas- und Eisenarbeiten aus Venedig, Opium und Düfte aus Arabien, die Perlen des Persischen Golfs, das Porzellan aus China, Muskat von den Banda-Inseln, den Stoff aus Bengalen und die Gewürze der Molukken. Es war größer als Lissabon und hatte fast so viele Einwohner wie Venedig, etwas mehr als 100.000 Menschen. „Es besteht kein Zweifel daran, dass Malakka von so großer Bedeutung und Gewinn ist, dass mir scheint, dass auf der ganzen Welt nichts ihm ebenbürtig ist“, schrieb Pires.[5] Es wurde von einem muslimischen Sultan regiert. Manuel hatte es ebenso auf den Reichtum Malakkas wie auf die Rettung der Geiseln abgesehen.

Die Hauptakteure in der Arena waren die Muslime aus Java und aus Gujarat. Für die arabischen Dhauen war die Entfernung zu groß, um in einer Monsunperiode die Strecke zurückzulegen. Kaufleute aus Gujarat fungierten als Zwischenhändler für den Handel aus dem westlichen Indischen Ozean und hatten den größten Einfluss auf den Sultan von Malakka. Da sie eine Rivalität für den Handel wie in Calicut befürchteten, hatten sie den Sultan überredet, die portugiesische Handelsniederlassung zu zerstören und die Insassen als Geiseln zu nehmen.

Araujos Brief hatte Albuquerque viele Informationen über die Stadt geliefert. Er hatte den Rat der Geiseln befolgt, mit der ganzen Streitmacht anzureisen, die er aufbieten konnte, um den Gegner einzuschüchtern: Er nahm 18 Schiffe mit, darunter 12 Karacken. Die Belegschaft war das größere Problem. Er verfügte über nur 700 Portugiesen und 300 Mann aus Malabar, um eine vermutlich gewaltige einheimische Armee herauszufordern; außerdem war es ein extrem gewagter Angriff über eine lange Distanz. Sie mussten 1500 Seemeilen quer durch den östlichen Indischen Ozean zurücklegen, ohne Rückzugsstellung, falls Schwierigkeiten auftreten sollten. Unterwegs konnten Schiffe verloren gehen, und Albuquerques eigenes Flaggschiff, die *Frol de la Mar*, war inzwischen neun Jahre alt und kaum noch seetüchtig.

Die Flotte befolgte auch Araujos Rat, während der Fahrt Angst und Schrecken zu verbreiten, indem sie muslimische Schiffe kaperten und den kleinen Vasallenfürstentümern Malakkas an der Küste Sumatras bedrohliche Besuche abstatteten. Für viele war dies ein neues Meer; anstelle der Dhauen im westlichen Indischen Ozean waren nunmehr die Dschunken aus Sumatra und Java zu sehen: robuste Schiffe mit vier Masten und hohen Seitenwänden, „die sich stark von der Art der unseren unterscheiden, weil sie aus sehr

dickem Holz gebaut sind“. Sie hatten reichlich Gelegenheit, sich über diese Fahrzeuge zu wundern. Als sie einer Dschunke begegneten, die gar die mächtige *Frol de la Mar* überragte und „ebenso stark wie eine Burg war, weil sie drei oder vier Decks übereinander haben, so dass die Artillerie ihm nichts anhaben kann“,[6] hielt das Schiff zwei Tage lang dem portugiesischen Bombardement stand. Erst als es ihnen gelang, das Ruderblatt wegzuschießen, war das Schiff so manövrierunfähig, dass die Besatzung kapitulierte. „Und sie kamen die Landungsbrücke mit einer Neigung von 20 Grad herunter, so hoch war die Dschunke.“[7]

Giovanni da Empoli war wiederum unter jenen, die von Albuquerque mitgeschleppt wurden. Er wurde unfreiwillig auserwählt, an Land zu gehen und den feindseligen Fürsten Sumatras Offerten zu unterbreiten. „Er handelte wie ein Mann, der sich wenig um mich scherte“, beklagte sich der Florentiner. Um den 1. Juli traf die Flotte vor Malakka ein, „und nachdem wir vor der Stadt beigedreht hatten, warfen wir die Anker der Schiffe, ohne einen Schuss mit der Artillerie oder sonst etwas abzugeben, und warteten darauf, dass sich eine Gesandtschaft des Königs am Ufer zeigte“. Laut Empoli lag die Stadt „in der Nähe der Meeresküste, dicht besiedelt mit Häusern und Villen, und sie ist gut über drei Leguas lang, was ein wunderschöner Anblick ist“. Sie erstreckte sich entlang der Küste: mit Palmwedeln gedeckte Häuser, dazwischen die Minarette der Moscheen in einem tief liegenden sumpfigen Gelände. Etwa in der Mitte ergoss sich ein Fluss ins Meer, der an der Mündung von einer stabilen Brücke überquert wurde und die Stadt in zwei Hälften teilte. Malakka lebte ganz vom Handel; hinter ihm begann der malariaverseuchte tropische Dschungel, das Reich der Tiger und Krokodile. Das Klima war äquatorial: eine feuchte Hitze, die einen Mann in voller Rüstung umbringen konnte. Der Hafen war voller Schiffe: „zwischen Schiffen und Dschunken etwa hundert Segel neben einer großen Zahl an Ruderbooten und Sampans mit 30 oder 40 Ruderern“, notierte Empoli und bemerkte dazu: „Der Hafen ist sehr schön und sicher gegen jeden Wind … Mehr als 2000 beladene Schiffe können untergebracht werden … weil die niedrigste Wassertiefe über der Messlatte vier Faden sind.“ Dort lag auch eine Reihe Dschunken aus China mit „weißen Männern“ an Bord, die „sich wie wir nach deutscher Art mit französischen Stiefeln und Schuhen kleiden“.[8] Sowohl die chinesischen als auch die hinduistischen Kaufleute schienen freundlich.



Das tief liegende Malakka war durch den Fluss geteilt. Diese Zeichnung von Gaspar Correia wurde nach seiner Gefangennahme und dem Bau eines Forts angefertigt.

Es folgte ein nervenaufreibendes Tauziehen zwischen dem Sultan und dem Gouverneur. Sultan Mohammed wollte ein Friedensabkommen, das sicheres Geleit für die Schiffe garantierte, von denen sein Reichtum abhing, bevor er die Geiseln aushändigte. Albuquerque wollte zuerst die Geiseln haben. Der Sultan, der von Muslimen aus Gujarat und Java beraten wurde, setzte auf den Monsunzyklus, verschleppte die Verhandlungen, bis das Wetter die Portugiesen vertreiben würde. Gleichzeitig ließ er die Eindringlinge aufmerksam beobachten – er wusste genau, wie wenige Männer sie hatten – und bereitete seine Verteidigung vor. Albuquerque verlor die Geduld. Mitte Juli nahm er die Stadt unter Beschuss und brannte einige Häuser im Hafenviertel nieder sowie die Dschunken aus Gujarat. Eilig kehrte der Sultan an den Verhandlungstisch zurück. Er kleidete die Geiseln mit feinen Stoffen ein und gab sie frei. Albuquerque erhöhte einfach seine Forderungen: die Genehmigung für den Bau einer Handelsniederlassung und eines Forts zum Schutz sowie die Zahlung einer stattlichen Entschädigung für die erlittenen Verluste. Vermutlich rechnete er damit, dass diese Forderungen letztlich abgelehnt würden, und bereitete sich auf den Kampf vor. Eine große Hilfe waren für Albuquerque die Informationen, die von Araujo und den Chinesen über die Stadt durchgesickert waren. Dem Sultan standen angeblich 20.000

Mann, 20 Kriegselefanten, Kanonen und Bogenschützen zur Verfügung. Bei genauerem Hinsehen waren diese Zahlen jedoch längst nicht so beeindruckend, wie sie schienen. Die Kanonen waren von einer schlechten Qualität, es herrschte Mangel an Pulver und geschulten Kanonieren, und in Wirklichkeit waren nur etwa 4000 Mann bewaffnet und kampfbereit. Der Sultan machte immer noch Ausflüchte und fing unterdessen an, stabile Barrikaden auf beiden Seiten der Brücke zu errichten; gleichzeitig schützte er den Strand vor der Stadt mit unter Stroh versteckten Eisenspitzen und Säcken voll Schießpulver.

Araujo drängte den Gouverneur, keine Zeit mehr zu vergeuden; je länger er abwartete, desto stärker würde die Verteidigung ausgebaut sein. Auf dem üblichen Kriegsrat forderte Albuquerque die Kapitäne auf, den Plan zu unterstützen und sich über die Bedeutung im Klaren zu werden: Sie brauchten hier eine Handelsniederlassung, weil Malakka „die bevölkerungsreichste Stadt Indiens ist, die im Zentrum und am Endpunkt all der reichen Waren und des Handels liegt, der durch sie fließt“, und ihre Niederlassung war auf den Bau eines sicheren Forts angewiesen.[9] Diesen Punkt betonte er nachdrücklich. Offenbar war man sich hier einig.

Der Angriff war sorgfältig vorbereitet. Der Schlüssel zu Malakka war die zentrale Brücke über den Fluss: Nimmt man diese ein, ist die Stadt in zwei Hälften geteilt. Dementsprechend teilte Albuquerque seine Kräfte in zwei Gruppen auf: Ein Flügel sollte am westlichen Ufer an Land gehen, wo eine Moschee und der Königspalast lagen; die andere, vom Gouverneur persönlich angeführte, am gegenüberliegenden Ufer, wo der größere Teil der Stadt lag. Die beiden Gruppen sollten sich auf der Brücke treffen. Die Chinesen boten ihre Unterstützung an, aber Albuquerque beschloss, sie von den Kämpfen auszuschließen; stattdessen bat er sie, Transportboote zur Verfügung zu stellen, um die Landung der Männer zu beschleunigen. Zwei Stunden vor Tagesanbruch begannen sie am 24. Juli – dem Vorabend des Namenstags des Heiligen Jakob – den Angriff. Holzbretter wurden auf den Strand geworfen, um die Männer vor den Fallen zu schützen, während sie zu den Barrikaden vorrückten. Das malakkanische Geschützfeuer war relativ wirkungslos, und die Portugiesen waren stark gerüstet. Aber sie wurden von einem Pfeilhagel und von kurzen, dünnen Bolzen empfangen, die aus Blasrohren abgeschossen wurden und mit dem Gift einer speziellen Fischart getränkt waren. Sobald das Gift in den Blutkreislauf gelangte, war der Tod binnen weniger Tage

sicher.

Um die Brücke wurde erbittert gekämpft, wobei Albuquerques Männer rasch vorankamen. Als die Portugiesen endlich die Barrikade stürmten, beschloss der Sultan, persönlich in den Kampf einzugreifen. Seine 20 Kriegselefanten kamen über die Straße und trampelten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte, gefolgt von einem großen Kontingent Soldaten. Von den Aufbauten aus schossen Bogenschützen auf die Eindringlinge, während die Elefantentreiber ihre Tiere anfeuerten, an deren Stoßzähnen Schwerter befestigt waren. Der Sultan ritt auf dem königlichen Elefanten voran. Angesichts dieser beängstigenden Schar wichen die Portugiesen allmählich zurück. Nur zwei Männer hielten stand und griffen den wütenden Elefanten des Herrschers mit ihren Speeren an. Einer stieß ihm den Speer ins Auge, der andere in den Bauch. Vor Schmerzen wahnsinnig, drehte das verwundete Tier unter lautem Getöse den Kopf, packte seinen Treiber und warf ihn auf den Boden. Ein wildes Durcheinander und lautes Trompeten brach unter den folgenden Elefanten aus. Dem Sultan gelang es, von seinem Tier zu rutschen und zu entkommen, aber der Vorstoß war gestoppt; die Elefanten rannten in Panik weg und ließen zertrampelte Leiber auf ihrem Weg zurück.

In dem Rauch, dem Lärm, der Verwirrung, dem Pfeifen der Giftpfeile und unter „Jakob“-Rufen stürmten die Portugiesen schließlich die Brücke. Es war Mittag. Die Sonne hatte ihren Zenit erreicht; nach stundenlangen Kämpfen in der Rüstung und ohne jede Nahrung waren die Männer völlig durchnässt von der hohen Luftfeuchtigkeit. Albuquerque gab Befehl, aus den Segeln Schattenspender zu konstruieren, aber die Soldaten waren einfach zu erschöpft – und außerstande, sich dazu aufzuraffen, die Barrikaden wieder aufzubauen, die sie brauchten, um die hart erkämpfte Brücke zu sichern. Albuquerque fasste eigenmächtig den Beschluss, wieder abzuziehen, sehr zum Verdruss der Kapitäne, die sich auf die Zerstörung der Stadt gefreut hatten. Um in Anbetracht dieses Protestes die Moral zu heben, schickte er Trupps aus, die einige Gebäude des Königs und die Moschee in Brand stecken sollten. Sie stießen auf einen prächtigen Holzpavillon, der auf einen riesigen Karren mit 30 Rädern montiert war, jedes so hoch wie ein Zimmer. Der Pavillon war für die feierliche Hochzeitsprozession der Tochter des Sultans mit einem benachbarten König gebaut worden – „ausgekleidet mit Seidenbehängen im Innern und Fahnen außen – und alles wurde

verbrannt“.[10] Das war zumindest ein Trost für das Scheitern ihrer Strategie. Die Brücke wurde aufgegeben. Die Portugiesen nahmen 72 Kanonen und ihre Verwundeten mit. „Kein einziger der Männer, die von Pfeilen vergiftet worden waren, überlebte, bis auf Fernão Gomes de Lemos, dessen Wunden mit Schweinefett verbrüht worden waren, kaum dass er sie empfangen hatte. Diese Behandlung war, nach Gottes Willen, seine Rettung.“[11]

Es trat eine Pause der Ungewissheit ein. Der Sultan zeigte sich schockiert darüber, dass die Stadt nach der Freilassung der Geiseln angegriffen worden war, und bot einen Frieden an. Er spielte auf Zeit und wartete darauf, dass das Wetter umschlug. Das Scheitern der Portugiesen gab ihm neues Vertrauen. Er baute die Verteidigungsanlagen wieder auf – die Barrikaden, die Fallen am Strand, deren Spitzen jetzt mit Gift getränkt wurden – und ließ in den Straßen der Stadt Barrieren aufstellen. Doch Albuquerque hatte feierlich bei seinem langen weißen Bart geschworen, dass seine Rache Malakka treffen sollte, und er sollte seine Rache bekommen.

Das Problem blieb die hohe Brücke, die den Eingang in die Stadt beherrschte und jetzt stärker befestigt war als zuvor. Die Lösung bestand darin, sie noch zu überragen. Vermutlich erinnerte sich Albuquerque an den bemerkenswerten zweitägigen Kampf mit der Dschunke in der Straße von Malakka, der gezeigt hatte, wie hoch und stabil gebaut diese Schiffe waren. Also beschlagnahmte er eine der viermastigen Dschunken aus Java im Hafen, stellte sie mit Kanonen voll und schleppte sie unter dem Kommando von António d’Abreu zur Brücke. Wegen des großen Tiefgangs konnte das Fahrzeug nur bei eingehender Flut nähersegeln; schließlich saß sie auf einer Sandbank fest und überragte von dort aus die Brücke. Die im Schussfeld der Verteidiger liegende Dschunke wurde zum Ziel eines intensiven Bombardements. Sie blieb jedoch unbeschädigt. Fünf mit Holz, Pech und Öl beladene Flöße ließ man den Fluss hinabtreiben, um die Dschunke in Brand zu stecken. Sie wurden von Männern in kleinen Booten mit langen Harpunen mit Eisenspitzen weggestoßen. Ein Musketenschuss traf Abreu im Gesicht, zerschlug ihm die Zähne und riss ein Stück von der Zunge ab. Als Albuquerque jedoch befahl, den Verwundeten zu ersetzen, lehnte Abreu dies rundheraus ab und erklärte: „Solange er noch Beine zum Gehen, Hände zum Kämpfen habe, und ihm ein Teil der Zunge bleibe, um Befehle zu erteilen, werde er, was immer ihm noch an Lebensrest blieb, seinen Posten an

niemanden abgeben.“[12] Abreu blieb auf der Dschunke und war bereit, die Brücke unter Beschuss zu nehmen.

Albuquerques Vorbereitungen für diesen zweiten Angriff waren besser durchdacht. Neben einem großen Vorrat an Armbrüsten befahl er die Bereitstellung von Fässern, Keilhacken, Spaten und Ästen, damit rasch Barrikaden errichtet werden konnten, sobald die Brücke gestürmt war. Mehrere Abschirmungen aus Holz wurden vorbereitet, um die vorrückenden Männer vor Musketenschüssen und Giftpfeilen zu schützen, sowie noch mehr Planken zum Auslegen, wenn sie über den mit Fallen übersäten Strand stürmten. Alles war bereit. Den Chinesen gab er die Erlaubnis, mit Geschenken und Segenswünschen abzusegeln. Am 9. August rief er alle Kapitäne und Fidalgos zu einer weiteren Sitzung zusammen.

Es war offensichtlich, dass viele, nach dem gescheiterten Angriff und der eigenmächtigen Entscheidung des Gouverneurs abzuziehen, unzufrieden waren. Das tödliche Werk der malakkischen Blasrohre machte ihnen ebenfalls Angst; und die Vorstellung, bei tropischer Hitze ein Fort zu bauen, war alles andere als verlockend. Die Fidalgos betrachteten eine solche Arbeit stets als unter ihrer Würde. Sie würden es vorziehen, die Stadt zu plündern und abzuziehen. Nach mehreren überlieferten Berichten hielt Albuquerque eine leidenschaftliche Ansprache. Er umriss den ganzen strategischen Plan für den Indischen Ozean. Wenn die Erstickung des muslimischen Handels im Roten Meer das ultimative Ziel war, so war Malakka ein entscheidender und wesentlicher Bestandteil.[13] Es war „die Quelle aller Gewürze, Tinkturen und Reichtümer der ganzen Welt … die Route, über die mehr Pfeffer nach Mekka gelangte als über Calicut“.[14] Die Eroberung der Stadt würde Kairo, Alexandria und Venedig abschnüren und die Verbreitung des Islam verhindern: „Wer immer Herr Malakkas ist, hat seine Hand an der Kehle Venedigs“, wie Tomé Pires schrieb.[15] Albuquerque kannte die Nervenzentren des Handels im Indischen Ozean und verstand, warum Malakka so wichtig war. Er versuchte die Fidalgos zu überzeugen, dass die Stadt, wenn sie einmal von den Portugiesen eingenommen war und vernünftig regiert wurde, mit Hilfe lokaler Bündnisse gehalten werden könnte, unabhängig davon, wie viele Männer ihnen zur Verfügung standen. Albuquerque baute ein Reich auf und plünderte nicht einfach nur eine Stadt, aber – und damit kam er zum wichtigsten Punkt – Malakka konnte ohne ein Fort nicht gehalten werden. Indem er seinen Kommandeuren fest in die

Augen sah, wollte er sicher sein, dass sie sich zu dem Bau verpflichten würden. In der Angelegenheit äußerte er sich ganz klar. Er war nicht bereit, „die Männer an Land zu setzen, noch zu kämpfen, wenn der Ort nicht mit einem Fort gehalten werden konnte – das Leben auch nur eines Mannes zu riskieren, ganz gleich welche Beute wir machen konnten, würde mir nicht im Sinne des Königs meines Gebieters erscheinen“.[16] Es war ein starker Appell, der die Reichsgründung mit dem Eifer der Kreuzfahrer, den ritterlichen Pflichten – und dem Eigeninteresse verknüpfte. „Die goldene Mauer“ Malakkas strahlte mit Sicherheit hell in den Köpfen der zuhörenden Kapitäne, aber Albuquerque wollte ohne die Zusage zum Fort keinen Schritt weitergehen.[17] Reine Willensstärke setzte sich am Ende durch. Die Fidalgos hofften vermutlich, dass es in Malakka zu wenig Steine gab, um ein Fort zu bauen, erklärten sich aber „zu allem bereit“. Sie „würden ein Fort bauen“ – oder „sogar zwei, wenn nötig“. Albuquerque wollte sich absichern und ließ klugerweise ihre Verpflichtung niederschreiben und bewahrte sie auf.[18]



Am 10. August 1511, beim Einsetzen der Flut, die, so hofften sie, die burgartige Dschunke von der Sandbank lösen und noch näher an die Brücke treiben würde, bereiteten sich die Portugiesen darauf vor, mit gut 1000 eigenen Männern und 200 Kriegern aus Malabar eine Stadt mit 120.000 Einwohnern zu erobern. Es war vermutlich die disziplinierteste, am sorgfältigsten vorbereitete militärische Operation, die sie bislang durchgeführt hatten. Albuquerque hatte die Lehren von Calicut noch nicht vergessen und wurde von dem Geist Coutinhos verfolgt – von der Angst, dass sich die Männer, wenn sie die Barrikaden an der Küste durchbrachen und die Brücke einnahmen, von dem Wunschtraum eingebildeter Schätze in die verwinkelten Gassen einer unbekannten Stadt locken lassen würden, wo sie von der Rüstung erdrückt und von der schwülen Hitze erschöpft, einer nach dem anderen massakriert würden.

Aus dem gescheiterten ersten Angriff hatten sie ihre Lektion gelernt: die Männer nicht in Gruppen aufteilen; die Brückenköpfe einnehmen, sich verschanzen und die Stellung befestigen; eine Nachschublinie organisieren, um zu gewährleisten, dass sie nicht vertrieben werden konnten. Der Plan funktionierte hervorragend. Die Dschunke überragte die Brücke und beschoss

von oben die ungeschützten malakkischen und javanischen Truppen. Die Landung am Westufer klappte gut und schnell; unter der Deckung der Holzschirme und Planken stürmten sie die Barrikaden und schlugen die Männer des Sultans in die Flucht. Das rasche Entladen von Baumaterial garantierte, dass an beiden Enden widerstandsfähige Verteidigungsanlagen für die Brücke gebaut werden konnten. Jetzt waren die Männer des Sultans in zwei Gruppen geteilt. Eine Moschee wurde am östlichen Ende der Brücke eingenommen; ein weiterer beherzter Angriff durch Elefanten wurde abgewehrt. Die Kanonen aus den Schiffen feuerten über ihre Köpfe hinweg in die Stadt hinein, um die Verstärkung einzuschüchtern. Die Portugiesen verschanzten sich, befestigten zwei Häuser in der Nähe der Moschee und stellten eine Geschützbatterie auf ihren Dächern auf.

Die Hitze war mörderisch. Albuquerque ließ wiederum Sonnensegel aufspannen, um seine Männer vor der Sonne zu schützen; die Versorgung mit Proviant und Wasser klappte reibungslos, und die Truppen wurden ausgetauscht. Wenn der Sultan gedacht hatte, dass er die Portugiesen in einen Hinterhalt locken konnte, so irrte er sich. Ein Vordringen in die Stadt war bei Todesstrafe ausdrücklich verboten. Albuquerque beschloss, Schritt für Schritt vorzugehen, vor allem, um die Zahl der Opfer gering zu halten – die Portugiesen waren ohnehin schon wenige – und die Raubgier zu zügeln. Die Tage vergingen. „Wir hielten uns auf dem Land“, so erzählte Empoli, „mit den Rüstungen auf dem Rücken mindestens 20 Tage lang und bewachten den Posten Tag und Nacht, weil stündlich vom Meer und vom Land her Angriffe kamen, und sie machten uns große Schwierigkeiten“.[19] Die Angriffe ließen nach. In dieser Situation zahlte sich die militärische Disziplin aus, die Albuquerque ihnen beizubringen begonnen hatte.

Er schickte die geschulten Einheiten aus, um systematisch Widerstandsnester auszuheben. Sie wurden in quadratischer Formation von sechs mal sechs Mann aufgestellt, die Piken mit blinkenden Eisenspitzen senkrecht, und marschierten in die Stadt mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht die Formation zu verlassen. Geführt wurden sie von Einheimischen, die sich in den Straßen auskannten. Diese gepanzerten Schlachtreihen, die zum Klang der Trompeten und Trommeln und unter „Santiago!“-Rufen marschierten, waren grausam effektiv. Sie hatten Befehl, „das Leben von Muslimen, ihren Frauen und Kindern nicht zu schonen, wo immer sie angetroffen werden“. Sie zogen marodierend und trampelnd durch die Stadt.

Die Soldaten des Sultans, „die noch nie zuvor Piken gesehen hatten“, wandten sich ab und flohen.[20] Innerhalb von acht oder neun Tagen hatten die gedrillten Einheiten die Stadt leergefegt. Der Sultan zog sich, zusammen mit seiner Familie, den Bediensteten und Elefanten, in den Dschungel zurück. Und die Fidalgos, die diese Art der Kriegführung für abscheulich und unehrenhaft hielten, standen dabei und sahen zu. Die Stadt war in portugiesischer Hand.

Die Männer, die die Hitze, wiederholten Angriffe, die Todesgefahr der Giftpfeile und die eiserne Disziplin des Gouverneurs ertragen hatten, sehnten sich nun nach ihrer Belohnung: eine gründliche Plünderung dieses sagenhaften orientalischen Marktes. Albuquerque erkannte an, dass das ihr Recht war, aber er wollte eine lebendige Stadt, keine rauchende Ruine. Er gab strenge Regeln für das Vorgehen aus. Ihnen wurde ein Tag Plünderung gewährt. Die Häuser der Hindus, der Javaner und der Birmanen, mit denen die Portugiesen ein Bündnis geschlossen hatten, sollten von der Plünderung verschont bleiben – deren Hauptwohnsitze wurden mit Fahnen gekennzeichnet. Kein Gebäude sollte in Brand gesteckt werden. Der Palast des Sultans durfte nicht angerührt werden, dessen Inhalt war der Krone vorbehalten. Jeder bekam einen gerechten Anteil. Die Matrosen, die in der Regel bei dem allgemeinen Gerangel nach einem Sieg die Verlierer waren, sollten als Erste ausziehen. Jede Kohorte wurde einzeln aufgerufen. Wenn sie mit dem, was sie tragen konnten, an den Strand zurückkehrten, verlangte der Gouverneur, dass sie bei ihrer Beute blieben, und die nächste Gruppe wurde ausgesandt. Das Ganze endete erst bei Einbruch der Dunkelheit. Die unterirdischen Keller der Kaufmannshäuser bargen außergewöhnlich reiche Beute.

Jeder Mann entschied selbst, was er nahm und was er in der Jagd nach Reichtum zurückließ. Für die Portugiesen war Malakka eine Fundgrube der Schätze im Fernen Osten wie aus Tausendundeiner Nacht. Es war ein Einblick in das, was östlich von Indien lag – und es rückte den Reichtum der Malabar-Küste in ein neues Licht. „Glaubt mir“, schrieb Empoli an seinen Vater, „die Dinge hier sind von großem Wert, und es gibt großartige Dinge und große, von Mauern umgebene Städte, Handel mit Waren und Reichtum, andere Sitten und Lebensweisen. Wir sind nur ein Nichts; Indien ist das Geringste und Ärmste, das es hier gibt“.[21]

Am Ende des Tages, als die Sonne im Meer versank, war die Straße von

Malakka übersät von den verschiedensten außergewöhnlichen Handelswaren: Juwelen, Tiegel mit Moschus, Truhen voller Damast, Seidenstoffe, Taft und Kampfer. „Es gab Kammern voller Sandelholz, die nicht die Mühe wert waren, es wegzuschaffen“, und seltenes blau-weißes chinesisches Porzellan, zu zerbrechlich und unhandlich, um sich darum zu kümmern.[22] Goldbarren, Gefäße mit Goldstaub, Parfüms und seltene Edelsteine waren das bevorzugte Beutegut. Eine große Zahl eiserner Kanonen wurde weggeschafft, von denen einige vermutlich der Samorin geschickt hatte. Aus dem Palast des Sultans trugen die Männer auf Albuquerques Befehl hin Gegenstände von atemberaubendem Wert als Geschenke für den König zusammen, während der Gouverneur, der ebenso sehr mit den Gedanken an seinen eigenen Tod wie an das Leben beschäftigt war, für sich sechs Löwen aus Bronze nahm, als Schmuck für sein Grab. Anschließend wurde der Palast niedergebrannt.

Die Eroberung von Malakka mit seiner riesigen Bevölkerung durch ein paar hundert Portugiesen in wurmstichigen Schiffen war ein außergewöhnlicher Handstreich, eine riskante Heldentat von atemberaubendem Wagemut und unfassbarem Selbstvertrauen, die gegen eine weit überlegene Zahl, noch dazu bewaffnet mit eigenen Feuerwaffen, in Angriff genommen wurde. Rein militärisch betrachtet, hält sie ohne Weiteres dem Vergleich mit jedem einzelnen asymmetrischen Sieg der spanischen Konquistadoren in Amerika stand. Allerdings war, wie Albuquerque vermutet hatte, der Anspruch, die Stadt zu halten, eine ganz andere Angelegenheit.

Mit Schätzen gesegnet, sehnten sich die Kapitäne, und zweifellos auch die Mannschaften, nunmehr danach abzufahren. Sie ersuchten den Gouverneur, nach Indien zurückzukehren – die Flotte könne ja zu einem anderen Zeitpunkt wiederkommen. Albuquerque hatte diese Reaktion zweifellos vorhergesehen. Er wies darauf hin, dass er ihre schriftlichen Zusagen zum Bau eines Forts habe, und erklärte: Wenn sie abreisten, ohne die Stadt „gesichert im Namen des Königs“ zurückzulassen, „hätte ich es verdient, dass man mir den Kopf abschlägt und meine Seele zur Hölle fährt … kein Wort mehr davon. Wir alle müssen uns ans Werk machen, um mit gutem Willen am Bau unseres Forts zu arbeiten – und das möglichst schnell“.[23] Albuquerque war ein gehetzter Mann: die Notwendigkeit, die portugiesische Stellung zu konsolidieren, die Notwendigkeit, vor Einsetzen des Monsuns abzureisen, die Angst vor dem, was in Goa gerade passieren mochte – all dies

trieb ihn an.

Die Zweifler sollten Recht behalten, als sie keine große Begeisterung für die Aufgabe zeigten. Der Bau eines Forts am Fluss mitten in der Stadt entpuppte sich als die reinste Hölle. Empoli, der bei Schwierigkeiten nie ein Blatt vor den Mund nahm, überlieferte seine eigene Darstellung: „Der Oberbefehlshaber baute mit einigen Männern, mit großer Eile am Tag und nachts mit Fackeln ein Fort aus Holzplanken, mit vielen schweren Rundhölzern ringsum und viel Artillerie, und machte es binnen einem Monat stark.“ Es war ein Prozess der kontinuierlichen Verstärkung: „Sobald sie stark genug war, gingen wir daran, eines aus Stein zu bauen …“ Zweifellos zur Enttäuschung des Arbeitstrupps wurden genügend Steine von den Moscheen und Häusern geraubt.

Es war eine schwierige Aufgabe, den Stein auf dem Rücken zu tragen; und jeder Mann war Arbeiter, Maurer und Steinmetz … Das Fort wurde mit den Waffen immer neben uns in der unerträglichen Hitze der Sonne gebaut, weil die Lage dieses Landes zwei Grad nördlich des Äquators ist. Das Land ist niedrig und sumpfig, bevölkert von wilden Tieren, und das erzeugt einen großen Gestank und ungesunde Luft. Wir hatten nichts zu essen außer Reis, mit dem Ergebnis, dass alle unsere Männer krank wurden … Kein einziger Mann war übrig, der nicht an einem teuflischen Fieber litt, so dass in den Baracken der Kapitäne zwei oder drei Tage lang Tote lagen, weil niemand aufzutreiben war, um sie zu bestatten. Ich wurde Anfang Oktober krank, und 40 Tage lang hatte ich ständig Fieber, so hoch, dass ich völlig bewusstlos war.[24]

Durch die hohe Ansteckungsgefahr, die ungesunde Ernährung und die Malaria wurden so viele Portugiesen niedergestreckt, dass sie fast außerstande waren, weiterzubauen. Einheimischen Arbeitern blieb es überlassen, die Arbeit fortzuführen. Albuquerque selbst wurde vom Fieber geschüttelt, beaufsichtigte aber trotzdem weiter den Bau.

Die Festung, die Angst vor Gegenangriffen und die Krankheiten hatten Albuquerque Zeit gekostet. Ende 1511 war es höchste Zeit abzureisen, weil sie sonst ein weiteres Jahr in Malakka festsitzen würden. Albuquerque ließ eine Garnison von 300 Mann und acht Schiffe zurück, die mit weiteren 200 Mann besetzt waren. Die restlichen drei Schiffe, die *Frol de la Mar*, die *Emxobregas* und die *Trinidade*, sollten nach Indien zurückkehren und den größten Teil des Schatzes mitnehmen. Außerdem setzte er 15 Männer auf eine erbeutete Dschunke, die von javanischen Sklaven bemannt werden sollte.

Die *Frol de la Mar* zählte zu den Aushängeschildern der portugiesischen Flotte. Mit 400 Tonnen war sie die größte bislang gebaute Karacke; bestückt mit 40 Kanonen, verteilt auf drei Decks. Mit ihrem hohen Heck und Vorderdeck war sie unter den Dhauen des Indischen Ozeans eine beängstigende Erscheinung – eine schwimmende Festung, die in alle Richtungen feuern konnte. Bei der Schlacht von Diu hatte sie an einem einzigen Tag 600 Kanonenkugeln in die ägyptische Flotte gedonnert, aber wegen ihrer Größe war sie unter schwierigen Bedingungen schlecht zu manövrieren, und inzwischen war sie alt. Die durchschnittliche Lebensdauer eines Schiffes auf der Indien-Route lag bei vielleicht vier Jahren; die Strapazen der langen Fahrten und die Arbeit des Bohrwurms verwandelten stabile Planken mit der Zeit zu Brei. Im Jahr 1512 war die *Frol* seit zehn Jahren auf See. Sie holte gefährlich viel Wasser und musste ununterbrochen geflickt und gelenzt werden. Albuquerque wollte sie nach Cochin zurückbringen und Reparaturen durchführen, aber die meisten waren sich einig, dass das Schiff eine Todesfalle war. Viele der Abreisenden weigerten sich rundweg, mit ihr zu segeln. Nur der beeindruckenden Zuversicht des Gouverneurs war es zu verdanken, dass eine Besatzung zustande kam. Wegen ihrer Größe transportierte sie den größten Teil des Schatzes sowie viele Kranke und Verwundete und einige Sklaven als Geschenk für die Königin.

Der mit der *Trinidade* segelnde Empoli hinterließ einen Augenzeugenbericht über die folgenden Ereignisse. „Und so machten wir uns auf, segelten bei sehr schlechtem Wetter, weil es schon spät war, selbst wenn man von Malakka nach Indien fuhr, am zwanzigsten Tag des Dezember.“ In Wirklichkeit fuhren sie einen Monat später ab. Nach sechs Tagen wurde die kleine Flotte von einem Wirbelsturm erfasst.

Gegen drei Uhr nachts hörten wir einen donnernden Lärm … Wir fanden uns mit unserem Schiff in kaum vier Faden Wassertiefe wieder. Wir warfen sofort Anker … Der Wind war stark und blies in Richtung Ufer, und als der Tag anbrach, sahen wir vier oder fünf Leguas weit das Meer um uns toben, weil wir mitten in den Untiefen waren. Das Schiff des Generalkapitäns befand sich an der seichtesten Stelle; eine riesige Welle traf es am Vorderdeck und riss 16 Männer mit sich, die im Meer ertranken.

Die *Frol* war in großen Schwierigkeiten, leckte jetzt sehr stark und war unfähig, mit der Last der Fracht und dem zunehmenden Gewicht des Wassers

zu manövrieren. Sie hatte ebenfalls den Anker geworfen, um den Sturm auszureiten, aber das Wasser drang so schnell ein, dass die Pumpen nutzlos waren. Laut Empoli traf „eine weitere Welle sie [die *Frol]*, und das Ruder brach ab, und sie krängte seitwärts und lief auf Grund. Sie lief sofort voll Wasser; die Besatzung versammelte sich auf dem Achterdeck und stand dort und hoffte auf Gottes Gnade“.[25]

Es war Zeit, das Schiff aufzugeben. Albuquerque befahl, einige Masten zu fällen und zusammenzubinden, so dass ein primitives Floß entstand. Die Kranken und Verwundeten wurden in das Boot des Schiffes gelegt, während die übrige Besatzung in einem Ruderboot zum Floß gebracht wurde. Albuquerque steuerte mit einem Tau um die Hüfte und das andere Ende mit der *Frol* vertäut, das Ruderboot vor und zurück, bis alle Portugiesen von Bord gegangen waren. Diszipliniert bis zuletzt, befahl er allen, das Schiff nur in Jacke und Hose zu verlassen; wer irgendwelchen Besitz behalten wollte, konnte an Bord bleiben. Was die Sklaven anging, so sollten sie sich selbst helfen. Nachdem sie ins Meer gesprungen waren, ertranken alle, die nicht schwimmen konnten. Einigen gelang es, sich ans Floß zu klammern, wurden aber mit vorgehaltenem Speer daran gehindert, an Bord zu klettern und es zu überladen. Auf See hieß es immer: das Überleben der Wichtigsten. Hinter ihnen brach die *Frol de la Mar* auseinander, sodass nur noch ihr Achterdeck und der Großmast aus dem Wasser ragten. Das Boot des Schiffes und das Floß trieben in der Nacht, „und so blieben sie mit ihren Seelen auf der Zunge und flehten um Gottes Gnade, bis zum Morgengrauen, als der Wind und die See nachließen“.[26]

In dem nächtlichen Durcheinander lotete die *Emxobregas*, die etwas voraus war, die Wassertiefe und beschloss, sich selbst zu retten, indem sie von dem Wrack wegsegelte. Die Gefangenencrew der Dschunke nutzte die Gunst der Stunde, ermordete ihre portugiesischen Herren und setzte sich mit dem Schiff und einer beträchtlichen Menge wertvoller Handelswaren ab. Nur die *Trinidade* war nahe genug, um zu Hilfe zu kommen, war aber selbst in großen Schwierigkeiten, laut Empoli, „und berührte den Meeresgrund, so dass wir die ganze Ausrüstung an Deck und die Artillerie und einen Teil der Gewürze über Bord werfen mussten und unsere Seelen Gott befahlen, weil ich keine andere Lösung sah, denn es gab keine Hoffnung, dass sich irgendjemand durch Schwimmen retten könnte, wegen der großen Menge an Wasser“. Bei Tagesanbruch und nach der Beruhigung des Meeres konnten sie

das Floß ausmachen, mit einer behelfsmäßigen Fahne an einem Speer als Signal.

Die Überlebenden wurden an Bord der *Trinidade* genommen. „Auf dem Schiff … waren etwa 200 von uns, und wir hatten nicht genügend zu essen und zu trinken für so viele Menschen … so viele Leute kamen an Bord, … dass wir in große Verwirrung gerieten.“ Trotz des Proviantmangels wollte Albuquerque nicht einwilligen, zur Aufnahme von Vorräten an Land zu gehen, und beschwor „eindringlich die Notlage, in der sich Indien befand, und viele andere Gründe“.[27] Wegen der Unnachgiebigkeit des Gouverneurs wurde die Fahrt nach Cochin zum reinsten Alptraum, wenn man Empoli Glauben schenken kann. „Wir befanden uns in großen Schwierigkeiten und [litten] Entbehrungen; wir wurden auf sechs Unzen verrotteten Schiffszwieback und einen Mundvoll Wasser gesetzt … Die Beschwerden und das Murren [waren] so laut … dass sich der Kapitän in seiner Kabine einschloss, damit niemand ihn sah.“[28] Einige muslimische Gefangene wurden über Bord geworfen, während sie schliefen, um die Zahl der zu stopfenden Mäuler zu verringern. Und so legten die Portugiesen „den Weg nach Cochin zurück, wo sie unter viel Arbeit an den Pumpen halbtot eintrafen“, mit nichts als den Kleidern, die sie am Leib trugen. Laut einer Quelle hatte Albuquerque eine Krone, ein goldenes Schwert und einen Rubinring, den der König von Siam geschickt hatte, als Geschenk für Manuel gerettet.[29]

Hinter ihnen war nur noch der Aufbau der *Frol de la Mar* über dem Riff von Sumatra zu sehen, und irgendwo auf dem Meeresgrund lag der ganze Schatz aus dem Königspalast und noch viel mehr. „Ich hörte [Albuquerque] sagen“, schrieb Correia in einer der wenigen Erinnerungen aus erster Hand, „dass sie im Gebäude des Königs einen vierbeinigen Tisch mit Steinen im Wert von 70.000 Crusados gefunden hätten“.[30] In der *Frol* ging „ein größerer Schatz an Gold und Juwelen verloren als jemals sonst in einem Teil Indiens oder überhaupt verloren gehen sollte“.[31] All dies war in den Tiefen des Meeres verschwunden, neben dem Schmuck und den Goldbarren, die für den König und die Königin gedacht waren, sowie den hübschen Sklavinnen, die bei der Katastrophe ertranken, und die Bronzelöwen, die Albuquerque für sein eigenes Grabmal bestimmt hatte. Darüber hinaus gab es noch etwas, das den an der Geographie interessierten Portugiesen ebenso kostbar war, weil sie versuchten, immer größere Teile der Welt ihrem Wissen und

Erkenntnisvermögen anzueignen. Es handelte sich um eine hervorragende Weltkarte, von der nur ein kleiner Teil überlebte. Albuquerque beklagte den Verlust gegenüber dem König:

Eine großartige von einem javanischen Piloten gezeichnete Karte, die das Kap der Guten Hoffnung, Portugal und das Land Brasilien zeigte, das Rote Meer und den Persischen Golf, die Gewürzinseln, die Segelrouten der Chinesen und der Völker von Formosa [Taiwan], mit den Rumbenlinien [Linien, welche die Maße des Kompasses markierten] und den Kursen, die ihre Schiffe nahmen, und dem Landesinneren der verschiedenen Königreiche, die aneinandergrenzen. Mir scheint, Sire, dass es das Beste ist, was ich jemals gesehen habe, und Eure Hoheit wäre erfreut gewesen, sie zu erblicken. Die Ortsnamen sind in javanischer Schrift eingetragen. Ich hatte einen Javaner, der wusste, wie man sie las und schrieb. Ich schicke dieses Fragment …, aus dem Eure Hoheit imstande sein werden zu sehen, wo die Chinesen und Formosaner wirklich herkommen, und die Routen, die unsere Schiffe zu den Gewürzinseln nehmen müssen, und wo die Goldminen liegen, die Inseln Java und Banda, die Quelle von Muskatnuss und Muskatblüte, und das Königreich Siam sowie die Reichweite der chinesischen Schifffahrt, wohin sie zurückkehren und den Punkt, über den sie nicht hinausfahren. Die Hauptkarte ging in der *Frol de la Mar* verloren.[32]

Doch Albuquerque nutzte bereits den neuen Brückenkopf Malakka, um diese Gewässer selbst aufzusuchen und zu erforschen. Er schickte Gesandte nach Pegu (Bago in Birma), Siam (Thailand) und Sumatra; eine Expedition besuchte und kartierte 1512 die Gewürzinseln im Osten Indonesiens. Noch weiter östlich erreichten ausgesandte Schiffe im Jahr 1513 China und landeten 1515 bei Kanton und versuchten Handelsbeziehungen mit der Ming-Dynastie anzuknüpfen. Er verband die entlegensten Winkel der Erde miteinander und erfüllte so alles, was Manuel nur verlangen konnte.

Zum Unglück für die Portugiesen hatten diese kühnen Expeditionen unvorhergesehene Konsequenzen. Der Vorstoß nach Malakka war nicht zuletzt deswegen erfolgt, weil spanischen Ambitionen im Fernen Osten ein Riegel vorgeschoben werden sollte. Stattdessen verschaffte er jedoch dem Erzrivalen das Wissen und die Karten, um diese Pläne voranzutreiben. Unter den Kriegern bei Malakka war auch Fernão de Magalhães (Magellan). Er kehrte nach Portugal zurück. Durch sein Beutegut war er reich geworden und hatte einen Sklaven aus Sumatra, der auf den Namen Henrique getauft wurde. Als Magalhães sich mit König Manuel stritt und nach Spanien überlief, nahm er Henrique mit sowie portugiesische Karten der Gewürzinseln und detaillierte Briefe eines Freundes, der die Reise mitgemacht hatte. All dies machte er sich einige Jahre später in der ersten Weltumsegelung unter

spanischer Flagge zunutze, auf der sich Henrique als unschätzbarer Dolmetscher erweisen sollte – ein Wissen, das es dem Rivalen Portugals gestattete, die Gewürzinseln des Ostindischen Archipels für sich zu beanspruchen.



21

Die Wachskugel

April 1512 – Januar 1513

Albuquerque sah bei der Ankunft in Cochin wie ein aus dem Grab Auferstandener aus, nur mit einer grauen Jacke und Hosen bekleidet. Sein Kommen war eine nicht gerade angenehme Überraschung. Seit der Rückkehr der Meuterer von Hormus im Jahr 1508 hatte sich Cochin zum Zentrum einer starken gegnerischen Partei des Gouverneurs entwickelt. Jede Flotte, die nach Lissabon zurückkehrte, nahm Briefe an den König mit, die Albuquerques vermeintliche Eskapaden ausführlich schilderten. „Jene, die für Eure Unternehmungen Rache nehmen wollten“, schrieb Albuquerque selbst an Manuel, „verkündeten, dass ich tot sei, verloren zusammen mit der ganzen Flotte“.[1]

Der scheinbar unverwüstliche Gouverneur ging an Land und musste feststellen, dass in seiner Abwesenheit Korruption, Missbrauch und Inkompetenz geherrscht hatten. Seine Befehle waren nicht befolgt, die von ihm beauftragten Personen ignoriert worden; die mit einheimischen Frauen vermählten Casados hatte man exkommuniziert; Männer stahlen und liefen davon; von Disziplin konnte keine Rede sein. In den folgenden Monaten schickte er in rascher Folge 20.000 Worte hochbrisanten Inhalts an den König, in denen er dem Souverän genau darlegte, was getan werden musste, um den Ozean zu kontrollieren. Dabei nahm er für sich die Autorität seiner langen Erfahrung in Anspruch: „Ich bin 50 Jahre alt, und ich habe vor Euch schon zwei Könige gesehen, und das, was sie in ihrer Zeit unternahmen.“[2] Für den derzeitigen Throninhaber war das nicht gerade schmeichelhaft.

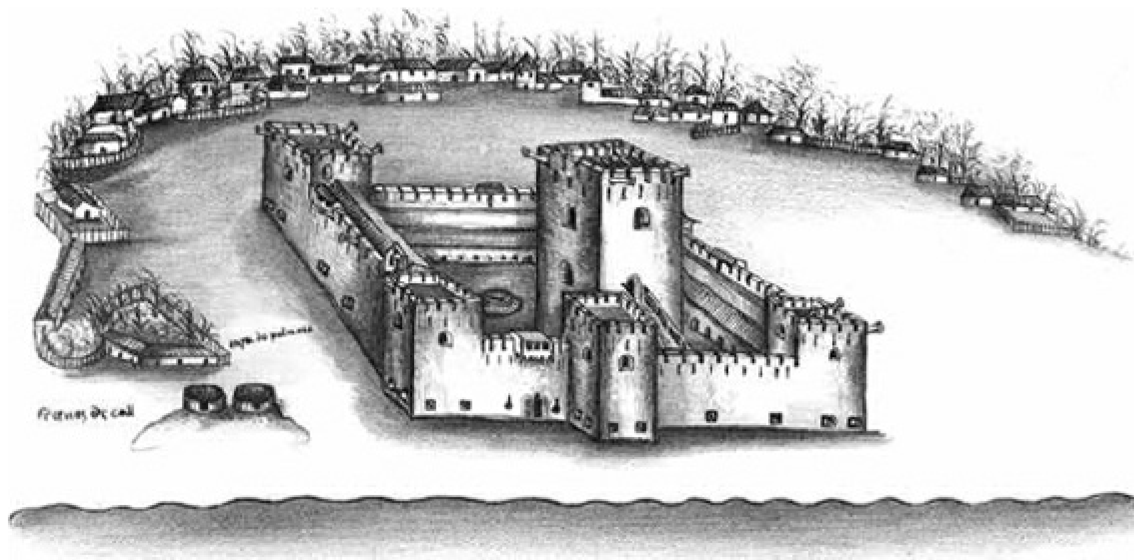
Das ist ein Brief, der den Reichsgründer in Aktion zeigt: entnervt, direkt, leidenschaftlich und scheinbar allwissend. Hier und da ist er schockierend offen und zieht über die Fidalgos wegen ihrer Disziplinlosigkeit her (sie

„meinen, sie könnten tun, was ihnen beliebt … und scheren sich kein Deut um meine Entscheidungen“); kritisiert seinen Monarchen, weil er Ressourcen für die Feldzüge in Marokko verschwende, „aber Ihr lasst Indien im Stich“.[3] Er schäumt vor Wut über den Mangel an Männern, Material und Geld – nicht zuletzt über die wurmstichigen Schiffe – und äußert sich bitter über die Konsequenzen: „Kennt Eure Hoheit die Resultate der Vernachlässigung und die Zwangslage, in der ich mich befinde? Ich musste Malakka zweimal einnehmen, Goa zweimal, zwei Angriffe gegen Hormus führen und auf einem Floß zur See fahren, um Eure Angelegenheiten zu regeln und meinen Pflichten nachzukommen.“[4]

Manchmal ist er regelrecht grob, aber immer absolut loyal, voll guter Ratschläge, dabei merkwürdig demütig, grenzenlos selbstsicher, aber von einem Bewusstsein der eigenen Sündhaftigkeit gequält. Keine Kleinigkeit scheint zu gering, um sie dem König mitzuteilen. Er schickte Flaschenzüge nach Malakka sowie „zwei edle Roben“ als Messgewänder; er braucht Kirchenorgeln und mittelgroße Messbücher; „Leute, um Gräben auszuheben und Mauern zu errichten“;[5] Maurer für den Bau von Forts und Wassermühlen in Malakka, „wo bei Flut eine starke Wasserströmung ist“; Zimmermänner und Hauptleute, die in der Schweizer Militärtaktik Erfahrung hatten, um seine Kompanien auszubilden. Er regt sich auf über Versuche von Geistlichen, welche die Politik der gemischten Ehen untergraben sollten, und „in Cochin fand ich eine Truhe mit Büchern, um Kindern [Lesen] beizubringen, und es schien mir, dass Eure Hoheit sie nicht geschickt hatten, um in einer Truhe zu vergammeln, also befahl ich einem Casado dort, die kleinen Jungen Lesen und Schreiben zu lehren“. Er bemerkt dazu: „Sie sind sehr intelligent und lernen, was man ihnen beibringt, in kurzer Zeit. Sie sind alle Christen.“[6] Vor allem bittet er um mehr Männer. Er zählt unablässig die Zahl, die ihm zur Verfügung steht. Es sind immer zu wenige, immer aufs Neue: „Und wiederum komme ich darauf zurück zu betonen, dass Ihr, wenn Ihr einen Krieg in Indien vermeiden und Frieden mit all den Königen hier haben wollt, viele Truppen und gute Waffen schicken müsst.“[7]

In dem an Manuel gerichteten Wortschwall umriss Albuquerque sämtliche Dimensionen – militärisch, politisch, wirtschaftlich, sozial und religiös – des Reiches, das er im Alleingang mit ein paar tausend Mann aufzubauen versuchte. Dieser hochintelligente, geplagte Mann beharrte auf einem Kern unumstößlicher Prinzipien für die Beherrschung des Indischen Ozeans. „Sire,

vertraut auf gute Festungen“,[8] „… Könige und Herrscher können den portugiesischen Soldaten mit Helmen auf dem Kopf zwischen den Zinnen nicht so ohne weiteres eine Festung abnehmen“;[9] „… Orte hier, die von Eurer Hoheit mit einem soliden Fort kontrolliert werden, werden, wenn sie einmal eingenommen sind, bis zum Jüngsten Tag so bleiben.“[10] Solide gebaute Forts, die miteinander verknüpft waren, um die Engpässe der Meere zu kontrollieren, würden den Portugiesen eine uneingeschränkte Dominanz verschaffen. Sein Lob für den wichtigsten militärischen Architekten, Tomás Fernandes, kannte keine Grenzen.



„Vertraut auf gute Festungen“: Tomás Fernandes, der militärische Architekt Albuquerques, baute ein ganzes Netz solider Forts entlang der indischen Küste, die einer langen Belagerung standhalten konnten.

Unterdessen konsolidierte Albuquerque sein revolutionäres Konzept der Reichsgründung. Die Portugiesen waren sich immer dessen bewusst, wie wenige sie waren; viele frühe Eroberungen wurden gegen eine extreme Übermacht von Männern errungen. Sie gaben rasch die Idee auf, große Gebiete zu besetzen. Stattdessen entwickelten sie das Konzept der flexiblen Seemacht mit der Besetzung leicht zu verteidigender Küstenforts und einem Netz aus Stützpunkten. Die Vorherrschaft auf See, ihre technische Fachkenntnis beim Festungsbau, bei der Navigation, Kartographie und Artillerie, ihre Mobilität auf See und die Fähigkeit, Operationen über weite Wasserwege hinweg zu koordinieren, die Zähigkeit und Kontinuität ihrer

Bemühungen – eine jahrzehntelange Investition in Schiffbau, Wissenserwerb und menschliche Ressourcen –, all dies trug zum Aufbau einer neuen Form eines riesigen Seereiches bei, das imstande war, den Handel und die Versorgung mit Ressourcen über enorme Entfernungen hinweg zu kontrollieren. Es ermöglichte den Portugiesen Ambitionen von globaler Dimension.

Bei näherem Hinsehen schien das Indien-Projekt jedoch häufig erstaunlich marode, abhängig von außergewöhnlicher individueller Initiative. „Sire", schrieb Albuquerque vorwurfsvoll dem König, „der Bau von Festungen erfordert eine Planung, und hier in Indien sind wir dazu nicht imstande. Wir laufen in der Flotte mit ein wenig Reis und ein paar Kokosnüssen aus, und jeder Mann mit seinen eigenen Waffen, sofern er welche hat … Die Ausrüstung befindet sich in Euren Lagerhäusern in Lissabon".[11] Hier klingt der Frust des Mannes vor Ort durch, der einen fernen Vorgesetzten am Ärmel zupft, um sich verzweifelt Gehör zu verschaffen – „Eure Hoheit sollten keineswegs über das hinweggehen, was ich sage"[12] –, und der von der boshaften Gegenrede seiner Widersacher weiß. Unablässig kursierten Gerüchte über seine Absetzung. „Ich fürchte, dass Ihr diese Anstrengungen während meiner Zeit hier nicht befürwortet, wegen meiner Sünden, alter ebenso wie neuer";[13] „… Ich werde kleingehalten und ich habe nicht das Vertrauen Eurer Hoheit." Vor allem hatte er Angst, abgesetzt zu werden, bevor sein Werk vollendet war. Indien war Albuquerques Lebenswerk.

Mit der Festungspolitik verknüpft war die Überzeugung, die er mit allen Befehlshabern vor ihm teilte, dass es unerlässlich war, demonstrativ Gewalt anzuwenden:

> Ich sage Euch, Sire, das Eine, welches das Wichtigste in Indien ist: Wenn Ihr hier geliebt und gefürchtet werden wollt, dann müsst Ihr in vollem Ausmaß Rache nehmen … es macht keinen geringen Eindruck in Indien zu sehen, dass in Malakka und Goa Rache genommen wird, und das Niederbrennen der Paläste des Samorin und der Wohnsitze, Moscheen und Schiffe der Muslime erregt keinen geringen Schrecken. Die Ereignisse, von denen ich spreche, brachten uns viel Glaubwürdigkeit und Gunst in den Angelegenheiten Indiens.[14]

Er wusste genau, was der König wollte: „den Handel Mekkas, Dschiddas und Kairos vernichten",[15] und dass dies „die Eroberung der Hauptzentren dieses Handels von den Muslimen" erforderte.[16] Von entscheidender Bedeutung war nunmehr der lange aufgeschobene Vorstoß ins Rote Meer. Was in dem

Briefwechsel nicht ausgesprochen, aber von beiden Männern sehr wohl erkannt wurde, war der Umstand, dass dieser Schritt die Basis für die völlige Vernichtung der Mamluken und, nach Manuels tausendjährigem Plan, die Rückeroberung Jerusalems sein sollte.

Der Grundstein für diesen letzten Angriff auf die Zentren der muslimischen Macht blieb weiterhin Goa. Die Stadt war Albuquerques Mantra und Obsession. Immer wieder beschwor er, angesichts der Querschüsse seiner Feinde, die meinten, dass das Fort dort zerstört werden sollte, die Vorzüge der Insel herauf: „Starke Unterstützung für Goa, und Ihr werdet sein ganzes Gebiet gewinnen … [Es wird] gewiss friedlich werden und Euch von großem Nutzen sein.“[17] „Sire, es wäre mir eine große Freude, wenn Eure Hoheit Goa nur sehen könnte und wie es die Fantastereien der Muslime zerschlagen und Indien befriedet hat.“[18] Ein Mann mit Albuquerques strategischem Genie und Selbstvertrauen war nötig, um die Bedeutung des Ortes zu erkennen.

In Wirklichkeit stand Goa zum Zeitpunkt dieses Schreibens wieder unter Belagerung. Seine Befürchtungen, während er in Malakka war, waren berechtigt. Die Anweisungen für das Halten der Insel waren vernachlässigt worden. Adil Schah hatte eine große Armee geschickt, um sein rechtmäßiges Gebiet zu beanspruchen. Die Streitmacht hatte den Übergang über die Furten erzwungen und ein eigenes beachtliches Fort auf der Insel an der strategisch wichtigen Kreuzung Benastarim gebaut. Einmal mehr sollte die Expedition ins Rote Meer aufgeschoben werden, bis Goa gesichert war.

Dieses eine Mal übereilte Albuquerque nichts. Der Monsun würde in Kürze eine Entsetzung unmöglich machen. Die Überlebenden des Malakka-Feldzugs waren erschöpft; der Krieg, der Tod und die Notwendigkeit, eine große Zahl an Männern und Schiffen in Malakka zu lassen, hatten seine Kräfte zu sehr dezimiert, um einen effektiven Angriff zu führen. Er musste abwarten, bis die jährliche Flotte aus Lissabon eintraf. In der Zwischenzeit vertraute Albuquerque auf das Fort in Goa. „Mit Gottes Hilfe“, hatte er dem König geschrieben, „sollte es, wenn es nicht zum Verrat kommt, keinen Grund geben, den Angriff der Muslime auf Eure Festungen zu fürchten“.[19] Nach verzweifelten Anfängen verbesserte sich die Kampfmoral der Portugiesen in Goa im Laufe des Sommers 1512. Vor allem hob sie sich nach dem erneuten Überlaufen von João Machado, Adil Schahs abtrünnigem Dolmetscher, der sich danach gesehnt hatte, zur Religion seiner Geburt

zurückzukehren. Diese Rückkehr erfolgte unter schrecklichen Umständen. Machado hatte eine muslimische Frau und zwei Kinder, die er heimlich zu Christen getauft hatte. Als der Augenblick der Flucht kam, konnte er nur seine Frau mitnehmen. Statt die Kinder dem Glauben des Islam zu überlassen, ertränkte er sie, damit sie direkt in den Himmel kämen. Machado brachte nur eine Handvoll Männer mit sich, aber er war mit den engsten Plänen der Generäle des Schahs vertraut, kannte ihre Taktik und wusste über die Ressourcen und die Mängel ihres Forts Bescheid. Die Stimmung wurde nochmals angehoben, als die Meldung nach Goa gelangte, dass der Gouverneur noch am Leben war. Die Glocken läuteten von der umgewandelten Moschee; die Garnison schrieb an Albuquerque, dass sie noch standhalten könnten, dass er aber mit großer Macht kommen müsse.

Mitte August traf die Lissabon-Flotte in Cochin ein. Sie brachte nicht, wie Albuquerques Gegner gehofft hatten, einen Nachfolger als Gouverneur; stattdessen bescherten sie dem Gouverneur so viel, wie er nur hoffen konnte, an Verstärkungen und Ausrüstung: zwölf Schiffe und 1500 außerordentlich gut bewaffnete Männer. Er war hocherfreut: „Sire, jetzt sieht es so aus, als hättet Ihr beschlossen, Indien angemessen zu behandeln.“[20] Besonders erfreulich: Manuel hatte auf seine Bitte um ausgebildete Offiziere reagiert. Er schickte zwei Hauptmänner, Veteranen der Schweizer Taktik in den Kriegen in Italien, dazu Sergeanten für eine Kompanie und 300 Piken, 50 Armbrüste und eine Anzahl Musketen. Unter ihrer Anleitung wurde ein Korps aus 800 Mann formiert, unterteilt in 32 Züge. Eine harte Ausbildung begann. Sie wurden regelmäßig zu Schießübungen aufgefordert, wobei für den besten Schuss Geldpreise vergeben wurden. Sie wurden für Manöver gedrillt, so dass sie in aufeinander abgestimmten Formationen als eine schlagkräftige Einheit vordrangen statt in einem wilden Gerangel. Und das Beste daran: Diese Männer standen jetzt unter Albuquerques direktem Kommando.

Sobald der Monsun vorüber war, war der Gouverneur einsatzbereit und strotzte nur so vor Zuversicht, dass es ihm gelingen würde, die türkischen Truppen zu vertreiben – trotz des gewohnten zahlenmäßigen Ungleichgewichts. Das Rote Meer lockte. Er wollte Goa rasch zurückerobern und anschließend mit seiner starken neuen Streitmacht zumindest die Mündung des Roten Meeres in dem Intervall zwischen den Monsunperioden blockieren.

Ende Oktober 1512 traf Albuquerque vor Goa ein. Bis Ende November

war alles vorbei. Jede Vorsicht in den Wind schlagend, isolierte er zuerst Benastarim vom Festland, indem er die Verteidigungsspieße im Fluss zerstörte. Von da an war er imstande, sich der Stadt Goa zu widmen, um Operationen gegen die Truppen des Schahs zu organisieren. Nach einer kurzen, heftigen Feldschlacht und einer Belagerung, bei der diesmal die Portugiesen außen standen und die Stadtmauern unter Beschuss nahmen, war der General des Schahs bereit, die weiße Fahne zu hissen.

Die Kapitäne kämpften mit der gewohnten rücksichtslosen Tapferkeit. Besonders erbittert wurde um den Fluss gekämpft. Von den Mauern Benastarims aus bestrich die Artillerie zielsicher die Wasseroberfläche und beschoss die portugiesischen, eigens mit stabilen Kokosmatten gepanzerten Boote. Bei der Intensität des Feuers waren die Männer zeitweilig taub. Sogar Albuquerque musste die Schiffskapitäne schimpfen, weil sie unnötige Risiken eingegangen waren. „Häufig tadelte ich sie, weil sie leichtfertig ihre Männer und ihr Leben aufs Spiel setzten … und sie gingen einfach auf den Schiffen über Deck und standen an den gefährlichsten Plätzen herum … Manchmal schmerzte es mich geradezu, ihre Geringschätzung für alle Vorsichtsmaßnahmen zu sehen.“[21] Dabei schützte er sich selbst nie vor den Gefahren einer Schlacht. Eine Kanonenkugel aus dem muslimischen Fort schlug in sein kleines Boot ein und schaltete zwei Ruderer aus. Die Türken meinten, sie hätten ihn getötet, und jubelten triumphierend. Daraufhin erhob sich Albuquerque in Sichtweite des Forts zu seiner vollen Größe, um ihnen ihren Irrtum zu demonstrieren. Sein wundersames Überleben ließ seine Gegner wie auch seine Freunde glauben, er müsse unsterblich sein. Als das letzte Bombardement von Benastarim begann, stand er wieder in der ersten Reihe und beaufsichtigte die Aufstellung der Truppen. Er wurde von den feindlichen Kanonieren erblickt, die das Feuer auf ihn richteten. Diogo Mendes de Vasconcelos, ein Fidalgo, mit dem er über Kreuz war, riet ihm, in Deckung zu gehen. Dieses eine Mal befolgte Albuquerque den Rat. Er duckte sich hinter einen Felsen, als eine Kugel einen Mann neben ihm traf und ihn mit Blut bespritzte.

Der Widerspruch zwischen der ehrenvollen Kampfweise der Fidalgos und dem strategischen Einsatz der Männer, den Albuquerque wünschte, blieb ein ständiges Streitthema. Während die edlen Herren ihre gewaltigen Zweihänder im heroischen Kampf Mann gegen Mann schwingen, Beute erringen und ihr Ansehen aufpolieren wollten, wollte der Gouverneur organisierte Einheiten

von Männern in einer aufeinander abgestimmten Taktik einsetzen. Die gedrillten Trupps erwiesen sich als effektiv. Die kompakten Reihen aus Pikenieren, Bogenschützen und Musketieren, die in guter Ordnung über das Schlachtfeld zogen, trieben die ungeordnet in Scharmützeln kämpfenden Türken im offenen Kampf hinter die Mauern zurück. Sie bildeten „eine wohlgeordnete Phalanx … dicht geschlossen, mit glänzenden Piken und acht Regimentsflaggen und Trommeln und Pfeifen"; sie rückten langsam in dichter Formation vor und schossen ihre vielen Musketen ab, „die in diesem Jahr aus Portugal gekommen waren".[22] Albuquerque hatte die Zukunft der Kriegführung erkannt – und sie war überhaupt nicht beliebt. Dass Geschützfeuer anstelle des Erstürmens der Mauern den Ausgang einer Schlacht entschied, widersprach zutiefst der mittelalterlichen militärischen Kultur. Gegen den erbitterten Widerstand jener, welche die Stadt unter sinnloser Verschwendung von Menschenleben stürmen und plündern wollten, handelte er eine Kapitulation aus. Sämtliche Muslime, ihre Frauen und Kinder durften unbeschadet abziehen. Alles andere – Kanonen, Pferde, Waffen – musste zurückgelassen werden. Die Menschen wurden sicher in den Kleidern, die sie am Leib trugen, über den Fluss gebracht, sonst blieb ihnen nichts. Nur ein heikler Punkt blieb noch zu klären: In der Armee des Schahs war eine Anzahl portugiesischer und anderer Abtrünniger, die ausgeliefert werden mussten. Der General weigerte sich vehement, diese Konvertiten zum Islam aufzugeben. Am Ende einigte man sich auf einen Handel. Albuquerque versprach, ihr Leben zu verschonen.

Die Muslime wurden sicher aus der Stadt geleitet, ohne dass ihnen ein Haar gekrümmt wurde. Albuquerque hielt auch bezüglich der Abtrünnigen sein Wort: Ihr Leben wurde geschont – mit knapper Not. Drei Tage lang steckten sie in der Schandgeige, wurden beschimpft und mit Lehm beworfen, der Bart wurde ihnen ausgerissen. Am zweiten Tag wurden ihnen die Nasen und Ohren abgeschnitten; am dritten die rechte Hand und der linke Daumen. Dann wurden ihre Wunden verbunden. Viele kamen um; die Überlebenden „ertrugen ihr Leid mit großer Ausdauer" und sagten selbst, „ihre schwere Sünde verdiene eine noch größere Strafe".[23] Albuquerques Methode der Kriegführung, die sich nach und nach entwickelte, war abgebrüht, ökonomisch mit Blick auf mögliche Verluste und wirkungsvoll, aber in weiten Kreisen unbeliebt. Seine Kritiker verbreiteten das Gerücht, er habe den Feind gegen ein hohes Schmiergeld ziehen lassen, so dass die Muslime

eines Tages zu einem neuen Kampf zurückkehren würden. In Wahrheit war Albuquerque überzeugt davon, dass er nicht alle diese Menschen töten musste. Er erkannte, dass Benastarim der Schlüssel zu der Insel war. Er baute das Fort wieder auf, organisierte die Verteidigungen an allen anderen Furten neu und riegelte die Insel sorgfältig ab. Die ausgebildeten Einheiten setzten den Drill fort. Er wusste, dass Goa auf Dauer für die portugiesische Krone gesichert war – allenfalls die Heckenschützen der portugiesischen Gruppierungen in Cochin und Cannanore hätten daran etwas ändern können.

Mit dieser neuerlichen Niederlage Adil Schahs wurde Portugal zu einer asiatischen Macht. Als Goa im Jahr 1510 zum ersten Mal eingenommen wurde, hatte ein Kaufmann aus Cochin erklärt: „Der Gouverneur hat den Schlüssel umgedreht, den Indien seinem König überreicht“ – und meinte damit den Küstenhandel der ganzen Region.[24] Die großen Kontinentalmächte des Subkontinents, Bijapur und Vijayanagar, wurden von so kümmerlichen Kräften kaum direkt bedroht, aber die Portugiesen waren jetzt ein Akteur in dem Spiel. Albuquerques Scharfsinn hatte die strategische Bedeutung Goas erkannt, das auf einer Trennlinie zwischen zwei kriegführenden Parteien lag und eine bessere Drehscheibe für den Handel war, als es Calicut oder Cochin jemals werden konnten. Und was noch entscheidend war: Er kontrollierte jetzt den persischen Pferdehandel; Schiffe mit Tieren aus Hormus wurden von seinen Kriegsschiffen nach Goa gelenkt, wo die Kaufleute und ihre kostbare Fracht außerordentlich gut versorgt wurden. Jährlich passierten tausend Pferde die Insel; die Krone strich dabei enorme Gewinne ein: zwischen 300 und 500 Prozent.

Albuquerque selbst war der erste Europäer seit Alexander dem Großen, dem es gelang, in Asien ein Reich zu gründen. Mit seinem langen weißen Bart und dem einschüchternden Auftreten wurde er auf dem ganzen Indischen Ozean mit geradezu abergläubischer Ehrfurcht betrachtet. Entlang der Malabar-Küste nannten sie einen einheimischen Fisch Afonso-de-Albuquerque und verwendeten ihn bei Zaubersprüchen. Seine bengalischen Feinde verfluchten ihn als den „Großen Hund von Indien“. Er widmete seinen scharfen Verstand den miteinander verflochtenen wirtschaftlichen und imperialen Wettstreiten des Ozeans: Hindus und Muslime, Schiiten und Sunniten, Mamluken und Perser, Vijayanagar und Bijapur, Hormus und Cambay [heute: Khambhat], Calicut und Cochin sowie den Überlebensstrategien des gerissenen Malik Ayaz in Diu. Er schaltete sich mit

großer Raffinesse, indem er eine Partei gegen die andere ausspielte, und ohne jegliche Illusionen in dieses politische Spiel ein. Er vertraute weder Pakten noch Freundschaftsversprechen und schrieb auch entsprechend an Manuel, um ihn über die Realitäten der Diplomatie im Indischen Ozean aufzuklären:

> Ihr habt die Absicht, Hand an ihren Handel zu legen und den Mekka-Handel zu zerstören, und Ihr seid erstaunt, dass sie alles tun, um Euch daran zu hindern! … Eure Hoheit glaubt, man kann sie mit guten Worten, Angeboten von Frieden und Schutz halten … aber das Einzige, was sie respektieren, ist Gewalt. Wenn ich mit einer Flotte eintreffe, versuchen sie als Erstes herauszufinden, wie viele Männer und welche Rüstungen wir haben. Wenn sie uns für unbesiegbar halten, bereiten sie uns einen guten Empfang und handeln in gutem Glauben mit uns. Wenn sie uns für schwach halten, dann verschleppen sie [die Verhandlungen] und bereiten unberechenbare Antworten vor. Ohne militärische Unterstützung kann kein Bündnis mit einem König oder Herrscher geschlossen werden.[25]

Alle Akteure mussten notgedrungen mit der neuen Realität einer dauerhaften portugiesischen Präsenz zurechtkommen. Ende des Jahres 1512 strömten Gesandte nach Goa, um den Portugiesen Respekt zu zollen. Albuquerque hatte mittlerweile das Ausmaß der muslimischen Präsenz im Indischen Ozean erkannt und eingesehen, dass sie bei realistischer Betrachtung nicht gänzlich ausgeschaltet werden konnte. Er ging dazu über, mit rivalisierenden islamischen Machthabern eine Einigung anzustreben, um sein Ziel zu erreichen: die Mamluken zu vernichten. Er nahm Einfluss auf Vijayanagar und Bijapur, die beide den Pferdehandel so dringend brauchten. Er knüpfte Beziehungen mit dem muslimischen Sultan von Gujarat an und schickte einen weiteren Gesandten, Miguel Ferreira, zu dem schiitischen Schah Ismail in Persien. Dieser Gesandte hatte mehr Glück als sein vergifteter Vorgänger. Schließlich akzeptierte der Samorin die dauerhafte Anwesenheit der Portugiesen. Er schickte ein Friedensangebot und sagte den Ort für den Bau eines Forts zu. Albuquerque akzeptierte das Angebot, schmiedete jedoch bereits andere Pläne. Sein alter Sparringspartner in Diu, Malik Ayaz, war besonders erpicht darauf, seine Absichten zu erfahren. Albuquerque ersuchte dessen Herrn, den Sultan von Cambay, um die Erlaubnis, bei Diu ein Fort zu bauen, und Ayaz hoffte sehnlich, dass die Bitte abgelehnt würde.

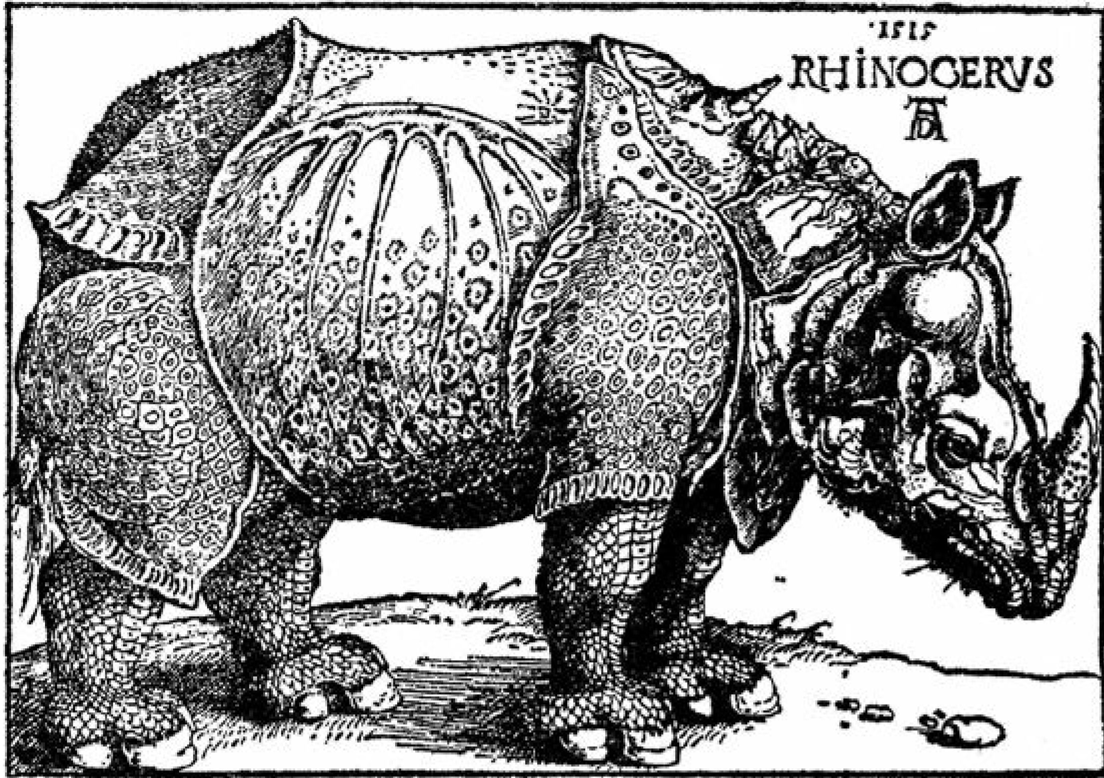
Der Gesandte von Ayaz erhielt eine beeindruckende Lektion der Einschüchterung. João Machado, der zurückgekehrte Renegat, führte ihn durch die verwüsteten Verteidigungsanlagen von Benastarim, die durch das portugiesische Geschützfeuer zerstört worden waren, zeigte ihm die

beeindruckenden Stallungen für den Pferdehandel, die Waffenkammern und Lagerhäuser sowie die großen Bombarden, die den Schaden angerichtet hatten. Der arme Mann wurde aufgefordert, seinen Hut samt Turban ins Rohr zu stecken, um einen wahren Eindruck von ihrer Größe zu bekommen. Zu guter Letzt wurde ihm eine stählerne Brustplatte angeschnallt. Dann musste er sich vor eine Wand stellen, während ein Soldat mit einer Muskete auf die Brust zielte. Beim Krachen des Schusses glaubte der Mann, seine letzte Stunde habe geschlagen. Die Kugel prallte jedoch einfach ab. Albuquerque erklärte seinem zitternden Besucher, dass portugiesische Rüstungen kugelsicher seien, und wies ihn an, die Brustplatte als Beweis seinem Herrn vorzulegen. Die ganze Aktion diente der Verunsicherung. Wenn Malik Ayaz das gleiche Experiment gewagt hätte – was Albuquerque möglicherweise insgeheim gehofft hatte –, dann wäre er zweifellos getötet worden. Die portugiesische Kugel war aus Wachs.

Was den Samorin betraf, der inzwischen um Frieden bat, entschied sich Albuquerque für ein zynischeres Vorgehen. Er ließ gegenüber dem Bruder des Samorin, der für die Portugiesen war, durchblicken, dass eine simple Dosis Gift die Angelegenheit klären könne. Der Samorin starb auch prompt wenig später; sein Nachfolger wurde eine Marionette der Portugiesen. Der Gouverneur konnte Manuel schreiben, dass er endlich „diese Ziege beim Hals“ gepackt habe.[26] Das Problem Calicut war gelöst, fast unblutig. Nach einiger Zeit sollte die Stadt zu einer Provinz degradiert werden; ihre Handelsaktivitäten wurden allmählich nach Goa abgezogen. Das gleiche Los erwartete auch die beiden Häfen, die aktiv die Portugiesen unterstützt hatten: Cannanore und Cochin. Es gab keine langfristigen Belohnungen für die Unterstützung der Monopolmächte.

Mitten in diesem Treiben traf ein Gesandter aus Äthiopien in Goa ein, eine dubiose Person namens Matthäus, der einen Brief und ein Stück des Heiligen Kreuzes von Eleni, seiner verwitweten Königin, brachte, im Namen des heranwachsenden Königs, des lange ersehnten Priesters Johannes. Dieser direkte Kontakt löste sowohl glühende Aufregung als auch den Verdacht aus, dass Matthäus womöglich ein Betrüger war. Die Äthiopier boten ein Bündnis mit den Portugiesen an, um die Macht der Muslime nördlich von ihnen zu brechen; sie schlugen sogar einen Plan für die Umleitung des oberen Nils vor, der das fruchtbare Flussdelta von Ägypten bewässerte. Das war eine großartige Idee ganz nach Albuquerques Geschmack. Der hielt Matthäus für

echt und schickte ihn mit der Gewürzflotte in jenem Winter nach Lissabon zu König Manuel. Dort wurde er gut aufgenommen. Es sah ganz so aus, als würde Albuquerque alles in den Schoß fallen.



Dürers Holzschnitt von König Manuels Rhinozeros

Ungefähr um die gleiche Zeit schickte er zwei seltene Tiere an Manuel: einen weißen Elefanten, ein Geschenk des Herrschers von Cochin, und als zweites ein ebenso seltenes weißes Nashorn des Sultans von Cambay – das erste lebende Nashorn, das seit den Zeiten Roms in Europa gesehen wurde. Die Tiere lösten in Lissabon eine Sensation aus. Der Elefant wurde durch die Straßen geführt, und ein Kampf zwischen den beiden Tieren wurde in einer eigens errichteten Arena in Anwesenheit des Königs organisiert. Der Elefant rannte jedoch, sowie er seinen Gegner zu Gesicht bekam, vor Angst weg. Im Jahr 1514 beschloss Manuel, eine öffentliche Zurschaustellung der Majestät seiner Herrschaft und seiner Eroberungen in Indien zu organisieren. Er schickte den weißen Elefanten unter dem Kommando seines Botschafters Tristão da Cunha an den Papst. Ein Zug aus 140 Menschen, darunter ein paar

Inder, und eine Auswahl wilder Tiere (Leoparden, Papageien und ein Panther) erreichte Rom, gefolgt von einer staunenden Menge. Der von seinem Treiber gelenkte Elefant trug ein silbernes Kastell auf dem Rücken mit kostbaren Geschenken für den Papst. Der taufte das Tier auf den Namen Hanno, nach Hannibals Elefanten in Italien.

Bei der päpstlichen Audienz verbeugte sich Hanno dreimal und amüsierte und bestürzte die Kardinäle der Heiligen Kirche, indem er den Inhalt eines Eimers mit Wasser über sie versprühte. Er war sofort ein Star, wurde von Künstlern gemalt und von Dichtern verewigt; er war der Gegenstand eines inzwischen verlorenen Freskos und eines skandalösen satirischen Pamphlets mit dem Titel „Der letzte Wille und das Testament des Elefanten Hanno“. Er wurde in einem eigens für ihn errichteten Bau untergebracht, nahm an Prozessionen teil und wurde vom Papst innig geliebt. Leider war das Futter Hannos nicht ganz artgerecht, und er starb nur zwei Jahre nach seiner Ankunft im Alter von sieben Jahren, nachdem er Abführmittel mit einer Prise Gold verabreicht bekommen hatte. Der trauernde Leo X. war an seiner Seite und begrub ihn mit allen Ehren.

Noch weniger Glück hatte Manuels Folgegeschenk, das Rhinozeros, das mit einem grünen Samtkragen versehen von Lissabon aus verschickt wurde. Das Schiff erlitt 1515 vor Genua Schiffbruch. Das angekettete Tier ertrank und wurde an die Küste gespült. Seine Haut wurde konserviert, nach Lissabon zurückgeschickt und dort wurde das Tier ausgestopft. Albrecht Dürer bekam einen Brief zu Gesicht, in dem das Geschöpf beschrieben wurde, und wohl auch eine Skizze. Er fertigte seinen berühmten Holzschnitt an, ohne das Tier jemals mit eigenen Augen gesehen zu haben.



Nach Lissabon strömten inzwischen geradezu sagenhafte Schätze. Wenn kaum etwas davon wiederum in Indien investiert wurde, wie sich Albuquerque fortwährend beschwerte, so lag das nicht zuletzt daran, dass Manuel wusste, wie man Geld ausgab. Die vielfältigsten Waren der ganzen Welt wurden gekauft: Gegenstände aus Elfenbein und lackiertem Holz, chinesisches Porzellan und orientalische Teppiche, Wandteppiche aus Flandern, Samt aus Italien. Die Stadt war ein Gewirr an Farben, ein fieberhafter Goldrausch der wechselnden Bevölkerungen unzähliger Rassen

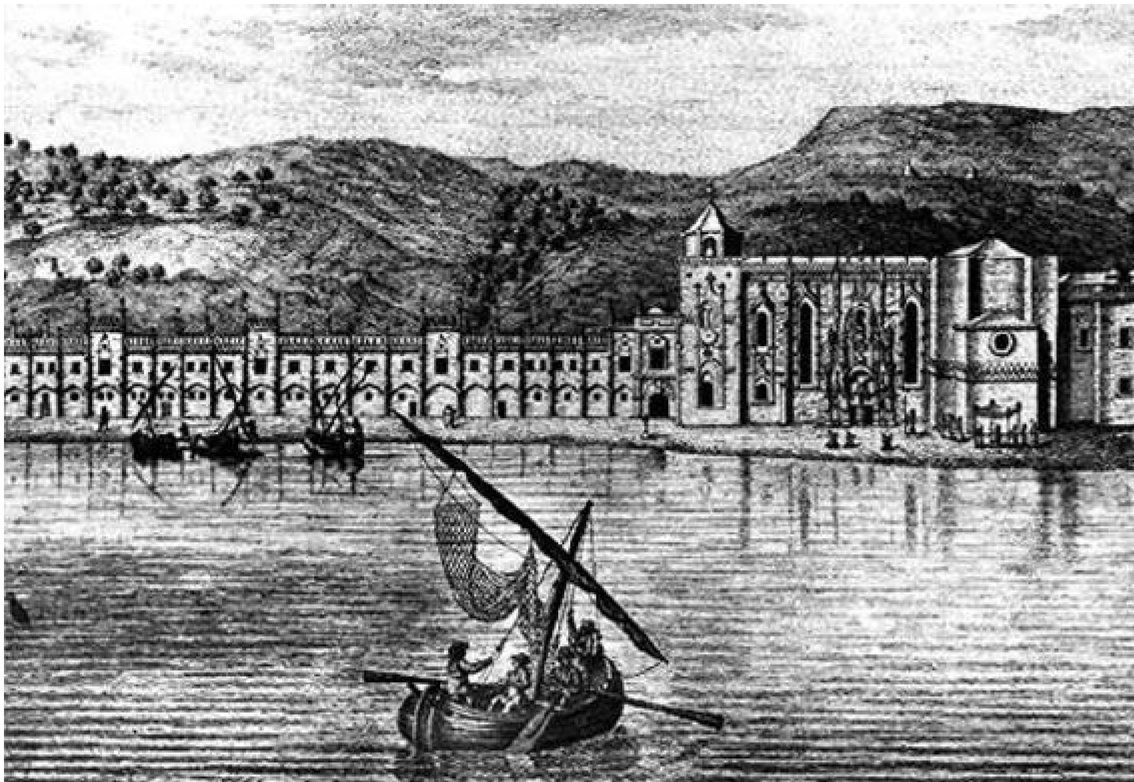
und Farben. Es gab Zigeuner und konvertierte Juden und schwarze Sklaven, die in einem furchtbaren Zustand ankamen; „zusammengepfercht in den Frachträumen der Schiffe, 25, 30 oder gar 40 auf einmal, schlecht ernährt, Rücken an Rücken aneinandergekettet“.[27] Ein neues Fieber erfasste die Stadt; schwarze Sklaven im Haushalt wurden Standard; der Import von Zucker löste eine Geschmacksrevolution aus. Und Lissabon war ein Schauplatz für ein ständiges Spektakel, belebt von Zigeunermusik und den exotischen Gesängen und Tänzen der Afrikaner bei religiösen Prozessionen. Hier konnte man den König mit fünf indischen Elefanten durch die Straßen ziehen sehen, „die vor ihm schritten, und davor ein Rhinozeros – so weit voraus, dass es von ihnen nicht mehr gesehen werden konnte –, und vor dem König ein Pferd, das von einem reichen, persischen Stoff bedeckt war, auf dessen Fuße ein persischer Jäger folgte, der einen Jaguar führte, den der König von Hormus ihm [Manuel] geschickt hatte“.[28]



Der Turm von Belém

Der Nachhall des Orients an den Ufern des Tejo spiegelte sich im Stil und der Pracht der Bauprojekte wider, die Manuel in den Jahren nach 1500 in die Wege leitete. Das ehrgeizigste Projekt war der Bau des gewaltigen Klosters

bei Belém, in der Nähe des Strandes von Restelo, wo die Schiffe zum Orient in See stachen. Das 300 Meter lange Kloster der Hieronymiten, dessen Mönchen es untersagt war, für die Seelen der Seeleute zu beten, wurde zugleich als Pantheon für Manuels Dynastie und zur Feier der neuen Welten entworfen, die im Laufe seiner Herrschaft entdeckt wurden. Der mit den enormen Einnahmen aus dem Pfefferhandel finanzierte gotische Bau wurde überzogen mit einer Orgie an Ornamenten, die aus dem Mauerwerk hervorbrechen, ebenso überbordend wie die Verzierung an einem Hindu-Tempel. Diese außergewöhnliche manuelinische Dekoration, die in einer Fülle von Kirchen, Burgen und Palästen zur Anwendung kam und aus Bögen, Fensterrahmen und den Dächern von Gebäuden hervorquoll, bildete die Symbolik der Seereisen und Entdeckungen Indiens ab. In einem Kranz um Manuels eigenes Wappensymbol – das Navigationsgerät der Armillarsphäre – wanden sich Steinanker und Ankerketten, ineinander geflochtene Taue, Korallen und Seetang, Muscheln, Perlen und exotisches Blattwerk.



Das Hieronymitenkloster in Belém

Die überbordenden organischen Formen verleihen diesen Gebäuden hier

und da das Flair eines tropischen Waldes oder einer verkrusteten Höhle am Grund des Indischen Ozeans. Die Symbole, die immer wieder in Stein gemeißelt wurden, standen neben dem charakteristischen Kreuz des Christusordens für den Lohn und die Neuartigkeit des Indien-Abenteuers. Vor der Küste, am Ufer von Restelo, befahl Manuel den Bau eines Forts zur Verteidigung, des Turms von Belém, der ebenso sehr ein Gebäude der Fantasie wie eine militärische Bastion ist. Einsam erhebt er sich aus dem Meer und ist mit zahlreichen dekorativen Details geschmückt. Unter den Wachtürmen dieser Hemisphäre, wie eine Ananas von Tauen gegürtet und mit Zinnen, die mit Schilden des Christusordens bestückt waren, modellierten die Steinhauer den Kopf des weißen Rhinozerosses, das seine gehörnte Schnauze zum Meer hin anhebt – ein Bild für die Wunder und das Staunen über das, was die Portugiesen vollbracht hatten.

In Goa, im Winter 1513, bereitete Manuels befehlshabender Offizier, Afonso de Albuquerque die endgültige Einkreisung des Indischen Ozeans vor – den Eintritt in das Rote Meer.



22

„Alle Schätze der Welt in Euren Händen“

Februar – Juli 1513

Das Rote Meer wartete schon seit Jahren. Seine Bedeutung war bereits im Jahr 1505 in Almeidas Regimento hervorgehoben worden. Weitere acht Jahre sollten verstreichen, bis die Portugiesen so weit waren. Anfang 1513 war das Fort von Goa gefürchtet; der Samorin war vergiftet worden; Albuquerque hatte den Frieden an der indischen Küste zu seiner Zufriedenheit geregelt. Der Moment für den entscheidenden Angriff war gekommen.

Vorgeblich lautete das Ziel, endgültig die Nachschublinie der Mamluken in den Osten zu kappen, ihren Gewürzhandel zu unterbinden – und damit auch den Venedigs. Dahinter verbarg sich allerdings der messianische Traum: den Islam in die Knie zu zwingen, Jerusalem zurückzuerobern, auf dass Manuel zum König der Könige erklärt werde. Die Ankunft des abessinischen Gesandten hatte die Erwartung genährt, dass sie sich mit der Armee des Priesterkönigs Johannes vereinen und „die Hure Babylon“ zerschlagen könnten. Diese verborgenen Ziele, die selbst in Hofkreisen umstritten waren, bewahrte der Gouverneur nahe seiner Brust auf, als sie im Februar 1513 aus Goa ausliefen. Die Mannschaften waren, so fromm sie sein mochten, stärker an materiellen Dingen, an Gelegenheiten zum Plündern interessiert als am Triumph eines christlichen Königreiches auf Erden.

Das Rote Meer, ein 2240 Kilometer langer Spalt in der Wüste, der die Arabische Halbinsel vom afrikanischen Kontinent trennt, war zur Zeit der Segelschiffe eine unwirtliche Region. Das seichte Gewässer, das kaum Zuläufe an frischem Wasser hat, war wegen der tief liegenden Inseln und verborgenen Untiefen tückisch. Da hier die Wüstenwinde wehten und das Meer den meteorologischen Zyklen des Indischen Ozeans unterlag, dessen Regen allerdings vor der Mündung haltmachte, konnte man nur zu

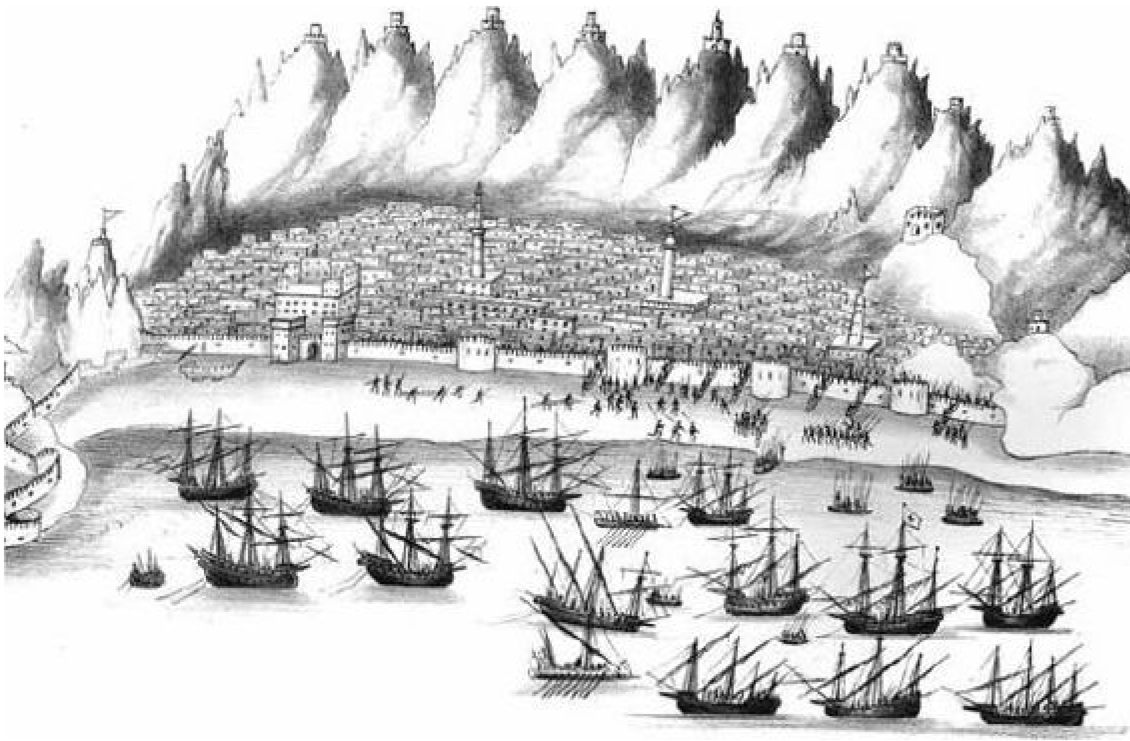
bestimmten Zeiten einlaufen. Es war unmöglich, im Roten Meer ohne ortskundige Piloten zu segeln, die man gefangen nehmen oder zwingen musste. Die Meerenge Bab-al-Mandab, arabisch für Tor der Tränen, war die halb geöffnete Zange einer potenziellen Falle: ein erstickender Schmelzofen, in dem Männer vergeblich von Wasser träumen konnten. Sowie die Portugiesen eingedrungen waren, betraten sie das alte Kernland der islamischen Welt. Von hier waren es 650 Seemeilen bis Dschidda, 1350 bis Suez; Karawanen von Suez aus erreichten Kairo in drei Tagen, von Dschidda bis Medina, wo der Leichnam des Propheten beigesetzt war, waren es neun Tage. Die Männer der Iberischen Halbinsel meinten, sie würden zum Hort des Antichristen segeln. Sie wurden von dem jahrhundertealten kreuzfahrerischen Eifer angespornt.

Albuquerques erstes Angriffsziel war die befestigte Hafenstadt Aden, 180 Kilometer vor der Meerenge. Sobald sie eingenommen war, konnte sie als sichere Ausgangsbasis für den letzten Vorstoß dienen. Der Scheich von Aden und der Sultan in Kairo verstanden sich nicht allzu gut, aber nach den von den Portugiesen ausgelösten Störungen des Gewürzhandels war Aden zu einer wichtigen Zwischenstation für Dhauen aus dem Roten Meer geworden. Am 22. April 1513 schaukelte die Flotte des Gouverneurs vor dem Hafen. Aden lag vor ihnen, eingebettet in den Krater eines erloschenen Vulkans, umgeben von neun eindrucksvollen kahlen Spitzen purpurfarbenen Gesteins, jede gekrönt von einer Festung. Die Stadt lag de facto in einer Wüste: „Umgeben von nacktem Fels, ohne Bäume oder Gras, vergingen zwei oder drei Jahre, ohne dass ein Tropfen Regen fiel“, wie Albuquerque später beobachtete.[1] Die zum Meer gelegene Mündung der Stadt wurde von einer langen und hohen Festungsmauer versperrt, mit einem Tor und Türmen zur Verstärkung. Dahinter konnten sie Minarette erkennen, hohe, weiß getünchte Häuser, die in der Sonne blendeten, und den alles überragenden Würfel des Scheichspalastes – sowie eine weitere Linie mit Befestigungen, welche die Stadt von der Rückseite her umfassten. Damals wussten die lauernden Europäer nicht, ob Aden auf einer Insel lag – erst spätere Nachforschungen sollten ergeben, dass die Stadt über einen Damm mit dem Festland verbunden war. Zu ihrer Linken wurde eine vorspringende Landzunge von einem Fort mit einer Geschützbatterie gekrönt. Der Hafen, eine halbmondförmige Bucht, war voller Schiffe. „Weil unsere Karacken groß waren, … hielten wir uns etwas außerhalb davon“, schrieb Albuquerque später.

Es war Karfreitag, und es war bereits heiß. Die Ankunft am Tag des Todes von Christus war Ansporn und Provokation zugleich. Die Männer strotzten nur so vor kreuzfahrerischem Eifer: „Die Männer waren bereit, voll bewaffnet, und sehnten sich danach, mit eigenen Händen den Kampf zu beginnen“, schrieb Albuquerque in einem ausführlichen erklärenden Brief an Manuel. [2] Der Scheich hielt sich nicht in der Stadt auf, aber sein Statthalter Amir Mirzan schickte höflich einen Kurier, um sich zu erkundigen, was die Besucher eigentlich wollten. Albuquerque kam sofort zur Sache. Er sei auf dem Weg nach Dschidda und Suez, um die Flotte der Mamluken zu zerstören. Er lehnte den vom Statthalter geschickten Proviant ab: „Es ist nicht meine Art, Geschenke von Fürstentümern und Herrschern anzunehmen, mit denen wir noch kein Friedensabkommen vereinbart haben.“ Er verlangte, dass Amir „die Stadttore öffnete und unsere Fahne und unsere Männer einließ“. Amir erbot sich, persönlich zum Verhandeln zu kommen. Das sei sinnlos, erwiderte Albuquerque. Die Männer fingen bereits an, die Messer zu wetzen.

Albuquerque wusste, dass er schnell handeln musste, bevor aus der umliegenden Wüste Verstärkung in die Stadt geschleust werden konnte. Noch wichtiger war: Bei dem strengen Klima in Aden war das Zeitfenster gefährlich eng. Sie begegneten bereits dem zentralen strategischen Problem des Roten Meeres: „Wegen unseres Wassermangels kam es mir so vor, dass wir, wenn wir zwar die Stadt eroberten, aber nicht das Tor zu den hinter ihr liegenden Bergen, alle unsere Anstrengungen umsonst sein würden, und dass wir wegen unseres Mangels uns zu den Schiffen zurückziehen müssten.“ Es gab keine Diskussion, kein Zögern – nur einen simplen Plan, der, wie der Gourverneur im Nachhinein selbst einräumte, genaugenommen gar kein Plan war. „Wir hatten keinen anderen Plan, als uns selbst zu rüsten und Euch im Geiste und mit der Tat zu dienen. Wir einigten uns lediglich darauf, an zwei Stellen anzugreifen und unsere Männer in drei Einheiten aufzuteilen.“ Ansonsten herrschte, in Anbetracht des vielversprechenden Ostermorgens, das Vertrauen, dass „Unser Herr uns mit allem anderen versorgen möge“. Die Fidalgos und ihre Soldaten mussten von den ausgebildeten Einheiten wegen der Rivalität zwischen den beiden getrennt werden. Jede Gruppe erhielt Sturmleitern. „Wir nahmen Rammböcke, Brecheisen, Spaten und Spitzhacken, um einen Abschnitt der Mauer mit Schießpulver zu zerstören.“[3] Zwei Stunden vor Tagesanbruch gab die Trompete das Signal. Die Männer

stiegen in kleine Boote und legten in Richtung Ufer ab. „Die Stadt bei Morgengrauen mit der aufgehenden Sonne war ein ehrfurchtgebietender Anblick“, schrieb Gaspar Correia, ein Sekretär des Gouverneurs, der nicht nur einen schriftlichen Bericht, sondern auch eine Skizze Adens hinterließ, „am Meeresufer entlang ausgedehnt, geformt wie eine gebogene Bucht, welche die Boote nur bei Flut erreichen konnten, davor eine beängstigende Mauer mit vielen Rundtürmen“.[4]



Gaspar Correias Zeichnung des Angriffs auf Aden

Die Aktion fing schlecht an. Die Boote liefen in den Untiefen einen Armbrustschuss vom Ufer entfernt auf Grund. Die Männer mussten eine beträchtliche Strecke waten; die Kommandeure waren durchnässt; das Pulver der Musketiere war in der Brandung wertlos geworden. Die Fidalgos versäumten es, ihre Männer ordentlich aufzustellen. Da sie unbedingt persönlichen Ruhm erringen wollten, kletterten sie lieber selbst die Leitern hoch, damit sie die Ehre hatten, als Erste auf die Mauer zu gelangen: „Was mich sehr betrübte“, schrieb Albuquerque später, „weil sie zwar ihre Pflicht als Ritter erfüllten, aber ihre Männer vernachlässigten, die ungeordnet am

Fuß der Mauer blieben“. Die Mauern waren hoch und die Leitern zu kurz, so dass die vordersten Männer sich mühsam über die Brustwehr hochziehen mussten. Die ersten auf der Mauer waren zwei Fidalgos namens Garcia de Sousa und Jorge da Silveira, begleitet von einem Knappen mit einer Fahne. Weiter unten bemühten sich eifrig einige Männer, sich hinter ihnen hochzuziehen, aber wegen der Verzögerung an der Spitze kam es zu einem Stau auf den Sprossen; schon bald artete der Angriff in Chaos aus. Albuquerque schilderte, wie „die Leiter der ausgebildeten Haufen, die hundert Mann gleichzeitig bis zur Spitze der Mauer befördern konnte“, allmählich anfing nachzugeben. „Als ich die große Last der Männer auf ihr sah, befahl ich, sie durch die Hellebardisten zu stützen … die von beiden Seiten mit ihren Hellebarden dagegenhielten, aber die Leiter kippte trotzdem um und zerschmetterte die Hellebarden und verletzte die Männer schwer.“[5]

Mittlerweile hatten sich die muslimischen Verteidiger, welche die Verwirrung erkannten, gegenseitig Mut gemacht und leisteten entschlossen Widerstand. Sie schleuderten Steine und Pfeile auf die Männer am Fuß der Mauer. Versuche, das Haupttor aufzubrechen, scheiterten. Es war stark gesichert. Schließlich wurde mit Schießpulver ein Loch in die Mauer gesprengt. Jetzt brauchte man einen Mann, der die Führung übernahm. Der Befehlshaber an Ort und Stelle, Albuquerques Neffe Dom Garcia de Noronha, weigerte sich. Ein späterer Urteilsspruch lässt durchblicken, dass Eifersucht, wenn nicht Feigheit im Spiel war: „Er weigerte sich einzudringen, wegen des Neids auf Garcia de Sousa, der zuerst eingedrungen war, so dass er, wenn die Stadt erobert war, den ganzen Ruhm ernten würde … und da er nicht die Stadt betreten wollte, wollte dies auch kein anderer der Männer. Wenn sie es getan hätten, wäre die Stadt eingenommen worden.“[6] Es gab eindeutig zu viele „Wenns“ an diesem Tag.

Bei der Mauer herrschte ein Durcheinander, und die Führung war sich nicht einig. Der Gouverneur und Dom Garcia de Noronha waren mit der wichtigen, aber niederen Aufgabe beschäftigt, die Leitern zu reparieren. Die Männer auf der Mauer merkten, dass die Unterstützung ausblieb, und wollten sich zurückziehen. Da keine Leitern zur Verfügung standen, wurden Seile nach oben geworfen, damit die Männer sich abseilen konnten. Unterdessen hatte sich eine kleine Gruppe, unter ihnen Garcia de Sousa und Jorge da Silveira, in einem Turm verbarrikadiert und kämpfte weiter. Dieses eine Mal räumte Albuquerque, seiner ganzen Selbstüberschätzung zum Trotz, die

eigene Unentschlossenheit ein. „Ich wusste nicht, ob ich die Hauptleute, Ritter und Fidalgos [die wieder hinuntergeklettert waren] und Dom Garcia, der am Fuß der Mauer stand und den Kampf fortsetzte, versammeln oder jenen helfen sollte, die auf der Mauer waren, und deswegen erlitten wir einige Verluste.“[7]

Auf dem umkämpften Turm waren die Männer einem immer stärkeren Beschuss durch Pfeile und Speere ausgesetzt. Als er den Gouverneur erblickte, rief Jorge da Silveira nach unten: „Herr, helft uns, sonst werden wir alle sterben.“ – „Ich kann euch nicht helfen“, brüllte Albuquerque bei dem Schlachtenlärm nach oben, „klettert an den Seilen runter“.[8] Einigen gelang es, sich abzuseilen; manche versuchten ihr Glück und sprangen; andere weigerten sich. Ein Mann balancierte auf der Brustwehr, blickte nach unten, bekreuzigte sich und sprang. Er brach sich bei dem Sturz das Bein und starb einige Tage später. Ein Kanonier hatte mehr Glück; er sprang mit einer Armbrust in der Hand und überlebte. Garcia de Sousa lehnte Albuquerques Angebot ab. „Ich bin nicht der Mann, der an einem Seil vor dem Tod davonläuft“, rief er zurück.[9] Es war sinnloses Draufgängertum. Kurz danach durchbohrte ein Pfeil seinen Schädel, und er fiel tot um. Eine Reihe von Köpfen wurde auf dem zurückeroberten Turm auf Speeren präsentiert. Es blieb nichts anderes übrig als der Rückzug.

Albuquerque musste buchstäblich die Scherben aufsammeln; die Teile der zerbrochenen Leitern wurden mitgenommen, als sie sich zurückzogen, „damit sie nicht als Zeugnis für das Chaos unserer Truppen zurückblieben“.[10] Laut den Chronisten war der Gouverneur „so bestürzt darüber, die Stadt auf diese Weise zu verlieren, in einem solchen Chaos, dass es ihm die Sprache verschlagen hatte“.[11]

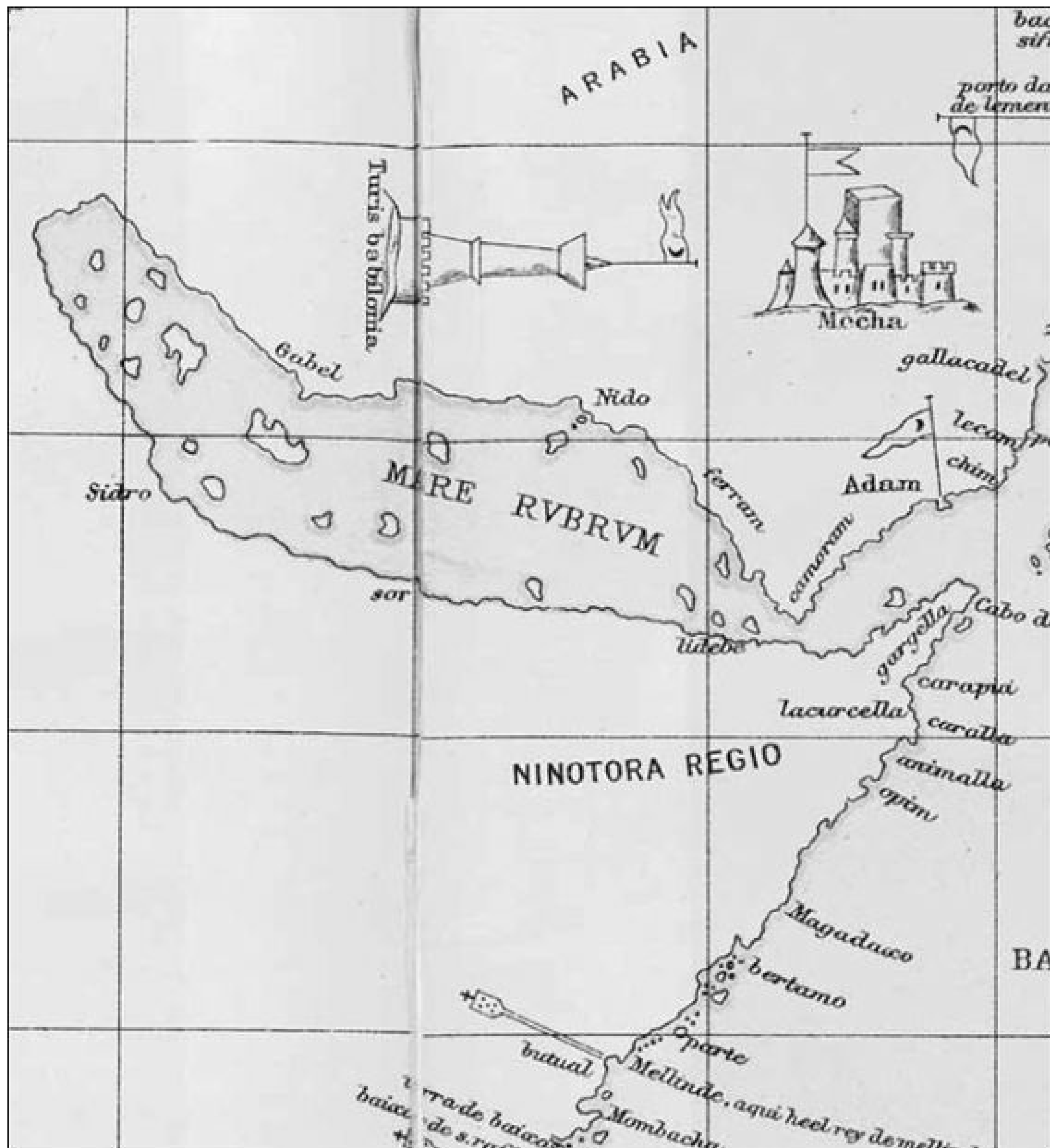
Im Lager war die Stimmung gedrückt. Am Ostersonntag waren sie, im Vertrauen auf göttlichen Beistand, gescheitert. Die Männer wollten unbedingt einen zweiten Versuch unternehmen, ihre schwere Kanone herschaffen und ein Loch in die Mauer schießen, aber Albuquerque wusste, dass die Gunst der Stunde vorüber war. Der Wassermangel wurde akut, und die Saison des östlichen Monsuns näherte sich ihrem Ende. Wenn sie jetzt nicht ablegten, konnten sie in eine hoffnungslose Lage geraten, in der sie weder imstande waren, das Rote Meer zu befahren, noch über den Indischen Ozean zurückzukehren.

Bei Aden hatten sie einen Dämpfer erlitten, auch wenn der Gouverneur

damals nicht wissen konnte, als wie schwerwiegend er sich erweisen sollte. Albuquerque schilderte die Ereignisse in einem Schreiben an den König in den schönsten Farben:

> Was ich Eurer Hoheit über die Taten vor Aden sagen kann, ist, dass es das am heftigsten umkämpfte und rascheste Gefecht war, das Eure Hoheit sich nur vorstellen können … die Sehnsucht der Männer, Euch zu dienen, verdoppelte ihre Anstrengungen, und die Leiter brach nur wegen des Gewichts der Masse der Männer, die Euch an jenem Tag herausragende Dienste leisten wollten.[12]

Er gab den Leitern die Schuld, er gab einmal mehr dem Mangel an Disziplin unter den Rittern die Schuld; er gab stillschweigend Dom Garcia die Schuld, über den „ich es nicht wage, mehr über meine Meinung von ihm an dem Tag zu sagen, weil er mein Neffe ist“[13] – und weil er ein ehrenhafter Mann war, gab er auch sich selbst die Schuld: „Ich denke, dass ich, wenn ich Aden zuerst ausgekundschaftet hätte, unseren Angriff nicht an der Stelle gestartet hätte, wo wir ansetzten.“[14] Am Ende verschleierte er nicht die Fakten: Der Angriff war schlecht geplant und chaotisch durchgeführt worden. Die Flotte segelte dennoch nach Bab-al-Mandab und in Richtung Rotes Meer weiter. Dieser Schritt stieß auf wenig Gegenliebe. Die Piloten und Kapitäne wollten nach Indien zurückkehren, bevor der Monsun einsetzte; sie wollten auf keinen Fall im Roten Meer festsitzen, dessen Ruf ihm vorausgeeilt war. Wie vor Hormus murrten einige halblaut, dass sie in der Hand eines Wahnsinnigen seien, der sie an einen Ort bringen wollte, wo es weder Proviant noch Wasser gab: „Sie sahen ganz eindeutig voraus, dass sie sterben würden.“[15] Albuquerque wischte alle Proteste vom Tisch: Er befolge lediglich die Befehle des Königs. Er eröffnete nicht seinen heimlichen Plan: sofern das Wetter es zuließ, das Rote Meer in seiner ganzen Länge zu befahren und die Flotte des Sultans bei Suez zu zerstören.



Vor Albuquerques Vorstoß waren portugiesische Karten des Roten Meeres (Mare Rubrum) ein fast unbeschriebenes Blatt, allerdings ist Kamaran (Camoram) eingezeichnet. Ausschnitt aus der Karte von Nicolas de Canerio, 1502.

Ende April hatten sie die schmale, laut Albuquerques Sekretär Correia „nur einen Kanonenschuss breite“ Wasserstraße erreicht.[16] Es galt als ein historischer Augenblick: das erste Mal, dass Christen in das Meer im Herzen der muslimischen Welt eindrangen, das zugleich am Westufer aber auch in Reichweite dessen lag, was sie für das Königreich des Priesterkönigs Johannes im äthiopischen Hochland hielten. „Wir kamen an der Mündung der

Wasserstraße an“, so Albuquerque, „und inszenierten das bestmögliche Spektakel samt Geschützfeuer, Trompeten und Fahnen“.[17] Für den Gouverneur war es ein emotionaler Moment, als befänden sie sich an der Schwelle der letzten Eroberung. Das Problem des Lotsen wurde einfach dadurch gelöst, dass man eine vorüberfahrende arabische Dhau kaperte, die unter Deck 20 Mann versteckt hatte. Dann liefen sie den Hafen an, wo Piloten an Bord genommen wurden, und ergriffen diese.

Sie tasteten sich in dem Meer nach Norden voran, „immer in Sicht der Länder des Priesterkönigs Johannes und der Küsten Arabiens“.[18] Laut Correia war der Anblick auf beiden Seiten trostlos: „Keine Stürme, nur starke Stöße heißen Windes … auf beiden Seiten, das Land sehr trocken, nichts Grünes, große Bergketten“.[19] Wegen der tückischen Untiefen segelten sie nur tagsüber, mit dem Lot in der Hand, und gingen nachts vor Anker. Um ein Haar wäre ein Schiff wegen eines Fehlers des Piloten auf Grund gelaufen. Albuquerque hielt sich an die Einschüchterungstaktik, die der Grund dafür war, dass die Franken an der indischen Küste so sehr gefürchtet wurden. Vorbeifahrende Schiffe wurden gekapert und nach Proviant durchstöbert. Den unglücklichen Besatzungen wurden Hände, Nasen und Ohren abgeschnitten, dann wurden sie an Land gesetzt, um den Schrecken und die Majestät Portugals zu verkünden. Die Schiffe wurden verbrannt.

Albuquerques erstes Ziel war die sandige, flache Insel Kamaran, gut 300 Kilometer von der Meerenge entfernt, dicht an der Arabischen Halbinsel. Es war die einzige Wasserquelle an dem ganzen Küstenstreifen. Nachdem sie einen Wasservorrat an Bord genommen hatten, wollte der Gouverneur unbedingt bis Dschidda segeln, doch der Wind war bereits sehr wechselhaft. Er drehte nach Westen und machte ein Weitersegeln unmöglich; als er wieder auf Ost wechselte, scheuchte Albuquerque eilig die Schiffe aus dem geschützten Ankerplatz. Nicht lange danach drehte der Wind jedoch wieder. 22 Tage lang lag die Flotte mitten im Meer vor Anker und wartete auf eine Gelegenheit, nach Norden zu segeln, während die Männer murrten. Als das Wasser ausging, blieb nichts anderes übrig, als nach Kamaran zurückzukehren. „Und dort saßen sie“, so Correia, „im Mai, Juni und Juli, ohne einen Tropfen Regen“, de facto gefangen mit nichts als Ziegen und Kamelen zur Gesellschaft, die sie aufaßen, sowie Fisch aus dem Meer, mitten in Mangrovensümpfen und sandigem Buschland unter der heißen Sonne.[20] Albuquerque blieb weiterhin grenzenlos optimistisch, schickte kleine

Karavellen zu Erkundungsfahrten aus, kaperte vorüberfahrende Schiffe und horchte ihre unseligen Besatzungen aus. Zum Entsetzen seiner erschöpften Männer befahl er seinen Maurern, mit der Herstellung von Kalk zu experimentieren. Das sei möglich, meldeten sie. „Wir fanden viele geeignete Felsblöcke und viele Steine und Mauerwerk in den Häusern, Moscheen und alten Gebäuden … für ein Fort hat es den besten Ort und Vorzüge auf der Welt“, schrieb er dem König. „Ein gegen alle Winde geschützter Hafen … reichlich Wasser … eine Fülle an gutem Fisch“.[21] Die Männer waren wie gelähmt bei der Aussicht, dass er den Bau eines weiteren Forts fordern könnte.

Dem Hof in Lissabon beschrieb Albuquerque die Insel als den heilsamsten Ort der Welt. Die Realität sah anders aus. Als er von Kamaran in Richtung Dschidda auslief, wurde erneut lautstark gegen die Entscheidung protestiert; es hieß, dass er „sie in den Tod führe“.[22] Im Gegensatz zu seinen optimistischen Berichten an den König kamen die Männer scharenweise um. Proviant war auf der Insel knapp, und sie schufteten hart, um die Schiffe zu überholen. Die Männer wurden von einer mysteriösen Epidemie gepackt: „Nach nur zwei oder drei Fieberanfällen und starken Schmerzen in der Brust, einer unbekannten Übelkeit, mit Blut, das die Brust verstopfte, starben viele Männer, über 500 [von insgesamt 1700] und so gut wie alle einheimischen Truppen an Arbeit und Unterernährung.“[23] Kein Wort davon tauchte in den Berichten an den König auf.

Wenn Albuquerque wirklich an eine göttliche Mission glaubte, so wurde dieser Glaube durch ein wundersames Zeichen am Nachthimmel bestärkt. In einer mondlosen Nacht,

> … während wir an jenem Ort vor Anker lagen, erschien über den Ländereien des Priesterkönigs Johannes uns ein Zeichen am Himmel in der Form eines Kreuzes, das hell leuchtete, eine Wolke hing darüber. Als die Wolke das Kreuz erreichte, teilte sie sich, ohne es zu berühren oder seine Helligkeit zu dämpfen. Es war von vielen Schiffen aus sichtbar, und eine große Zahl Männer fiel auf die Knie und betete es an. Andere, die es ehrfürchtig anbeteten, weinten viele Tränen.[24]

Albuquerque versuchte, die Piloten und Kapitäne zu überreden, das Meer gegen den Wind zum westlichen Ufer hin zu überqueren, aber sie blieben bei ihrer Ablehnung.

Während dieser Monate in der heißen Sonne unter den Sanddünen

verfasste Albuquerque unablässig einen detaillierten Bericht über das Rote Meer, den er nach Lissabon schickte. Er trug jede noch so winzige Information zusammen, die er über Klima, Geographie und Schifffahrt, Häfen, Politik und Stammeszugehörigkeiten beschaffen konnte. Er schickte Karavellen aus, um die Perlenfischerei zu erforschen, erkundigte sich nach den reichen Goldminen des Priesterkönigs und gelangte schließlich – zur Erleichterung seiner Männer – zu dem Schluss, dass Massaua an der Westküste ein geeigneterer Ort für eine Festung sei als die Insel, auf der sie sich derzeit befanden, weil „die Küsten dahinter vom Priesterkönig Johannes regiert werden".[25] Der Glaube an die Macht des sagenhaften Christen war immer noch groß. „Ich habe nunmehr vollständige Informationen zu allen Aspekten des Roten Meeres", teilte er Manuel mit.[26]

Die ruhelose Neugier der portugiesischen Nachrichtenbeschaffung nahm vielerlei Formen an. Es gab immer Männer, die zu einem Abenteuer bereit waren, so gewagt es auch sein mochte. Im Geiste des Pêro da Covilhã, dem Spion, den König Johann II. nach Indien geschickt hatte, meldete sich ein Mann namens Fernão Dias freiwillig zu einem Spionageauftrag über eine lange Entfernung. Dias war entweder ein Muslim, der zum Christentum konvertiert war, oder ein Portugiese, der von den Marokkanern lange Zeit auf Gibraltar festgehalten worden war – die Quellen sind in diesem Punkt nicht eindeutig. Jedenfalls sprach er gut Arabisch und verfügte über ausgezeichnete Kenntnisse der islamischen Rituale, Gebete und Koranverse. Er bot an, dass man ihn an der Wüste Arabiens an Land setzte und er anschließend auf dem Landweg über Dschidda, Mekka und Suez nach Kairo reiste. Dort wollte er ein venezianisches Schiff in Alexandria nehmen und dann mit seinen Informationen für den König nach Portugal zurückkehren. Er wollte sich als entlaufener Sklave ausgeben. Zu diesem Zweck wurde ein Eisen an seinem Bein befestigt, und er wurde in einem Kanu ans Festland gebracht, mit einigen in die Kleidung eingenähten Edelsteinen, die er unterwegs verkaufen sollte. Er schloss die Reise unbeschadet ab und erstattete tatsächlich Manuel Bericht. Dias kehrte später nach Indien zurück und machte offenbar Karriere als Spion am Roten Meer. Laut Correia, der ihn persönlich kannte, „starb er sehr arm".[27]

Albuquerque war besonders begierig auf Informationen über Suez am nördlichen Ende des Roten Meeres und über die Zusammensetzung der Mamluken-Flotte. Er gelangte zu der Schlussfolgerung – anhand von

Quellen, die er für zuverlässig hielt und die bestätigten, was er schon seit Jahren vermutet hatte –, dass sie kaum existierte. Die Niederlage bei Diu, gefolgt von dem Abfangen der Holzlieferungen aus dem Libanon durch die Ritter des Johanniterordens, hatte den seefahrerischen Möglichkeiten des Sultans einen tödlichen Schlag versetzt. Suez sei nur eine Ruine, behauptete der Gouverneur. Es gebe dort nur 15 Pinassen (kleine Segelboote).

Nachdem Hussain Indien verlassen hatte, schwand die Begeisterung [für die Seeschlacht], und sie führten keinen nennenswerten Schiffbau mehr durch. Sie hatten bei Suez nur 30 Männer, um die Boote gegen Überfälle durch gelegentliche arabische Räuber zu beschützen … [sie] lassen die Boote jeden Morgen zu Wasser, damit die Sonne die Planken nicht spaltet. Es gibt dort keine Karacken mehr, weder Holz noch Zimmerleute, Masten oder Segel.[28]

Tatsächlich waren die alljährlichen Gerüchte über eine große islamische Flotte eine Ausgeburt der Fantasie.

Ferner behauptete Albuquerque in seiner gewohnten Art, die Dinge zu dramatisieren, dass der Vorstoß der Portugiesen in das Rote Meere verheerende Wirkung gehabt hätte. „Ich kann Eure Hoheit versichern, dass weder ein Boot noch ein Kanu das Meer befuhr, selbst die Vögel erhoben sich nicht in den Himmel, so entsetzt war das Rote Meer über unseren Eintritt und so leer.“[29] Er kam in seiner Analyse zu der Schlussfolgerung, dass in Dschidda und Mekka ein Mangel an Lebensmitteln herrschen müsse und dass das Regime des Sultans wanke.

Wenn das auch ein wenig übertrieben war, so war seine Gesamteinschätzung verblüffend korrekt. Der Vorstoß ins Rote Meer hatte die islamische Welt in der Tat geschockt. Nach dem Angriff auf Aden hatte sein Scheich schnelle Rennkamele mit der Nachricht über die Arabische Halbinsel nach Dschidda und Mekka ausgesandt. Die Garnison von Mekka marschierte nach Dschidda und war bereit, die Stadt bis zum Äußersten zu verteidigen. Ein weiteres Kamel brachte die Meldung in nur neun Tagen von Mekka nach Kairo. Schon am 23. Mai war die Aktion dort allgemein bekannt. In der Stadt herrschte Panik. Der Sultan war bestürzt; in den Freitagsgebeten wurden spezielle Anrufungen gesprochen. Eilig wurde ein Regimentskorps zur Inspektion im Hippodrom versammelt: „Sie erhielten Kettenhemden, Helme auf den Kopf, Krummsäbel im Bandelier. Dreihundert Männer wurden auf der Liste für die Abreise vorgesehen … ein Kontingent

der Mamluken des Sultans erhielt den Auftrag, in Suez ihr Lager aufzuschlagen und den Schiffbau fortzuführen.“[30] Mitte Juni befahl der Sultan dem Leiter des Arsenals und seinen Männern, „ohne Bezahlung“ Kanonen nach Suez zu eskortieren.

Der Kairoer Chronist Ibn Iyas dokumentierte die weitere Entwicklung dieser Initiative. Kein einziger Mann reiste tatsächlich ab. Als sie am 15. Juni wiederum im Hippodrom versammelt waren, weigerten sie sich, auch nur einen Schritt zu tun: „‚Wir werden nicht gehen, wenn wir keine Prämie bekommen. Wir wollen nicht in der Wüste vor Hunger und Durst sterben.‘ Der Sultan verließ vor Wut schäumend umgehend den Paradeplatz.“[31] Das Regime wankte tatsächlich. Manche befürchteten bereits einen Aufstand in der Stadt. Im September berichtete Iyas, dass sich die Lage nicht verändert habe und die Neuigkeiten aus dem Roten Meer sich verschlimmert hätten. Er dokumentierte „die Kühnheit der Europäer, die den Handel im Roten Meer behindern und die Ladungen beschlagnahmen; sie haben Kamaran besetzt, ein wichtiges Zwischenlager auf der Route nach Indien“. Monat für Monat ging das ganze Jahr 1514 über bis ins Jahr 1515 hinein diese Litanei über die Lähmung des Regimes weiter. Es beschrieb detailliert die Auswirkungen der Portugiesen auf der einen Seite und der Seeblockade der Johanniter auf der anderen. „In diesen Tagen waren alle Büros völlig leer und bankrott, denn der Hafen von Alexandria war verwüstet, und im vergangenen Jahr waren keine Schiffe dort gelandet; und der Hafen Dschidda war auch seit etwa sechs Jahren verödet wegen der Übergriffe der europäischen Korsaren im Indischen Ozean.“[32] Im Juli 1515 flehte Hussain – der Befehlshaber in Diu, der inzwischen in Dschidda lebte – den Sultan immer noch an, „so schnell wie möglich Verstärkung zu schicken, bevor die Europäer die ganze Küste Indiens besetzten, außerdem fürchtete er auch einen Angriff auf Dschidda … überall hat der Sultan wahrhaft Grund zur Sorge“.[33] Erst im August 1515 und nachdem eine Anzahl der Männer aussortiert worden war, weil sie „zu schwach oder von einer Geschlechtskrankheit befallen“ waren, reiste ein beachtliches Kontingent an Truppen nach Suez ab.[34]

Albuquerque hatte die Lage außerordentlich zutreffend zusammengefasst. Er war überzeugt, dass die einmalige Gelegenheit bestand, das Rote Meer de facto zu durchschneiden, so dass keine Flotte imstande wäre, den Portugiesen zu widerstehen; dass ihnen das Kernland der islamischen Welt offenstünde und dass mit einer konzertierten Aktion die Mamluken vernichtet werden

könnten: „Die Position des Sultans ist sehr schwach. Abgesehen davon, dass er kaum Truppen hat, verlässt er Kairo persönlich gar nicht, noch geht er irgendwohin zum Kampf, noch verlässt er seine Festung. Er hat Schah Ismail an seinen Toren und verfolgt ihn unablässig.“[35]

Auf dem Höhepunkt eines langen Briefes vom Dezember präsentierte er König Manuel eine klare, aber ambitionierte strategische Vision und schilderte ihm die Aussicht auf die ultimative Belohnung:

… es kommt mir so vor, dass Ihr, wenn Ihr Euch im Roten Meer stark macht, alle Schätze der Welt in Euren Händen halten werdet, weil das ganze Gold des Priesterkönigs Johannes Euch zur Verfügung stehen wird – eine so gewaltige Summe, dass ich es nicht wage, darüber zu sprechen –, eingehandelt gegen Gewürze und Handelswaren aus Indien … Ich nehme mir die Freiheit, Euch so zu schreiben, Eure Hoheit, weil ich Indien auf beiden Seiten des Ganges gesehen habe und ich beobachte, wie Unser Herr Euch beisteht und es in Eure Reichweite legt. Große Ruhe und Stabilität sind über Indien gekommen, seit Eure Hoheit Goa und Malakka gewann und uns befahl, ins Rote Meer einzulaufen, die Flotte des Sultans aufzuspüren und die Schifffahrtsrouten nach Dschidda und Mekka zu kappen … Es ist kein geringer Dienst, den Ihr Unserem Herrn leisten werdet, indem Ihr den Hort der Verdammnis und deren ganzer Sittenlosigkeit vernichtet.[36]



König Manuel, dargestellt als Herr der Meere auf der Weltkarte des deutschen Kartographen Martin Waldseemüller von 1516

Das war eine leicht verschlüsselte Wendung für die Zerstörung Mekkas und Medinas und des Leichnams des Propheten Mohammed persönlich – ein Projekt, das so kühn war, dass es vor allen geheim gehalten wurde, bis auf die engste Gruppe der manuelinischen Ideologen. Es sollte mit der Hilfe des Priesterkönigs Johannes in Angriff genommen werden.

Mir wurde gesagt, dass er sich sehr danach sehne, die Stadt Mekka zu zerstören, und er meint, dass er, wenn Eure Hoheit die Schiffe zur Verfügung stelle, eine große Zahl Reiterei, Fußsoldaten und

Elefanten schicken werde … die Muslime selbst glauben, dass die Pferde und Elefanten des Priesterkönigs Johannes in ebenden Schrein bei Mekka einziehen werden … Es wird Unserem Herrn gefallen, Eurer Hoheit bei so einer Heldentat beizustehen, und Eure Schiffe, Eure Kapitäne und Eure Männer werden es sein, die sie vollbringen, weil die Überfahrt nur zwei Tage und eine Nacht dauert.[37]

Albuquerque entwarf hier die Idee, dass das winzige Portugal das Zentrum der Welt kontrollieren könne, dass Manuel der mächtigste christliche König werden könnte, und er zeigte auf, wie man die Sache angehen musste. Er wollte Festungen in Aden und Massaua bauen, dort eine Stellung ausbauen und Flotten stationieren, aber keinen Versuch unternehmen, in das arabische Hinterland vorzustoßen. Er wollte sich mit dem Priesterkönig Johannes verbünden, dann „kann Eure Flotte nach Suez gelangen, nur drei Tage von Kairo entfernt. Das wird in der Hauptstadt großen Aufruhr auslösen, weil die Macht des Sultans nicht so groß ist, wie man Euch eingeredet hat“.[38] Und was Indien angeht: „Das Projekt Indien werden wir zurückstellen. Goa wird Eure Angelegenheiten ruhig und friedlich halten.“[39] Albuquerques Strategie hatte den Globus gespiegelt: Portugiesisch-Indien war nicht länger das Ziel. Nunmehr war es die Ausgangsbasis. Der Höhepunkt sollte die Zerschlagung des Islam und die Rückeroberung Jerusalems sein.

Aber das musste noch warten. Mitte Juli hatte der Wind gedreht, der Monsun war vorüber. Es war höchste Zeit, nach Indien zurückzusegeln. Auf dem Weg stattete Albuquerque Aden noch einen Besuch ab, bombardierte die Stadt und ersann einen Plan, wie er sie im kommenden Jahr einnehmen konnte, indem man ihr die Wasserversorgung abschnitt.



23

Die letzte Fahrt

Juli 1513 – November 1515

„Eure Hoheit gibt mir die Schuld, mir, ausgerechnet mir!“[1]

Briefe aus Portugal erreichten Goa einmal im Jahr mit der Ankunft der Gewürzflotte im September; die Antworten gingen im folgenden Januar oder Februar mit ihr zurück. Diese schlecht koordinierte Kommunikation bot reichlich Gelegenheit für Missverständnisse und irrige Auffassungen. Manuel wurde immer ärgerlicher, weil Ziele nicht erreicht wurden, die, aus der Ferne in Lissabon betrachtet, einfach schienen. Das Rote Meer musste abgeriegelt werden, die Gewürze mussten umgehend geschickt werden, die Männer mussten ihren Sold erhalten. „Männer, die gut bezahlt werden, werden mit größerer Zufriedenheit dienen und mit Freuden im Ausland bleiben“, teilte er Albuquerque schulmeisterhaft mit. „Es gefällt uns deshalb wohl, dass sie gut bezahlt werden und zufrieden sind … aber, wir stimmen Euch zu, lasst dies mit dem Geld anderer Leute geschehen [Beutegut] – nicht mit unserem eigenen.“[2] Das war ein wunder Punkt für den Gouverneur, der nie genügend Geld oder Männer hatte, um die Ambitionen des Königs umzusetzen. Noch schlimmer für Albuquerque war: Manuel zweifelte leichthin gar den Wert Goas an. Zum Glück für den Gouverneur wurde er voll und ganz von seinen Kapitänen bei einer Abstimmung, die Insel zu halten, unterstützt. Außerdem war Manuel ärgerlich inkonsequent. „Wisst Ihr, dass Ihr Eure Politik jedes Jahr ändert“, schrieb Albuquerque frustriert zurück.[3] Doch die Stimmen gegen ihn wurden immer lauter; er machte sich schnell Feinde, und diese schickten in der alljährlichen Post ihre eigenen Darstellungen nach Hause. Das Scheitern vor den Mauern Adens machte einen besonders schlechten Eindruck.

Er hatte die Absicht, im Januar 1514 dorthin zurückzukehren, aber daraus

wurde nichts, aus dem einfachen Grund, dass er zu wenig seetüchtige Schiffe hatte. Ein Schiff war auf der Rückreise von Aden nach Goa gesunken; es herrschte Mangel an gelernten Zimmerleuten und Werftarbeitern, um anfallende Reparaturen auszuführen – die Überholung der Gewürzflotte für die Rückreise hatte immer Vorrang. Nach dem Schiffbruch der *Frol de la Mar* segelte Albuquerque immer mit einer gewissen Beklemmung, „mit einer Hand an meinem Bart und der anderen an der Pumpe“, wie er es bildlich Manuel beschrieb.[4] Es war unerlässlich, die Verstärkung im September abzuwarten.

Stattdessen verbrachte er jedoch das ganze Jahr in Goa, baute die Kolonie aus und führte mit den Machthabern des indischen Subkontinents Verhandlungen. Viel Zeit verschlangen die Vorbereitungen des aufgeschobenen Aden-Feldzugs. Er legte Vorräte an Schießpulver und Kanonenkugeln an, beaufsichtigte die Herstellung von Waffen, insbesondere Piken, das Backen von Schiffszwieback und die Anfertigung von Belagerungsausrüstung. Nach dem demütigenden Scheitern beim Sturm auf die Mauern wurde besonderes Augenmerk auf die Herstellung vieler stabiler Leitern gelegt, die hoch genug waren, um die Brustwehr der Stadt zu überragen. Albuquerque wollte unbedingt die Zahl der Musketiere erhöhen. Eine in Goa, Cochin und Cannanore verkündete Proklamation bot allen Interessenten Prämien an, die sich für eine Ausbildung meldeten. An Sonntagen und am ersten Samstag im Monat fanden Schießübungen statt, mit einer Belohnung von einem Crusado für jeden, der das Ziel traf. Zweimal im Monat wurden die ausgebildeten Einheiten in den Schweizer Kampftaktiken gedrillt; ihre Piken wurden im Arsenal sicher aufbewahrt – Angehörige des Adels, die gegen die neuen militärischen Taktiken waren, weil diese drohten, ihre Rolle überflüssig zu machen, hatten gar versucht, die Waffen zu zerbrechen. An Sonntagnachmittagen zog Albuquerque persönlich mit den Reitern aus, um Manöver für einen Hinterhalt zu üben und die Männer mit dem muslimischen Sattel vertraut zu machen. Er kehrte erst nach Einbruch der Dunkelheit bei Fackellicht zu den Ställen zurück.

Albuquerque überwachte alles, regelte alles, arbeitete unermüdlich. Sein Sekretär Gaspar Correia überlieferte ein Bild von seiner täglichen Runde: „Der Gouverneur pflegte vor Tagesanbruch aufzustehen und mit seiner Wache zur Messe zu gehen, dann ritt er allein mit einem Stock in der Hand und einem Strohhut auf dem Kopf aus, und mit seinen Hellebardieren machte

er eine Tour zur Küste und an der Mauer entlang, um die Arbeit zu inspizieren, die dort anstand, so dass er alles mit eigenen Augen sah und anordnete, was getan werden musste.“ Der unglückselige Correia konnte sich einen persönlichen Kommentar nicht verkneifen: „Seine vier Sekretäre folgten ihm überallhin, Diener des Königs mit Papier und Tinte, so dass er Befehle und Anweisungen erteilte, die er dort unterwegs auf dem Pferd gleich unterschrieb. Und ich, Gaspar Correia, der ich diese Geschichte schreibe, zog auf diese Weise umher als sein Sekretär.“[5] „Wann immer ich ein Gesuch erhalte“, konnte Albuquerque mit berechtigtem Stolz an Manuel schreiben, „dann beantworte ich es sofort“.[6]

Albuquerque, der imperiale Visionär, hatte die Absicht, eine portugiesische Präsenz im Indischen Ozean aufzubauen, die bis in alle Ewigkeiten Bestand haben sollte. Der praktisch denkende Mann inspizierte die Befestigungsanlagen der Stadt – die mit Lehm zusammengefügten Mauern mussten unablässig wegen des Trommelns des Monsunregens repariert werden; der strenge Moralist bemühte sich, eine dauerhafte und gerechte soziale Ordnung zu schaffen. Er war sich der Neigungen seiner Männer bewusst – ihres Wagemuts und ihres Talents zu spontaner Selbstaufopferung, aber auch ihres Hangs zur Unbotmäßigkeit, Gewalt und Habgier. Das erforderte eine ständige Aufsicht. „Solange ich anwesend bin, läuft alles gut, aber sobald ich ihnen den Rücken zugewandt habe, handelt jeder Mann nach seiner Natur“, beobachtete er.[7] Er arbeitete unablässig daran, Korruption und Ungerechtigkeit gegen die einheimische Bevölkerung auszumerzen. Er erkannte, dass der Kampf um die Herzen und Köpfe ebenso wichtig war wie erfolgreiche Feldzüge. Er war sich dessen voll bewusst, dass seine Männer bezahlt werden mussten, sonst würden sie unweigerlich zu Korruption und Plünderung greifen. Der gute Ruf Portugals stand auf dem Spiel, und er fürchtete die Konsequenzen, sollte „der Zucker zu Gift werden“, wie der Herrscher von Cannanore sich einst ausgedrückt hatte.[8] Albuquerque versuchte, einheimische Frauen gegen sexuelle Gewalt zu schützen, und warb eifrig für gemischte Eheschließungen. Alle Formen des Glücksspiels wurden verboten, nur Schach und Dame waren erlaubt; er schickte Männer wegen Fehlverhaltens auf die Galeeren und verfrachtete die streitsüchtigen und renitenten Portugiesen mit der Gewürzflotte zurück nach Lissabon. Er sorgte für monatliche Almosen für Waisen und vaterlose Kinder und bezahlte einen Hauslehrer, damit er ihnen Lesen und Schreiben beibrachte und sie zum

christlichen Glauben hinführte. Es gab ein starkes soziales Element in der Regierungsarbeit.

Albuquerque mochte wie ein strenger Autokrat erscheinen, aber es fanden auch Vergnügungen statt. Im Festsaal des Palastes, den er mit Goa geerbt hatte, setzte er sich mit 400 Männern bei Trompetenklängen zum Abendessen zu Tisch. An Sonntagen führten die einheimischen Truppen aus Goa vor dem Palast zur Musik ihrer traditionellen Instrumente Darbietungen vor; die 24 Kriegselefanten, die aus Ceylon gekommen waren, marschierten vor dem Gouverneur vorbei und verbeugten sich auf das Kommando ihrer Treiber vor ihm, und Tänzerinnen sangen und tanzten während der Mahlzeiten bei Fackellicht. Eine Seite von Albuquerque liebte dieses Spektakel, die Klänge und die Farben Indiens: Er wurde allmählich heimisch.

Wenn die Portugiesen geduldet wurden, weil sie für die imperialen Interessen des indischen Festlands von marginaler Bedeutung waren, so wurden sie zugleich aufmerksam beobachtet. Albuquerque setzte das diplomatische Spiel mit den Machthabern des indischen Subkontinents und dem größeren Ozean geschickt fort. Als der Herrscher von Vijayanagar einen Gesandten schickte, wurde ihm eine Militärparade vorgeführt. Die ausgebildeten Einheiten marschierten durch die Straßen der Stadt an ihm vorbei. Der Gesandte stand da und sah zu. Zwei Stunden lang zogen Soldaten, die Piken bereit, in einem endlosen Strom zur Musik von Pfeifen und Trommeln vorüber. Der verblüffte Gast, für den alle Europäer zweifellos gleich aussahen, zählte zehntausend Mann.

Ansonsten war Albuquerque mit der Regelung der Angelegenheiten der portugiesischen Malabar-Küste beschäftigt. Auch wenn er nicht dazu neigte, einen Groll gegen jemanden zu hegen, machte er sich mit seiner barschen Art Feinde. Er äußerte sich geringschätzig über die Fähigkeiten und die Rechtschaffenheit der Faktoren, ja sogar zynisch: „Sie wüssten nicht einmal, wie sie für zehn *Reis* [Plural von Real] Brot auf dem Markt kaufen … es wäre vorteilhafter für Eure Hoheit, Euch von den Florentinern ausrauben zu lassen, weil die als Geschäftsleute geboren sind und davon etwas verstehen.“[9] Im Gegenzug ließ die Clique der Gegner seines Führungsstils, insbesondere in Cochin, keine Gelegenheit aus, Manuel in ihrem Sinn zu informieren. Jedes Briefpaket, das nach Lissabon ging, enthielt massive Vorwürfe: Der Gouverneur sei wahnsinnig und gefährlich, ein Sklavenhändler, er sei korrupt und streiche Schmiergelder ein und häufe damit ein riesiges Vermögen auf

Kosten des Königs an. Albuquerque wusste davon: „Wenn sie nichts zu sagen haben, dann erfinden sie etwas“, berichtete er Manuel. Als er Briefe abfing, die für den König gedachte Anschuldigungen enthielten, war ihm bewusst, welchen Schaden sie anrichten würden. Ihr Inhalt, erklärte er, „hat meine Moral zu Boden sinken lassen … die Zahl meiner grauen Haare verdoppelt“.[10] Schließlich stellte er die Rädelsführer António Real, Lourenço Moreno und Diogo und Gaspar Pereira zur Rede und schickte einige von ihnen mit der Gewürzflotte nach Lissabon zurück – eine Maßnahme, die sich als kontraproduktiv erweisen sollte.

Aufmüpfige und neidische Fidalgos unterdrücken, korrupte Regierungsvertreter zur Rechenschaft ziehen, nach Möglichkeit die ausufernden und wechselnden Forderungen seines wankelmütigen Monarchen erfüllen, der von ihm zu viel mit zu geringen Mitteln forderte – dies alles beanspruchte Albuquerque bis an die Grenzen seiner Kraft. In den letzten Monaten des Jahres 1514 wurde in Cochin ein Anschlag auf ihn verübt. Ein tapferer, aber leichtsinniger Mann namens João Delgado saß wegen der Vergewaltigung einer einheimischen Frau im Gefängnis. Irgendwie gelang es ihm, einen muslimischen Sklaven in der Küche direkt über dem Kerker zu überreden, Gift in ein Eiergericht für die Tafel des Gouverneurs zu mischen. Albuquerque überlebte den Anschlag, aber er wurde sich seiner eigenen Sterblichkeit bewusst. Er sagte, dass „er bereits nur ein Sack Stroh sei, dass er jeden Tag seinem Grab näher komme und es nicht mehr lange aufschieben könne; aber er musste noch warten, und er wollte nicht an Gift sterben“.[11] Als der Sklave ein Geständnis ablegte, wurde Delgado vor den Gouverneur gebracht. Da Delgado nichts mehr zu verlieren hatte, sprach er mit erstaunlicher Offenheit darüber, dass Albuquerque vielleicht eine Vorstellung habe, wie sehr seine Feinde ihm den Tod wünschten, jedoch vermutlich nicht wisse, wie sehr auch einige der Leute, die er für seine Freunde hielt, ihm den Tod wünschten. Delgado wurde schuldig gesprochen und gehängt und gevierteilt, aber keinem gelang es aufzudecken, wer ihm im Gefängnis das Gift zugespielt hatte.



Anfang 1515 war alles bereit für eine neue Expedition. Der Plan lautete: Aden einnehmen, ins Rote Meer eindringen, ein Fort bei Massaua an der

Westküste bauen und nach Dschidda vorstoßen. Albuquerque wusste über Manuels Befehle und Ambitionen genau Bescheid. Aber es kam nicht so weit. Hormus kam dazwischen. Der Inselstaat war zwar ein Tribut zahlender Untertan des portugiesischen Königs, blieb für Albuquerque jedoch eine nicht erledigte Angelegenheit, seit er 1507 notgedrungen hatte abziehen müssen. Hormus zählte zu den Drehscheiben des Indischen Ozeans, es war die Achse des Handels mit dem Persischen Golf und des Exports von Pferden, aber seine politischen Verhältnisse waren massiv gestört. Auf dem Papier wurde die Stadt zwar von jungen Marionettenkönigen regiert, doch die Macht lag in den Händen des Großwesirs und seines Clans, der die Throninhaber regelmäßig absetzte – entweder durch Vergiften oder Blenden. In Hormus lebte eine ganze Reihe ehemaliger Monarchen, allesamt blind. Die Wesire hatten das Sagen.

Der Wesir, mit dem Albuquerque 1507 zu tun gehabt hatte, Hwaga Ata, war inzwischen tot. Nach ihm hatte eine umfassende Palastrevolution stattgefunden. Der junge damalige König war von dem neuen Wesir Rais Nuruddin ermordet worden, der mit Turan Schah einen neuen Marionettenherrscher einsetzte. Danach wurde Rais Nuruddin selbst von einem noch skrupelloseren Verwandten ausgebootet, von Rais Ahmed. Aller Wahrscheinlichkeit nach wollte Ahmed unter der Protektion des persischen Schahs selbst den Thron besetzen. Aufgrund dieser Entwicklung kam Albuquerque zu der Überzeugung, dass Hormus Priorität vor Aden haben müsse.

Albuquerque lief im Februar 1515 mit seiner Flotte aus Goa aus. Als er Maskat auf der Arabischen Halbinsel erreichte, inzwischen ein gehorsamer Vasall, gab der Scheich ihm einen detaillierten Bericht über die Lage. Rais Ahmed ließ sowohl den König als auch den Wesir um ihr Leben zittern. Er hatte 400 persische Bogenschützen in die Stadt geholt. Albuquerque segelte eilig weiter. Er erreichte Hormus im März, abends, und ließ der Stadt einen grimmigen Gruß zukommen: ein Trompetenstoß und eine beeindruckende Salve über die Dächer hinweg. Laut Correia war das Mündungsfeuer so intensiv, „dass es schien, die Schiffe stünden in Flammen“.[12] Rais Ahmed hatte ihn offensichtlich erwartet: Die zum Ufer führenden Straßen waren fest verbarrikadiert und mit Geschützen besetzt.

Bei Tagesanbruch konnten die Stadtbewohner die Flotte in der Morgensonne schillern sehen: mit wehenden Fahnen, die Decks vollbesetzt

mit Männern, die mit Piken und Lanzen bewaffnet waren. Rüstungen, die zu heiß waren, um sie in der sengenden Hitze des Persischen Golfs zu tragen, hingen schimmernd in der Takelage. Ein Boot näherte sich, in dem ein portugiesisch gekleideter Mann saß. Als es näher kam, rief der Mann: „Gott schütze den Herrn Gouverneur, das Schiff und sein Gefolge!“[13] Es war Miguel Ferreira, der von seiner Mission bei dem persischen Schah zurückgekehrt war. Er war zusammen mit einem Gesandten des Schahs nach Hormus gelangt, der nun auf eine Audienz bei Albuquerque wartete. Ferreira gab einen detaillierten Bericht über seine Mission; er hielt sich seit zwei Monaten in Hormus auf und war imstande, die Lage in der Stadt zu erklären. Bei der Ankunft der Flotte hatte Rais Ahmed den Wesir Rais Nuruddin, der ein alter Mann war, freigelassen. Er wartete jetzt ab, was als Nächstes passieren würde. Unterdessen lebte der König Turan Schah in der ständigen Erwartung, geblendet oder getötet zu werden; Ahmed hielt ihn unter strenger Bewachung im Palast in Gewahrsam.

Wenn das Eintreffen der Flotte nunmehr drohte, Ahmeds Pläne durcheinanderzubringen, so erschien Albuquerque dem armen Turan Schah als seine einzige Chance: „Er hatte keine Hoffnung, wenn er nicht sein Schicksal in die Hände des Gouverneurs legte.“[14] Ahmed seinerseits hoffte darauf, Albuquerque an Land zu locken und ihn in einem unbeobachteten Moment zu töten. Der Gouverneur stellte sich einer unentschiedenen und heiklen Situation mit Entschlossenheit und Raffinesse – und mit Insiderinformationen, die ihm Ferreira und seine jüdischen Dolmetscher verschafft hatten. Als der König vorschlug, wie es Ahmed ihm in den Mund gelegt hatte, dass Albuquerque nach der unbequemen Reise an Land kommen und sich erholen solle, lehnte er höflich ab: Er sei das Leben auf See gewohnt und finde an Land nie Entspannung, aber seine Kapitäne würden gerne kommen – ob man ihnen wohl einige Häuser entlang der Küste zur Verfügung stellen könnte? Ahmed versuchte, dies zu verhindern, aber in einem unvermuteten, aus der Verzweiflung geborenen Akt der Selbstständigkeit willigte der König ein. Die Portugiesen erhielten auf diese Weise eine sichere Stellung am Ufer, beschützt von den eigenen Männern. Albuquerque lehnte es ab, Ahmed in irgendeiner Form anzuerkennen; er wollte nur mit dem König oder seinem Wesir sprechen. In der Sicherheit eines dieser Häuser, in der Kühle des Kellers fern von der drückenden Hitze, traf sich der Gouverneur unter vier Augen mit dem jungen König – und nahm

ihn sich vor. Er überredete ihn, die Straßensperren aus dem Weg zu räumen; zuerst versuchte er beim Wesir, dann beim König selbst, die Erlaubnis für den Wiederaufbau des Forts zu bekommen. Rais Nuruddin wich trotz stattlicher Geschenke aus: Der Ort liege ungünstig nahe beim Königspalast. Gegenüber dem König deutete Albuquerque an, dass er einen geeigneten Ort an Land brauche, um den persischen Gesandten zu empfangen, und dass er in friedlicher Absicht gekommen sei. Turan Schah willigte ein – in einem weiteren Versuch, sich aus der Gewalt von Rais Ahmed zu befreien.

Albuquerque brauchte keine weitere Erlaubnis. Er handelte schnell. In einer arbeitsreichen Nacht setzte er klammheimlich ein großes Kontingent Männer und vorgefertigte Baumaterialien an Land (Holz, Körbe, um sie mit Sand zu füllen, Schutzschirme), die sie in Goa vorbereitet hatten, und errichtete eine behelfsmäßige, von Kanonen bewachte und mit Fahnen besetzte Palisade um den Ort, „die gegen alle gegen sie gerichtete Mächte verteidigt werden konnte“.[15] Die Palisade überragte den Königspalast und blockierte den Zugang von der Stadt zur Küste. Die Portugiesen hatten sich einen Brückenkopf gesichert.

Die Stadtbevölkerung entdeckte ihn am nächsten Morgen beim Aufwachen und war bestürzt. Rais Ahmed schäumte vor Wut über seine Marionette und sagte: „Er würde dem Gouverneur seinen Schatz aushändigen, noch bevor er die Stadt eingenommen hätte“ – eine zutreffende Einschätzung der wahrscheinlichen Konsequenzen.[16] Aber Turan Schah blieb standhaft: Die Portugiesen seien in friedlicher Absicht gekommen, andernfalls würde die Stadt verwüstet. Für Ahmed blieb nunmehr kein anderer Ausweg, als Albuquerque zu töten.

Abgesehen von dem strategischen Wert sollte die Palisade die Kulisse für einen theatralischen Empfang des persischen Gesandten bilden. Ein Bündnis mit dem schiitischen Monarchen war ein maßgeblicher Bestandteil von Albuquerques Machtpolitik und eine Absicherung gegen etwaige Absichten von Rais Ahmed. Hier errichtete er ein eindrucksvolles Abbild der portugiesischen Größe. Ein Podium, auf das man über drei Stufen gelangte, mit kostbaren Wandteppichen im Hintergrund und bedeckt von Teppichen, wurde für den Empfang vorbereitet. Dort erwartete Albuquerque den Gesandten an dem vereinbarten Termin. Er saß auf einem schönen Stuhl mit Intarsien, eine Gestalt von strenger Autorität, ganz in schwarzen Samt gekleidet, von dem sich ein goldenes Kreuz auf der Brust und das irritierende

Weiß seines langen Bartes abhoben. Hinter ihm standen die Kapitäne in ihrer Galauniform aufgereiht, das Schwert an der Seite, und etwas weiter zurück ihre Knappen mit den Kappen in der Hand, welche die Lanze und den Schild ihrer Herren verwahrten. Den Weg entlang standen die einheimischen Truppen, Goaner und Malabarer, die jubelten und Zimbeln schlugen, und seine eigenen Männer mit Bannern, Flöten, Pfeifen und Trommeln. Noch vor dem Gesandten kamen die Geschenke: eine Gruppe von Jagdpanthern an der Leine, Pferde mit kunstvoll gearbeiteten Sätteln, Männer in Zweierreihen, die 400 Objekte aus edlem Tuch, aus Türkisen, Goldschalen, ein hervorragendes Kettenhemd, Dolche mit Einlegearbeiten brachten – und ein besonderes Geschenk des Schahs persönlich: eine reich verzierte Robe. Dann kam der Gesandte selbst mit dem Brief des Schahs, geschrieben auf Blattgold, verstaut in den Falten seines gewaltigen Turbans. Die wichtigsten Leute der Stadt folgten unter den Rufen und dem Klang der Musikinstrumente. Vor der Küste gab die Flotte, an der unzählige Fahnen wehten, donnernde Salutschüsse ab.

Albuquerque saß völlig regungslos, als der Gesandte kam. Nur eine Bewegung seiner rechten Hand forderte ihn auf vorzutreten. Begleitet vom Austausch von Höflichkeitsgesten wurde der Brief, der auf Portugiesisch geschrieben und in der weitschweifigen Sprache der muslimischen Diplomatie formuliert war, laut vorgelesen. Er erkannte den Status und das Ansehen Albuquerques an: „An den Großen Herrn und Gebieter, Stütze der Statthalter und der Größe der Religion des Messias, mächtigen Krieger, starken und furchtlosen Löwen der Meere, Ihr steht hoch in meiner Wertschätzung, und das ist so gewiss wie das Licht des Morgengrauens, so unverkennbar wie der Geruch von Moschus!“[17] Er versprach alle Vorzüge der Freundschaft und bat den Gouverneur, ihm einige Meisterkanoniere zu leihen.

Albuquerque nahm die Geschenke höflich an, profitierte jedoch persönlich von keinem einzigen. Er legte sich die prächtige Robe nur über die Schulter und erklärte, so etwas könne er nicht tragen – es sei für einen König gemacht. Die erlesensten Geschenke schickte er der Königin in Lissabon, die Panther dem König von Hormus, und die übrigen verteilte er unter seinen Kapitänen. Als er den Neid wahrnahm, den dieser Schritt unter den Ausgeschlossenen und unter den Mannschaften auslöste, beschloss er, an alle Geld zu verteilen – er hatte jedoch nicht die Absicht, dies aus eigener Tasche zu zahlen. Da er

die Verzweiflung Turan Schahs spürte, schickte er zusammen mit den Jagdpanthern die dezente Bitte, der König möge ihm 100.000 Xerafine aus seinen großen Steuereinnahmen leihen. Der König kam der Aufforderung nach. Das Geld wurde persönlich von Rais Ahmed übergeben, der allmählich ahnte, was hier vorging, und wurde demonstrativ an einem Tisch am Eingang zur Palisade unter Trompetenklängen an die Männer ausgezahlt, vor den Augen der staunenden Einwohner. Als das Geld nicht reichte, bat Albuquerque einfach um mehr. Eine weitere Botschaft vom König ging ein: Ahmed habe die Absicht, mit Geschenken zum Gouverneur zu kommen und ihn zu ermorden. Albuquerque erwiderte, dass er die Angelegenheit im Griff habe, und traf seine Gegenmaßnahmen.

Er beschloss, alle Parteien – den König, Ahmed und Nuruddin – zu einem Treffen in einem Haus am Strand einzuladen. Von jeder Seite sollten acht Vertreter kommen; ihre bewaffneten Truppen sollten draußen bleiben. Das Treffen sollte am 18. April stattfinden. Heimlich bereitete Albuquerque ein großes Kontingent Soldaten in der benachbarten Palisade vor. Die Kanonen auf den Schiffen wurden vorbereitet und scharf gemacht.

Es wurde vereinbart, dass alle unbewaffnet kommen sollten. Kein Einziger hielt sich daran. Albuquerques sieben Kapitäne kamen mit Kaftanen als Geschenk, die ihre Dolche verbargen; Albuquerque selbst trug ebenfalls eine versteckte Waffe. Für eine Messerstecherei waren sie gerüstet. Rais Ahmed kam als Erster. Selbstsicher betrat er den Hof und trug ganz offen ein Schwert an der Seite, einen Dolch im Gürtel, dazu mehrere Messer und eine kleine Axt. Über seinen Dolmetscher protestierte Albuquerque: „Es war vereinbart, dass niemand Waffen tragen sollte, warum kommt Ihr also auf diese Weise?“[18] Das sei nur seine Gewohnheit, erwiderte Ahmed. Er drehte sich um und legte ein paar Waffen ab, aber nicht alle. Inzwischen waren der König und Nuruddin eingetroffen, und die Tür wurde hinter ihnen geschlossen.

Als Ahmed sich umwandte, um mit der Hand eine Geste zu machen, ging alles blitzschnell. Albuquerque packte seinen Arm, zog seinen Dolch und rief den Kapitänen zu: „Packt ihn!“ Die beiden Männer bildeten ein einziges Knäuel. Ahmed griff mit der einen Hand den Gouverneur beim Kragen. Mit der anderen versuchte er, den Dolch zu umklammern. Da ihm dies nicht gelang, wollte er das Schwert ziehen. Es war zu spät. Die Kapitäne fielen mit ihren Waffen über ihn her und stachen so heftig auf ihn ein, dass sie sich

gegenseitig verletzten. Ahmed fiel tot zu Boden. Der König, dem man Andeutungen über den Plan gemacht hatte, dachte, Ahmed werde lediglich gefangen genommen und nach Portugal gebracht. Als er den Toten auf dem Boden sah, geriet der junge Mann in Panik, weil er meinte, sein letztes Stündchen habe geschlagen. Er versuchte zu fliehen, aber die Tür war noch verschlossen. Draußen riefen Ahmeds Männer, dass ihre Herren alle ermordet worden seien. Sie fingen an, gegen die Tür zu trommeln.

Albuquerque hatte alles sorgfältig vorbereitet. Die gedrillten Einheiten marschierten mit blitzenden Piken in den Straßen auf und trieben die Menschen zurück. Während der zitternde König sein Ende erwartete, nahm Albuquerque ihn bei der Hand, beruhigte ihn, kleidete ihn in Seide und führte ihn auf eine Terrasse, um ihn seinem Volk zu zeigen. Eine Zeitlang verbarrikadierten sich Ahmeds Anhänger im Palast; am Ende wurden sie unter der Zusage freien Geleits herausgelockt und verließen die Stadt. Der Tag endete mit Feierlichkeiten in ganz Hormus. Turan Schah wurde feierlich zurück in den Palast geführt, und der Gouverneur hielt dort eine mitreißende Rede:

Lord Sultan Turan, Ihr seid Herr und König dieses Königreichs Hormus, und … Ihr werdet es für immer bleiben, solange Gott Euch das Leben gewährt, und niemand kann es Euch wegnehmen. Und ich werde Euch mit der ganzen Macht des Königs von Portugal, der mich befehligt, beistehen, weil er Euer großer Freund ist, und aus diesem Grund werde ich der Freund Eurer Freunde und der Feind Eurer Feinde sein. Um Eure Person zu schützen, werden wir, wenn Ihr es wünscht, hier schlafen, bewaffnet wie wir sind.[19]

Es war ein perfekter Staatsstreich. De facto war Turan zu einer Marionette der Portugiesen geworden, wenn auch zu einer, dessen Leben sicher war. Albuquerque räumte in aller Stille die letzten Hindernisse aus dem Weg, um die vollständige Kontrolle zu erlangen. Wann immer er um Geld bat, bekam er es. Er impfte dem König die Saat neuer Unsicherheit ein: Es gebe keine Garantie, dass alle Anhänger Ahmeds geflüchtet seien; er könne ohne Weiteres von einem Pfeil, der von einem Balkon aus oder durch ein Fenster geschossen wurde, getötet werden, wenn er zur Moschee gehe; es wäre besser, wenn jeder, der sich in der Stadt aufhielt, entwaffnet würde; von jetzt an würden die Portugiesen völligen Schutz bieten. So geschah es. Albuquerque trieb dieses Spielchen noch ein wenig weiter und wies auf Gerüchte über eine neue Flotte der Rumes hin. Wenn der König ihm seine

Artillerie übergebe, könnten Albuquerques Männer Hormus besser vor einem Angriff schützen. Die Kanonen waren absichtlich vergraben worden, damit die Portugiesen sie nicht in ihre Hand bekamen. Dem König und Nuruddin verschlug es bei dieser Bitte die Sprache; ihre einzige Antwort war, dass es unmöglich sei, sie auszugraben. Kein Problem, erwiderte Albuquerque, die Matrosen würden das erledigen. Indem sie sich über jeden weiteren Widerstand hinwegsetzten, bargen sie 140 Geschütze. Die portugiesische Justiz, die formell in der Hand des Königs lag, war streng. Albuquerque stellte auf dem Marktplatz einen Schandpfahl zur Strafe und Hinrichtung auf und schenkte ihn dem König. Als sich vier portugiesische Matrosen mit dem Versprechen großer Reichtümer zum Überlaufen überreden ließen und zum Islam konvertierten, spürte er sie auf, ließ sie an Händen und Füßen binden und bei lebendigem Leib in ihrem Boot vor der Stadt verbrennen. Das sollte ein Exempel für alle Betroffenen statuieren: „Die Muslime waren extrem verängstigt, als sie sahen, welche große Mühe der Gouverneur sich gab, um diese Männer zu fangen und sie ihrer gerechten Strafe zu überantworten.“[20]

Der König wurde auch gebeten, den Bau eines Forts aus Stein an dem gleichen Ort wie die Palisade zu erlauben – das letzte Puzzlesteinchen für die vollständige portugiesische Kontrolle. Albuquerque gab zu verstehen, dass die Kosten dafür die Begleichung einer alten Rechnung sei, die noch auf Hwaga Ata zurückgehe.

Die Arbeit wurde sehr sorgfältig unter Albuquerques Meisterarchitekt Tomás Fernandes organisiert. Steine wurden in Booten von einer anderen Insel gebracht; Mörtel kam aus Öfen auf dem Festland. Jeder wurde für die Aufgabe herangezogen: die Portugiesen und ihre indischen Truppen ebenso wie die einheimischen Muslime. 300 Männer machten sich ans Werk, organisiert in zwölf Gruppen. Am 3. Mai eröffneten Albuquerque und die Kapitäne feierlich die Erdarbeiten und legten unter dem Gesang von Gebeten mit Hacken den Graben frei. Drei Tage danach trug Albuquerque mit einem Tuch über der Schulter den ersten Stein für das Fundament herbei und stellte ihn an seinen Platz, nachdem er zuvor fünf Goldmünzen fallen gelassen hatte.

In der drückenden Sommerhitze machte das Projekt Fortschritte. Der Ort selbst bereitete einige Schwierigkeiten. Das Fort lag am Wasserrand, so nahe, dass ein Teil des Fundaments mit wasserfestem Zement unter Wasser gelegt werden musste. Bevorzugt arbeiteten die Portugiesen nachts bei Fackellicht und Mondschein, aber Erschöpfung, Fieber und Dehydrierung forderten ihren

Tribut. Eine Ruhrepidemie brach aus, und die ersten Männer starben daran. Albuquerque regte sich über das Versagen der Ärzte und deren hohe Gehälter auf. „Ihr bekommt den Lohn eines Arztes und habt doch keine Ahnung von der Krankheit, welche die Männer befällt, die dem König unserem Gebieter dienen“, donnerte er. „Also schön, ich werde euch beibringen, woran sie sterben.“ Er zwang die Ärzte, einen Tag lang unter der heißen Sonne bei Steinarbeiten zu schuften. Als sie endlich entlassen wurden, sprach er erneut mit ihnen. „Jetzt, wo ich euch gelehrt habe, werdet ihr künftig imstande sein, sie zu heilen und ihnen einen Teil von dem Geld zu geben, das ihr so angenehm erhaltet. Ich rate euch als Freunde“, fügte er hinzu, „weil ich euch nicht gerne auf den Bänken dieser Galeeren sehen würde“.[21]

Der Gouverneur war stets zur Stelle, um die Leute anzuspornen. Er schlief kaum, aß wenig und verließ nur selten das Fort. Jedes Mal wenn er es tat, folgte ihm eine Traube von Menschen, die einen Blick auf ihn erhaschen wollten. Sie kamen zum Eingang des Forts, um ihm die Hand zu küssen. Er war im ganzen Indischen Ozean zu einer Legende geworden: der Löwe des Meeres, der „Recht spricht und zur See und an Land gebietet“.[22] Die benachbarten Königreiche aus dem Persischen Golf und darüber hinaus schrieben ihm und boten ihre Freundschaft an. Persische Herrscher sprachen ihn als den „Ersten der Ersten, Kapitän vieler Kapitäne, glücklicher Löwe, Generalkapitän und Gouverneur von Indien“ an.[23] Andere schickten Maler, „um ihn aus dem Leben zu zeichnen“.[24] Für Albuquerque war dies die Krönung seines Lebens. „Mit dieser Errungenschaft“, schrieb er dem König, „werden wir alles in Indien geregelt haben außer dem Roten Meer und Aden, zu dem uns Hormus sehr nahe bringt und erheblich unser Ansehen in Indien steigert“.[25] Er plante einen raschen Vorstoß ins Rote Meer, ein Fort bei Massaua, die Kontrolle über die Perlenfischerei – die Portugiesen an der Kehle des Islam und der Mamluken. Die vollständige Kontrolle des Indischen Ozeans schien in Reichweite. Doch im August erkrankte er selbst an der Ruhr.

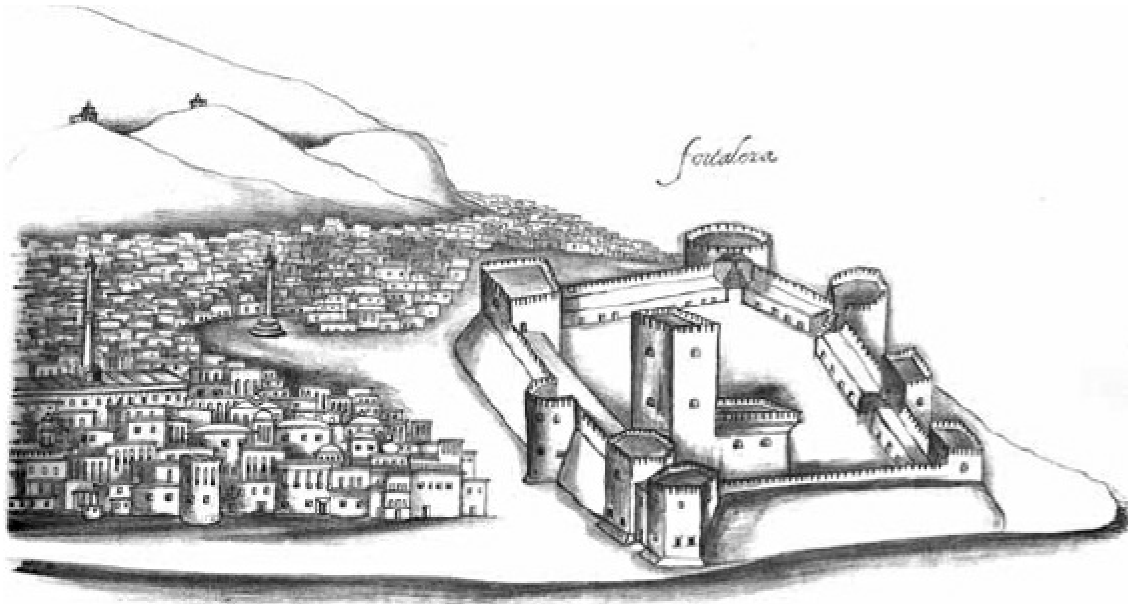


Albuquerque hatte sich neun Jahre lang im Indischen Ozean aufgehalten. Er hatte unablässig und in einem enormen Tempo am Aufbau von Manuels Reich gearbeitet. In dieser Zeit hatte er die endlosen Reisen, die Kriege,

Ränkespiele, die Härte des Klimas ertragen. Er war bei Calicut verwundet worden, hatte vor Sumatra Schiffbruch erlitten und in Cannanore im Gefängnis gesessen, war in Goa vergiftet worden; drei Monate lang hatte man ihn bei Regen im Mandovi belagert. Er hatte verhandelt, eingeschüchtert, überredet und gemordet. Beobachtern erschien er unverwüstlich. Kugeln und Speerwunden hatten ihn nicht gefällt; die Kanonenkugeln waren an seinem Kopf vorbeigesaust; er war in seinem Boot aufgestanden, um die türkischen Kanoniere bei Benastarim zu verhöhnen. Aber er war nun fast Sechzig, und für jene, die ihn aus der Nähe sahen, wie sein Sekretär Gaspar Correia, war er „alt und körperlich verbraucht“. Jetzt, in der mörderischen Hitze von Hormus, zwischen dem herrlichen Blau des Meeres und dem blendenden Sonnenlicht auf den nackten Felsen, lag er im Sterben.

An seiner Seite war ein Mann namens Nicolão de Ferreira, der aus Lissabon als Gesandter von Hormus zurückgekehrt war. Als Albuquerque ihn fragte, welche Stellung er am Hof bekleide, erwiderte Ferreira, indem er die Lage womöglich schönredete, der König schätze ihn so hoch, dass er ihn als Berater für Indien an seiner Seite wünsche. Der alte Mann antwortete traurig: „Es gibt in Portugal keine Ehre, die der des Gouverneurs von Indien ebenbürtig ist. In Portugal kann man die Arbeit für eine Weile ruhen lassen. Aber wie lange kann mein Körper ruhen? Und was könnte schöner für mich sein, als meine Tage nun, da mir nur noch wenige bleiben, unter diesen Mühen zu beenden, die mich das Leben spüren lassen?“[26] Indien war das Abenteuer seines Lebens, und er wollte in diesem Kommando sterben.

Es gab Tage, an denen er sein Zimmer überhaupt nicht verließ. Er empfing keinen Menschen, außer seinem unmittelbaren Gefolge. Die Leute munkelten bereits, er sei gestorben und der Leichnam sei versteckt worden. Die Arbeit kam schleppend voran. Albuquerque zeigte sich an seinem Fenster mit Blick auf das Fort, von wo aus er mit seinen Kapitänen sprechen konnte. Im September legte er die Beichte ab und rief die Kapitäne zu sich. Er gab jedem der Reihe nach die Hand und ließ sie schwören, seinem Nachfolger Gehorsam zu leisten, wen immer er ernennen mochte. Ihre Eide wurden am 26. des Monats niedergeschrieben. Der designierte Kommandant des Forts, Pêro de Albuquerque, ein Vetter, übernahm die Kontrolle des Gebäudes.



Albuquerques Fort in Hormus, gezeichnet von Gaspar Correia

Aber Albuquerque war im November immer noch am Leben. Er wollte weder abreisen noch sterben, ohne Hormus befestigt zu sehen. Das Steinfort war zwar noch unvollendet, aber es war mittlerweile ein verteidigungsfähiger Bau, bewaffnet mit der Artillerie des Königs. Die Ärzte meinten, das Meer werde ihm guttun. Am 8. November ging er an Bord der *Frol da Rosa*, ein Schiff, mit dem er einige Erinnerungen verband: An seiner Rahe hatte er fünf Jahre zuvor Ruy Dias aufhängen lassen. Er befahl dem Kapitän, den Anker während der Siesta zu lichten, wenn Hormus in der Mittagshitze wie ausgestorben war, um Abschiedsszenen zu vermeiden. Vor der Küste vor Anker liegend, schickte er einen letzten Gruß und Entschuldigungen an Turan Schah. Der König antwortete voll Trauer; er hätte ihn gerne noch einmal gesehen, bevor er abreise: „Ich kann meine Tränen über diese Abreise nicht zurückhalten, die, wie ich glaube, für immer sein wird.“ Die *Frol da Rosa* lichtete mit drei anderen Schiffen Anker. „Und bei Einbruch der Dunkelheit setzten sie Segel nach Indien.“[27]

Enge Freunde an Bord versuchten, ihn zu trösten, aber Albuquerque war niedergeschlagen über die Aussicht, dass er womöglich seines Amtes beraubt sterben könnte. Bei der Überquerung der Bucht von Cambay kaperten sie eine kleine Dhau und befragten ihren Kapitän. Es hieß, ein neuer Gouverneur sei mit vielen Schiffen und Kapitänen gekommen; er sei einen Monat lang in

Goa gewesen und sei nun nach Cochin gefahren; den Namen wisse er nicht. Für den sterbenden Mann war das ein schwerer Schlag.

Es kam noch schlimmer. Vor Dabul stießen sie auf ein portugiesisches Schiff. An Bord war ein Mann, dessen Wege sich in all seinen Jahren in Indien mit denen Albuquerques gekreuzt hatten: der Florentiner Kaufmann Giovanni da Empoli, der immer noch einen Groll gegen Albuquerque hegte. Es ist nicht ganz klar, was sich genau zwischen den beiden abspielte, aber nach einer Darstellung habe Empoli „ihm ganz vertraulich Dinge mitgeteilt, die Gift für seine Gesundheit waren, und äußerst schädlich für seinen Seelenfrieden … [und] die seinen Tod beschleunigten“.[28] Womöglich übertrieb er aus Boshaftigkeit das Ausmaß von Albuquerques Niedergang in den Augen des Königs. Auf jeden Fall erfuhr der Sterbende den Namen seines Nachfolgers, Lopo Soares de Albergaria, und anderer Kandidaten in seiner Flotte, die auf Schlüsselpositionen in der indischen Verwaltung ernannt worden waren. Zum großen Teil waren sie seine Gegner, unter ihnen Diogo Pereira, den er selbst nach Portugal zurückgeschickt hatte. Er wandte sich an seinen Freund Diogo Fernandes und sagte: „Was haltet Ihr davon? Gute Neuigkeiten für mich, dass die Männer, die ich nach Hause geschickt und über die ich kritisch geschrieben habe, geehrt und belohnt werden. Gewiss sind meine Sünden gegen den König groß. Ich werde verurteilt von ihm wegen der Liebe zu den Männern, und von den Männern wegen der Liebe zu ihm.“[29] Bei dieser Nachricht verlor er seinen Lebenswillen. Er befahl, die königliche Fahne auf dem Schiff einzuholen: Er hatte nicht länger die Vollmacht.

Am 6. Dezember 1515 schrieb er seinen letzten Brief an den König:

Sire, ich schreibe Eurer Hoheit nicht mit eigener Hand, weil ich beim Verfassen dieses Briefes im Sterben liege. Ich lasse, Sire, einen Sohn zurück, um mein Andenken in Ehren zu halten. Ihm vermache ich meinen ganzen Besitz, der gering genug ist, aber ich hinterlasse ihm auch, was mir bei all meinen Diensten zu verdanken ist und das ist viel – die Angelegenheiten Indiens werden für ihn und für mich sprechen. Ich verlasse Indien, nachdem alle wichtigen Punkte eingenommen sind und sich in Eurer Gewalt befinden, die einzige Schwierigkeit, die noch bleibt, ist, die Meerengen ganz sicher zu schließen. Diesen Auftrag hat Eure Hoheit mir gegeben … Ich lege meine Zuversicht in die Hände Eurer Hoheit und die der Königin. Ich empfehle mich Euch beiden, damit Ihr Euch um meine Angelegenheiten kümmert, denn ich sterbe in Euren Diensten und habe es von Euch verdient … Ich küsse Euch die Hand …

Geschrieben zur See, am 6. Tag des Dezember 1515.[30]

Unterschrift von Afonso de Albuquerque

Danach in seiner eigenen zittrigen Handschrift:

Der Diener Eurer Hoheit
A. de Albuquerque

Er wollte so lange leben, bis Goa wieder in Sicht kam, und bat darum, ihm den Waffenrock des Militärordens der Ritter von Santiago anzuziehen, dem er angehörte, und auch in demselben bestattet zu werden. Er hatte sein Testament gemacht. Unter seinen Verfügungen war eine Summe, um 90 Messen für die Seele von Ruy Dias zu lesen, den er in einem hitzköpfigen Moment hatte hängen lassen; und eine Kanonenkugel, die ihn bei Goa auf wundersame Weise verfehlt hatte, sollte versilbert und mit anderen Geschenken zur Kirche Unserer Lieben Frau von Guadalupe in der Algarve geschickt werden. Er klammerte sich immer noch ans Leben, als sie am 15. Dezember kurz vor Morgengrauen Goa sichteten. Der oberste Geistliche der Stadt fuhr ihm eigens entgegen, um ihm die Absolution zu erteilen, und ein Arzt, der ihm half, portugiesischen Rotwein zu trinken. Als sie in den Fluss Mandovi einliefen und das schwache Licht über den Ghats leuchtete, versuchte er aufzustehen und wurde an das Kabinenfenster geführt, um einen letzten Blick auf den Ort zu werfen, den er zum Sitz des Reiches auserkoren hatte. Danach sagte er nichts mehr. Sein Leichnam wurde bei Fackellicht auf einer Bahre an Land gebracht. Alle Einwohner von Goa kamen heraus, um zuzusehen, wie der Löwe des Meeres zur Kirche getragen wurde, die Einheimischen klagten ebenso laut wie die Portugiesen. Affen plapperten in den Bäumen. Rauch stieg von den morgendlichen Feuern auf.

20. März 1516. Bevor die Gewürzflotte die jährlichen Nachrichten aus Indien brachte, schrieb König Manuel einen Brief:

Afonso de Albuquerque, Freund!

Über Venedig hat uns die Nachricht erreicht, dass die Flotte des Sultans nach Indien abgereist sei; in diesem Fall halten wir es, obwohl wir Eure Rückkehr befohlen haben, für unerlässlich, dass Ihr bleiben

solltet! Aufgrund der Erfahrung, die wir durch Euch und Eure Dienste gemacht haben und des Sieges, den Unser Herr Euch stets geschenkt hat, meinen wir, es wäre der größte Trost für uns zu wissen, dass wir Euch dort haben … wir verlassen uns ganz auf Euch, und wenn Ihr diese unsere Befehle ausführt, werden wir uns ebenso beruhigt fühlen, als könnten wir sie persönlich ausführen![31]

Wenn es zu spät für Albuquerque war, so war es auch zu spät für Manuels großen Traum vom Kreuzzug. Mit Albuquerques Tod sollte er nie wieder auferstehen.



Epilog

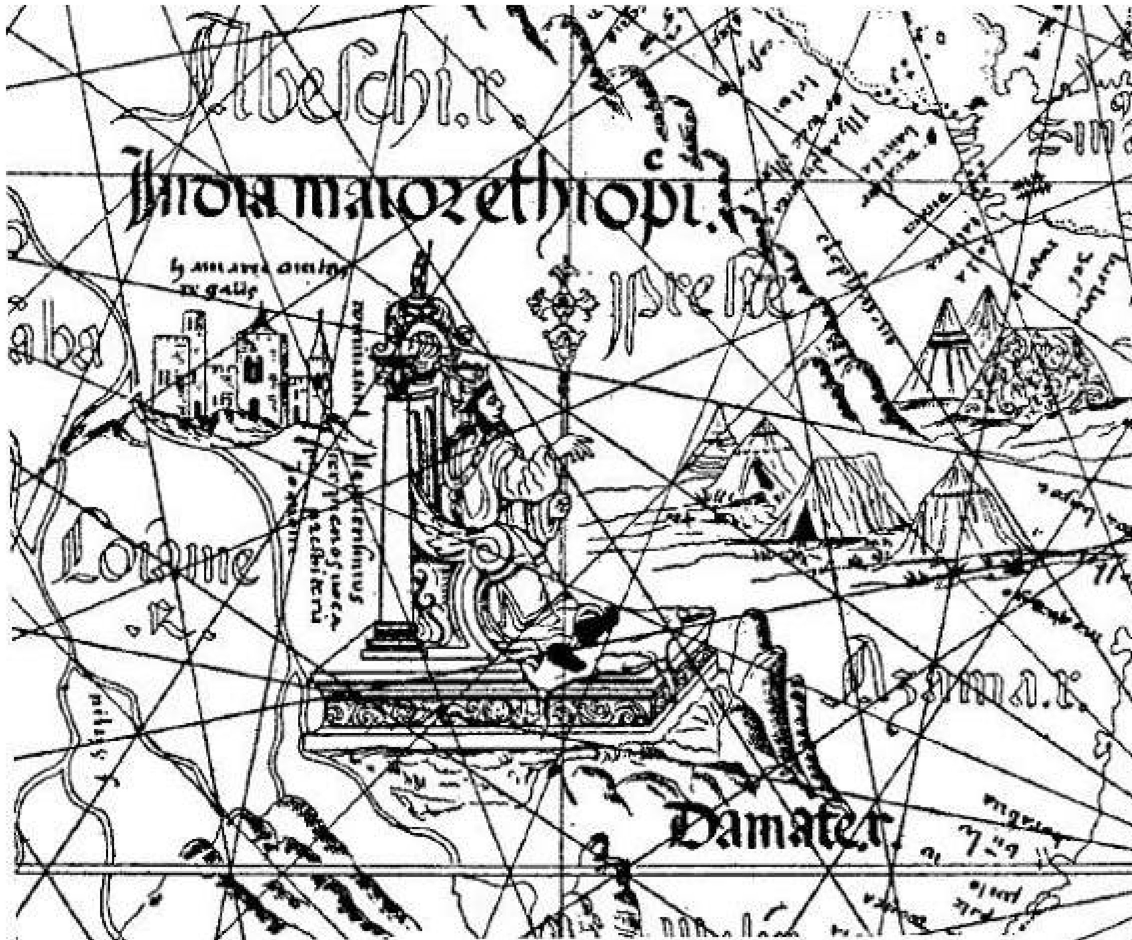
„Sie bleiben nie an einem Ort stehen“

Es genügt uns zu wissen, dass die verborgene Hälfte des Globus ans Licht gebracht wird, und die Portugiesen dringen immer weiter über den Äquator hinaus vor. Auf diese Weise werden schon bald unbekannte Ufer zugänglich gemacht werden, denn einer bricht in Nachahmung des anderen unter Mühen und großen Gefahren auf.[1]

Petrus Martyr von Angleria (1493)

Am Abend des 19. Oktober 1520 wurde eine kleine portugiesische Expedition in das äthiopische Hochland in ein reich mit Teppichen ausgelegtes Zelt geführt. Auf Knien warteten sie beim leisen Bimmeln einer Steinglocke und verfolgten das Geschehen. Ein Vorhang wurde langsam zur Seite gezogen und enthüllte einen Mann, der über ihnen auf einem prächtigen Thron saß. Sein Gesicht war von einem blauen Tuch verhüllt, das an unsichtbaren Schnüren hing. Und als die Glocke ertönte, senkte sich die letzte Hülle und gestattete einen betörenden Blick auf die mythische Figur, welche zum großen Teil das Motiv für die seefahrerischen Abenteuer der Portugiesen gewesen war: der christliche König Äthiopiens Dawit II., der Mann, den sie Priesterkönig Johannes nannten – von dem sie glaubten, dass er Manuel helfen werde, seinen Traum von einem Kreuzzug zu erfüllen. Es war eine Begegnung, nach der sich die Portugiesen seit fast einem Jahrhundert sehnten, die ganze westliche Christenheit gar noch viel länger:

Und dort erblickten wir den Priesterkönig Johannes, der auf einem reich verzierten Podest mit sechs Stufen saß. Auf seinem Kopf hatte er eine hohe Krone aus Gold und Silber … und ein Silberkreuz in der Hand … Der Priesterkönig war in ein üppiges Brokatgewand und ein Seidenhemd mit weiten Ärmeln gekleidet … Von seinen Knien nach unten hatte er ein reiches Tuch, ausgebreitet wie die Schürze eines Bischofs, und er saß gerade, während sie Gott Vater an die Wand malten … Nach Alter, Gesichtsfarbe und Statur ist er ein junger Mann, nicht sehr dunkel … ein eleganter Mann von mittlerer Größe, sie sagten, er sei 23 Jahre alt, und er sieht auch so aus, sein Gesicht ist rund, die Augen groß, die Nase hoch in der Mitte, und sein Bart beginnt zu wachsen. Mit seiner Erscheinung und seinem Status sieht er ganz wie der große Herrscher aus, der er ist. Wir waren etwa die Strecke von zwei Speeren von ihm entfernt.[2]



Das Reich des Priesterkönigs Johannes auf einer portugiesischen Karte aus dem 16. Jahrhundert

Als die Nachricht von der Begegnung mit dem Priesterkönig Johannes bei Manuel eintraf, schickte er im folgenden Frühjahr einen frohlockenden Brief an den Papst. Im Juni 1521 gab der König öffentlich bekannt, dass die Zerstörung Mekkas und die Rückeroberung Jerusalems in Sicht seien. Die Wahrheit sah jedoch anders aus. Manuel wusste damals noch nicht, dass Dawit II., so beeindruckend seine Person auch war, nicht der alles erobernde König war, dessen goldenes Abbild auf mittelalterliche Karten geprägt war. Bei genauerer Betrachtung war offensichtlich, dass die Äthiopier weder militärisch noch wirtschaftlich in der Lage waren, die islamische Welt in irgendeiner Form anzugreifen; im Gegenteil wurden sie von ihren muslimischen Gegnern massiv bedrängt. Als Dawit im Jahr 1540 bei Kämpfen fiel, rettete eine heldenhafte Expedition von 400 portugiesischen Freiwilligen das christliche Äthiopien. Wie die allmähliche Enthüllung des

Gesichts des echten Priesterkönigs war auch das erste Jahrhundert der portugiesischen Entdeckungen ein allmähliches Abtragen, Schicht für Schicht, der mittelalterlichen Mythen über die Welt und der überlieferten Weisheiten – die Geschichten von Menschen mit Hundeköpfen und Vögeln, die Elefanten schlucken konnten – durch die empirische Beobachtung der Geographie, des Klimas, der Naturgeschichte und Kulturen, welche die frühe Neuzeit einläutete.

Manuel starb im Dezember 1521. Auch wenn das damals keiner wusste, waren seine Kreuzzugspläne Jahre zuvor zum ersten Mal ins Stocken geraten, als Albuquerque an den Mauern von Aden gescheitert war, als die Leitern wie tödliche Pistolenschüsse krachten, dann mit der Entlassung des Gouverneurs und dessen Tod. Er wurde nacheinander durch drei ungeschickte und zaghafte Männer abgelöst, von denen kein Einziger mit seinem strategischen Verstand gesegnet war. Lopo Soares de Albergaria, der mit einer riesigen Flotte ausgestattet war, hatte tatsächlich das Angebot des Scheichs abgelehnt, ein Fort bei Aden zu bauen, weil dies in seinen Befehlen nicht enthalten war, dann verpfuschte er einen Angriff auf Dschidda – „die traurigste und jämmerlichste Tragödie aller Zeiten“ lautete das Urteil von João de Barros, „weder davor noch danach hat man etwas Vergleichbares gesehen, eine riesige Flotte verschwand einfach ohne einen Kampf“.[3] Damit nicht genug: Albergaria drehte die Uhr zurück, indem er die professionell geschulten Einheiten zugunsten der Fidalgos wieder abschaffte, das Verbot privater Handelsgeschäfte lockerte – das der eigentliche Zankapfel zwischen Albuquerque und seinen Gegnern in Indien gewesen war – und das Eigeninteresse seeräuberischer Kapitäne begünstigte. Korruption und Machtmissbrauch hielten Einzug.

Manuels großes Projekt hatte zuvor bereits Rückschläge hinnehmen müssen. Im Jahr 1515 erlitt seine Armee in Marokko, dem zweiten Flügel einer geplanten Zangenbewegung gegen die islamische Welt, eine vernichtende Niederlage. Seine Frau, Königin Maria, die glühendste Unterstützerin seiner endzeitlichen Träume, starb im Jahr 1517. Im selben Jahr brach die Dynastie der Mamluken zusammen. Der osmanische Sultan Selim, genannt „der Grausame“, schlug ihre Armee vernichtend und hängte den letzten Herrscher an den Stadttoren von Kairo auf. Künftig sahen sich die Portugiesen im Indischen Ozean mit einem weit eindrucksvolleren muslimischen Widersacher konfrontiert.

Mit Almeida und Albuquerque hatte Manuel das Glück gehabt, zwei unbestechliche und loyale Befehlshaber zu ernennen; und Letzterer zählt wohl zu den großen Eroberern und visionären Reichsgründern der Weltgeschichte. Mit nicht mehr als ein paar Tausend Männern, notdürftigen Mitteln, wurmstichigen Schiffen und einem schwindelerregenden Ehrgeiz bescherte Albuquerque ihm ein Reich im Indischen Ozean, das sich auf ein Raster befestigter Punkte stützte. Mit dieser Entwicklung verblüfften die Portugiesen die ganze Welt. Kein Mensch in der europäischen Arena hätte vorausgesagt, dass dieses winzige Land am Rande einen gewaltigen Sprung nach Osten machen, die Hemisphären miteinander verbinden und das erste Reich von globalem Ausmaß aufbauen würde. „Warum schickt nicht der König von Kastilien, der König von Frankreich oder die Signoria von Venedig hierher?“, war eine durchaus vernünftige Frage, als Gama zum ersten Mal vor Calicut an Land ging.[4] Nur Portugal war dazu imstande: Die Antwort lag in dem jahrzehntelangen Erwerb von Wissen und in den unermüdlichen Anstrengungen am Vorposten Europas, in denen Entdeckungsfahrten zu einem Bestandteil der Staatspolitik wurden.

Nach Manuels Tod war Indien nicht mehr die Ausgangsbasis für die Vernichtung der islamischen Welt; es war zu einem Zweck an sich geworden. Im Laufe des 16. Jahrhunderts ertrugen die Portugiesen jahrzehntelange blutige Kriege, als sie die Errungenschaften gegen unablässige, von den Osmanen angeführte Angriffe verteidigten, die Albuquerques Politik des Festungsbaus bis zum Äußersten auf die Probe stellten. Kleine Nester von Männern, die zahlenmäßig häufig hoffnungslos unterlegen waren, kämpften den geringen Erfolgsaussichten zum Trotz mit einer großen Moral. Selbst ein massiver vereinter indischer Angriff auf Goa und Chaul in den Jahren 1570 und 1571 scheiterte an den Mauern. Die Franken konnten nicht vertrieben werden. Goa, „das Rom des Ostens“, rechtfertigte Albuquerques strategische Vision. Es sollte 400 Jahre lang eine portugiesische Kolonie bleiben, die Heimat einer bemerkenswerten gemischten Kultur.

Im Laufe der Zeit machte der Gegendruck des Osmanischen Reiches es unmöglich, die Wirtschaftsblockade des Roten Meeres aufrechtzuerhalten. Künftig wurde der Gewürzhandel zwischen Kairo und Lissabon aufgeteilt. Die Portugiesen weiteten den Markt wirkungsvoll aus: Der europäische Verbrauch an Gewürzen verdoppelte sich im Laufe des 16. Jahrhunderts. Für die portugiesischen Besitzungen in Übersee wurde der Handel innerhalb des

Indischen Ozeans und den Meeren jenseits davon ebenso wichtig wie der Handel mit dem Heimatland selbst, und die portugiesische Expansion, die inzwischen verstärkt in den Händen privater Kaufleute lag, reichte bis in die Meere jenseits von Malakka: zu den Gewürzinseln, bis nach China und Japan.



Wie bei allen imperialen Abenteuern fällt das Urteil der Geschichte gemischt aus. Albuquerque hielt, bei all seiner Grausamkeit, an einem strengen Gerechtigkeitsideal fest. Er erkannte scharfsichtig die Risiken und Konsequenzen des portugiesischen Abenteuers. Als er die Mauern von Hormus inspizierte, erklärte er:

> … solange sie durch Gerechtigkeit und ohne Unterdrückung gehalten werden, sind sie mehr als ausreichend. Aber wenn der gute Glaube und die Menschlichkeit in diesen Ländern nicht mehr beachtet werden, dann wird der Stolz selbst die stärksten Mauern, die wir haben, stürzen. Portugal ist sehr arm, und wenn die Armen habgierig sind, werden sie zu Unterdrückern. Die Dämpfe Indiens sind mächtig – ich fürchte, es kommt eine Zeit, wo wir anstelle unseres gegenwärtigen Ruhmes als Krieger nur noch als gierige Tyrannen bekannt sind.[5]

Damals brandmarkte der Samorin und seither viele indische Historiker ihr gewaltsames Auftreten als Piraterie; die malaysische Regierung hat eine Kopie der *Frol de la Mar* zur Besichtigung im Museum von Malakka gebaut. Am Eingang befindet sich ein Hinweisschild: „Die Fracht des Schiffs bestand aus kostbaren Schätzen des Landes, die von den Kolonialisten geplündert worden waren, nachdem sie Malakka im Jahr 1511 erobert hatten. Aber dank Gottes Hilfe erlitt das Schiff am 26. Januar 1512 in der Straße von Malakka auf seiner Fahrt nach Europa Schiffbruch."[6]

Doch bei aller Nostalgie für eine traumhaft schöne Zeit vor der Ankunft der Franken war diese riesige, weitgehend pazifische Handelszone ein geschlossenes Gewässer. Die Portugiesen zerrissen mit ihren Bronzekanonen und seetüchtigen Flotten ein eigenständiges System, verbanden es aber zugleich mit der Welt. Sie kamen als Vorboten der Globalisierung und des wissenschaftlichen Zeitalters der Entdeckungen. Ihre Entdecker, Missionare, Kaufleute und Soldaten verbreiteten sich über die ganze Welt. Sie waren in Nagasaki und Macau, im äthiopischen Hochland und in den Bergen von

Bhutan. Sie stapften über die Hochebene von Tibet und kämpften sich den Amazonas aufwärts. Beim Vordringen zeichneten sie Karten, lernten Sprachen und beschrieben die Landschaft, mit „einer Feder in der einen Hand, in der anderen ein Schwert“.[7] Luís Vaz de Camões, dessen Epos *Die Lusiaden* einen Gründungsmythos für den Heldenmut der Entdeckungsfahrten schuf, versinnbildlichte persönlich die hier und da verzweifelten Aspekte ihres Abenteuers. Er war der am weitesten gereiste Dichter der Renaissance; ein Mann, der in Marokko ein Auge verlor, der wegen eines Schwertkampfes in den Osten verbannt wurde, mittellos in Goa lebte und im Mekong-Delta Schiffbruch erlitt – er schwamm ans Ufer, indem er sein Manuskript verzweifelt über den Kopf hielt, während seine chinesische Geliebte ertrank. „Wenn die Welt noch größer gewesen wäre“, schrieb Camões über die portugiesischen Entdecker, „so hätten sie auch das entdeckt“.[8]

Auch wenn die Vorherrschaft kaum mehr als ein Jahrhundert Bestand hatte, war es Portugals große Leistung, den Prototyp für neue und flexible Formen der Reichsgründung zu schaffen, die sich auf eine mobile Seemacht stützten, und das Paradigma für die europäische Expansion. Wohin Portugal voranging, folgten die Holländer und die Engländer nach.

Dabei setzten die Portugiesen endlose globale Interaktionen in Gang, positive ebenso wie negative. Sie brachten Feuerwaffen und Brot nach Japan und Astrolabien und grüne Bohnen nach China, afrikanische Sklaven nach Amerika, Tee nach England, Pfeffer in die Neue Welt, chinesische Seide und indische Arzneien nach ganz Europa und dem Papst einen Elefanten. Zum ersten Mal hatten Menschen aus entgegengesetzten Regionen des Planeten Gelegenheit, sich gegenseitig zu betrachten – Objekte zur Beschreibung und zum Staunen. Japanische Maler stellten ihre merkwürdigen Besucher in gewaltigen Ballonhosen und farbenprächtigen Hüten dar. Die Singhalesen waren verblüfft über ihre Ruhelosigkeit und Essgewohnheiten und erklärten, die Portugiesen seien ein „sehr weißes und schönes Volk, die Hüte und Stiefel aus Eisen tragen und nie an einem Ort stehenbleiben. Sie essen eine Art weißen Stein und trinken Blut“.[9] Solche Bilder, Eindrücke und Handelsbeziehungen hinterließen einen starken und anhaltenden Einfluss auf die Kultur, die Ernährung, Flora, Kunst, Geschichte, Sprachen und das Erbgut auf dem Planeten. Sie markierten zugleich den Beginn der 500-jährigen Dominanz durch den Westen, die erst heutzutage aufgehoben wird;

im Zuge dieser Entwicklung fahren mehrstöckige Containerschiffe über die Ozeane und kehren mit den im Orient gefertigten Waren zurück. China übt neue Formen der sanften Einflussnahme über den Indischen Ozean und bis ins Herz Afrikas aus.

In Belém befindet sich heute, nicht weit von Vasco da Gamas Grab, der Statue des barschen Albuquerque und der Küste, von der aus die Portugiesen ausliefen, eine ehrwürdige Patisserie und ein Café: die Antiga Confeitaria de Belém. Es ist womöglich eine Kultstätte für die positiveren Einflüsse des globalen Abenteuers von Portugal. Die Menschen strömen hierher, um seine Spezialität zu essen: die *pastéis de Belém*, süße Puddingtörtchen, goldbraun gebacken und mit Zimt bestreut, dazu den wohl besten Kaffee, schwarz wie Teer. Zimt, Zucker, Kaffee: Der Geschmack der Welt kam zum ersten Mal mit Segelschiffen hierher.



Dank

Über die portugiesische Entdeckung der Welt zu schreiben, habe ich selbst als ein faszinierendes Abenteuer erlebt, und ich bin den vielen Personen und Organisationen, die mir dabei behilflich waren, überaus dankbar.

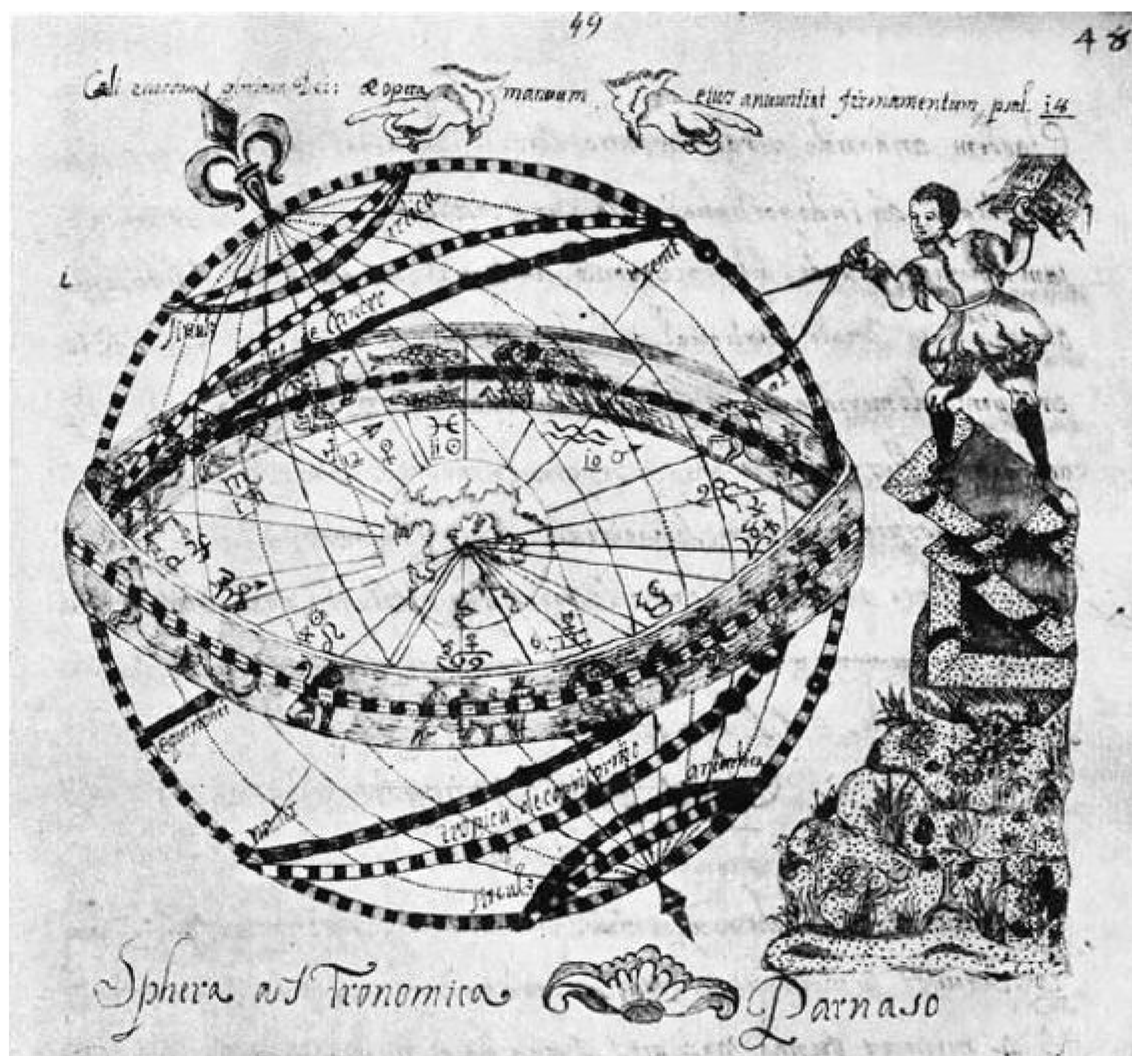
An erster Stelle möchte ich Pascal Monteiro de Barros danken, der mir eine E-Mail schickte und einen Umfang von hunderttausend Wörtern anregte, dafür, dass er dieses Projekt durchweg unterstützte, sowie Patrick Monteiro de Barros. Sie beide öffneten mir in Lissabon Türen, und ich habe viele freundliche Worte und gute Ratschläge bekommen – die ich, dumm wie ich war, nicht alle befolgte –, sowohl in der Stadt, wo alle Fahrten begannen und endeten, als auch in England. Ferner möchte ich danken: Mary-Anne Stillwell d’Avillez und Isabel Stillwell und ihren Familien, Isabel Cruz Almeida für eine Privatführung durch das Kloster der Hieronymiten, João Lúcio da Costa Lopes für eine Gelegenheit, an Bord der Karavelle Vera Cruz zu gehen, sowie Admiral José Vilas Boas Tavares und Admiral Bossa Dionísio für den Zugang zur Bibliothek im Museu da Marinha, Pedro de Avillez für unschätzbare Bücher, Ricardo Noronha für die Hilfe bei der Übersetzung und Carlos Damas im Zentrum für die Geschichte der Banco Espírito Santo. Ich erfuhr außerdem viel Gastfreundschaft und führte faszinierende Gespräche mit Francisco de Bragança van Uden und seinen Gästen, mit Eduardo Costa Duarte und seinen Gästen (die mich auf die Zeilen Pessoas zu Beginn dieses Buches aufmerksam machten), Francisco Andrade, Francisco und José Duarte Lobo de Vasconcellos, Joaquim und Alison Luiz Gomes, Manuel de Melo Pinto Ribeiro und Francisco Magalhães Carneiro.

Herzlichen Dank auch an Stan und Tom Ginn und Ron Morton für das Lesen und Kommentieren des Manuskripts, an Julian Loose, Kate Ward und Eleanor Rees für ihre Sorgfalt bei der Redaktion und Herstellung dieses Buches, an Andrew Lownie und, wie immer, an Jan. Viele andere, die hier nicht namentlich genannt sind, trugen ihre Erkenntnisse und Ideen bei. Ich kann mich nur dafür entschuldigen, dass ich mich hier nicht bei allen persönlich bedanken kann.

Schließlich möchte ich der Authors’ Foundation bei der Society of Authors

für ihr Stipendium danken, die damit meine Arbeit unterstützte.

Anhang





Bibliographie

Quellen

A Journal of the First Voyage of Vasco da Gama, *1497–99*, hg. und übers. E. G. Ravenstein. London 1898; ins Deutsche übersetzt in: *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von Dr. Hans Plischke. Leipzig 1926.

Albuquerque, Afonso de, *Cartas para El-Rei D. Manuel I*, hg. António Baião. Lissabon 1942.

Albuquerque, Afonso de [1500–80], *The Commentaries of the Great Alfonso de Albuquerque*, übers. Walter de Gray Birch, 4 Bde. London 1875–1884.

Albuquerque, Caesar of the East: Selected Texts by Afonso de Albuquerque and His Son, hg. und übers. T. F. Earle und John Villiers. Warminster 1990.

Alvares, Francisco, *Narrative of the Portuguese Embassy to Abyssinia during the Years 1520–1527*, hg. und übers. Lord Stanley of Alderley. London 1881.

–, *The Prester John of the Indies*, hg. und übers. C. F. Buckingham und G. W. B. Huntingford, Bd. 2. Cambridge 1961.

Azurara, Gomes Eannes de, *The Chronicle of the Discovery and Conquest of Guinea*, hg. und übers. Charles Raymond Beazley und Edgar Prestage, 2 Bde. London 1896 und 1899.

Barbosa, Duarte, *The Book of Duarte Barbosa*, übers. Mansel Longworth Danes. London 1918.

Barros, João de, *Da Ásia*, Décadas I–II. Lissabon 1778.

Ca'Masser, Leonardo da, „Relazione di Leonardo da Ca'Masser, alla Serenissima Repubblica di Venezia sopra il Commercio dei Portoghesi nell'India", in: *Archivio Storico Italiano*, Appendice, Bd. 2, 1845.

Cadamosto, Alvise, *The Voyages of Cadamosto*, übers. und hg. G. R. Crone. London 1937.

Camões, Luís Vaz de, *The Lusíads*, übers. Landeg White, 1997; deutsch: *Camoëns, Die Lusiaden*, übers. Karl Eitner. Leipzig 1882.

Castanheda, Fernão Lopes de, *História do Descobrimento e Conquista da Índia pelos Portugueses*, hg. M. Lopes de Almeida, 2 Bde. Porto 1979.

Correia (oder Corrêa), Gaspar, *The Three Voyages of Vasco da Gama*, hg. und übers. Henry Stanley. London 1879; Bericht über die dritte Indienreise da Gamas in: *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von Hans Plischke. Leipzig 1926.

–, *Lendas da India*, 2 Bde. Lissabon 1860.

European Treaties Bearing on the History of the United States and its Dependencies to 1648, hg. Frances Gardner. Davenport 1917.

Góis, Damião de, *Crónica do Felicissimo Rei D. Manuel*, Bd. 1. Coimbra 1926.

–, *Lisbon in the Renaissance*, übers. Jeffrey S. Ruth. New York 1996.

Grandes Viagens Marítimas, hg. Luís de Albuquerque und Francisco Contente Domingues. Lissabon 1989.

Ibn Iyas, *Journal d'un bourgeois du Caire*, übers. und hg. Gaston Wiet. Paris 1955; in Auszügen auf Deutsch erschienen: Ibn Iyas, *Alltagsnotizen eines ägyptischen Bürgers*, übers. Annemarie Schimmel. Stuttgart 1985.

India in the Fifteenth Century, hg. und übers. R. H. Major. London 1857.
Itinerário do Dr. Jerónimo Münzer, hg. Basílio de Vasconcelos. Coimbra 1931.
Pereira, Duarte Pacheco, *Esmeraldo de Situ Orbis*, hg. und übers. George H. T. Kimble. London 1937.
Pires, Tomé, *The Suma Oriental of Tomé Pires*, 2 Bde., hg. und übers. Armando Cortesáo. London 1944.
Priuli, G., *Diarii*, hg. A. Segre, in: *Rerum Italicarum Scriptores*, Bd. 24, Teil 3, Città di Castello 1921–1934.
Roteiro da Viagem que em Descobrimento da India pelo Cabo da Boa Esperança fez Dom. Vasco da Gama em 1497. Porto 1838; ins Deutsche übersetzt in: *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von Dr. Hans Plischke. Leipzig 1926.
The Voyage of Pedro Álvares Cabral to Brazil and India, übers. W. B. Greenlee. London 1938.
Voyages de Vasco de Gama: Relations des Expéditions de 1497–1499 et 1502–1503, hg. und übers. Paul Teyssier und Paul Valentin. Paris 1995.
Zayn al-Din Abd al-Aziz, *Tohfut-ul-Mujahideen*, übers. M. J. Rowlandson, London 1883.

Sekundärliteratur

Aubin, Jean, *Le Latin et l’astrolabe: Recherches sur le Portugal de la Renaissance, son expansion en Asie et les relations internationales*, 3 Bde. Lissabon 1996–2006.
– (Hg.), *La Découverte, le Portugal et l’Europe*. Paris 1990.
Axelson, Eric, *The Portuguese in South-East Africa, 1488–1600*. Johannesburg 1973.
Baião, António, Hernâni Cidade und Manuel Múrias (Hg.), *História da Expansão Portuguesa no Mundo*. Lissabon 1937.
Baldridge, Cates, *Prisoners of Prester John: The Portuguese Mission to Ethiopia in Search of the Mythical King, 1520–1526*. Jefferson 2012.
Bedini, Silvano A., *The Pope’s Elephant*. Manchester 1997; deutsch: *Der Elefant des Papstes*. Stuttgart 2006.
Blake, John W., *European Beginnings in West Africa, 1454–1578*. London 1937.
Boorstin, Daniel J., *The Discoverers*. New York 1986.
Bouchon, Geneviève, *Albuquerque: Le Lion des mers d’Asie*. Paris 1992.
–, *Inde découverte, Inde retrouvée, 1498–1630*. Lissabon 1999.
–, *Regent of the Sea*, übers. Louise Shackley. Delhi 1988.
–, *Vasco de Gama*. Paris 1997.
Boxer, C. R., *The Portuguese Seaborne Empire 1415–1825*. New York 1969.
Campos, José Moreira, *Da Fantasia à Realidade: Afonso d’Albuquerque*. Lissabon 1953.
Casale, Giancarlo, *The Ottoman Age of Exploration*. Oxford 2010.
Catz, Rebecca, *Christopher Columbus and the Portuguese*, *1476–98*. Westport 1993.
Chandeigne, Michel (Hg.), *Lisbonne hors les murs, 1415–1580: L’Invention du monde par les navigateurs Portugais*. Paris 1990.
Cliff, Nigel, *Holy War*. New York 2011.
Costa, A. Fontoura de, Ás *Portas da Índia em 1484*. Lissabon 1935.
Coutinho, Gago, *A Náutica dos Descobrimentos*. Lissabon 1969.
Couto, Djanirah und Loureiro, Rui Manuel, *Ormuz 1507 e 1622: Conquista e Perda*. Lissabon 2007.
–, *Ormuz 1507 e 1622*. Lissabon 2007.

Crowley, Roger, *City of Fortune*. London 2011; deutsch: *Venedig erobert die Welt. Die Dogenrepublik zwischen Macht und Intrige*. Stuttgart 2011.

Danvers, Frederick Charles, *The Portuguese in India*, Bd. 1. London 1966.

Delumeau, Jean, „L'Escatologie de Manuel le Fortuné“, in: *Journal des Savants*, Nr. 1 (1995), S. 179–186.

Dictionário de História dos Decobrimentos Portugueses, 2 Bde., hg. Luís de Albuquerque und Francisco Contente Domingues. Lissabon 1994.

Diffie, Bailey W. und Winius, George D., *Foundations of the Portuguese Empire, 1415–1580*. Minneapolis 1977.

Disney, Anthony und Emily Booth (Hg.), *Vasco da Gama and the Linking of Europe and Asia*. Delhi 2000.

Domingues, Francisco Contente, *Navios e Viagens*. Lissabon 2008.

Donkin, R. A., *Between East and West: The Moluccas and the Trade in Spices up to the Arrival of the Europeans*. Philadelphia 2003.

Ferguson, Niall, *Civilization. The West and the Rest*. London 2011; deutsch: *Der Westen und der Rest der Welt. Die Geschichte vom Wettstreit der Kulturen*. Berlin 2011.

Fernández-Armesto, Felipe, *Columbus*. Oxford 1991.

–, *Pathfinders: A Global History of Exploration*. Oxford 2006.

Ficalho, Conde de, *Viagens de Pêro da Covilhã*. Lissabon 1988.

Fonseca, Luís Adão da, *The Discoveries and the Formation of the Atlantic Ocean*. Lissabon 1999.

–, *D. João II*. Rio de Mouro 2005.

Frater, Alexander, *Chasing the Monsoon*. London 1990; deutsch: *Regen-Raga. Eine Reise mit dem Monsun*. Stuttgart 1994.

Fuentes, Carlos, *The Buried Mirror. Reflecting on Spain and the New World*. New York 1999; deutsch: *Der vergrabene Spiegel. Die Geschichte der hispanischen Welt*. Hamburg 1992.

Garcia, José Manuel, *D. João II vs. Colombo*. Vila do Conde 2012.

Gracias, Fátima da Silva, *Kaleidoscope of Women in Goa, 1510–1961*. Delhi 1996.

Granzotto, Gianni, *Christopher Columbus. The Dream and the Obsession*. London 1986; deutsch: *Christoph Kolumbus. Eine Biographie*. Stuttgart 1985.

Hall, Richard, *Empires of the Monsoon*. London 1996.

Jack, Malcolm, *Lisbon. City of the Sea*. London 2007.

Kimble, George, „Portuguese Policy and its Influence on Fifteenth-Century Cartography“, in: *Geographical Review*, Bd. 23, Nr. 4 (Okt. 1933).

Krondl, Michael, *The Taste of Conquest*. New York 2007.

Lisboa Quinhentista, a Imagem e a Vida da Cidade. Lissabon 1983.

Magalhães, Joaquim Romero, *The Portuguese in the Sixteenth Century*. Lissabon 1998.

Marques, A. H. de Oliviera, *History of Portugal*, Bd. 1. New York 1972.

–, *Geschichte Portugals und des portugiesischen Weltreichs*. Stuttgart 2001.

Monteiro, Saturnino, *Portuguese Sea Battles*, Bd. 1: *The First World Sea Power 1139–1521*. Lissabon 2013.

Newitt, M., *A History of Portuguese Overseas Expansion, 1400–1668*. London 2005.

Noonan, Laurence A., *John of Empoli and his Relations with Afonso de Albuquerque*. Lissabon 1989.

Oliviera e Costa, João Paul, *D. Manuel I*. Rio de Mouro 2005.

Page, Martin, *The First Global Village. How Portugal Changed the World*. Lissabon 2002.

Panikkar, K. M., *Asia and Western Dominance*. London 1953; deutsch: *Asien und die Herrschaft des*

Westens. Zürich 1955.
–, Malabar and the Portuguese. Bombay 1929.
Parry, J. H., *The Age of Reconnaissance*. London 1963; deutsch: *Das Zeitalter der Entdeckungen*. Zürich 1963.
Pearson, M. N., *The New Cambridge History of India*, Teil 1, Bd. 1: *The Portuguese in India*. Cambridge 1987.
–, *Coastal Western India: Studies from the Portuguese Records*. Delhi 1981.
Pereira, José António Rodrígues, *Marinha Portuguesa. Nove Séculos de História*. Lissabon 2010.
Pereira, Paulo, *Torre de Belém*. London 2005.
Peres, Damião, *História dos Descobrimentos Portuguêses*. Coimbra 1960.
Pessoa, Fernando, *Mensagem*. Lissabon 1945.
Pissara, José Virgílio Amarao, *Chaul e Diu. O Domínio do Índico*. Lissabon 2002.
Ramos, Rui et al, *História de Portugal*. Lissabon 2009.
Randles, W. G. L., *Geography, Cartography and Nautical Science in the Renaissance. The Impact of the Great Discoveries*, Farnham 2000.
Ravenstein, E. G., *The Voyages of Diogo Cão and Bartolomeu Dias, 1482–88*. England 2010.
Rodrigues, J. N. und Devezas, T., *1509*. Famalicão 2008.
–, *Pioneers of Globalization – Why Portugal Surprised the World*. Famalicão 2007.
Rodrigues, Vítor Luís Gaspar und Oliviera e Costa, João Paulo, *Conquista de Goa 1510–1512*. Lissabon 2008.
–, *Conquista de Malaca 1511*. Lissabon 2011.
Rodrigues, Vitor Luís, „As Companhias de Ordenança no Estado Português da Índia 1510–1580“, in: *Oceanos Nr. 19/20 – Indo Portuguesmente*, Lissabon, CNCDP 1994, S. 212–218.
Rogerson, Barnaby, *The Last Crusaders: East, West and the Battle for the Centre of the World*. London 2010.
Russell, Peter, *Prince Henry the „Navigator“ – a Life*. New Haven 2000.
Sanceau, Elaine, *Indies Adventure*. London 1936.
–, *The Perfect Prince*. Porto 1959.
Santos, José Loureiro dos, *Ceuta 1415: A Conquista*. Lissabon 2004.
Sheriff, Abdul, *Dhow Cultures of the Indian Ocean*. London 2010.
Silva, Joaquim Candeias, *O Fundador do Estado Português da Índia – D. Francisco de Almeida*. Lissabon 1996.
Subrahmanyam, Sanjay, *The Portuguese Empire in Asia, 1500–1700: A Political and Economic History*. London 1993.
–, *The Career and Legend of Vasco da Gama*. Cambridge 1997.
Suckling, Horatio John, *Ceylon: A General Description of the Island*. London 1876.
Teixeira, André, *Fortalezas. Estado Português da India*. Lissabon 2008.
Thomaz, Luís Felipe, *De Ceuta a Timor*. Lissabon 1994.
Thompson, William R. (Hg.), *Great Power Rivalries*, Columbia 1999.
Villiers, Alan, *Sons of Sindbad*, London 1940; deutsch: *Die Söhne Sindbads*. Hamburg 1956.
Weinstein, Donald, *Ambassador from Venice: Pietro Pasqualigo in Lisbon, 1501*. Minneapolis 1960.
Whiteway, R. S., *The Rise of Portuguese Power in India 1497–1550*. London 1899.
Winius, George D. (Hg.), *Portugal, the Pathfinder. Journeys from the Medieval toward the Modern World 1300–c.1600*. Madison 1995.



Anmerkungen

Folgende Abkürzungen sind in den Anmerkungen verwendet:

CAD Albuquerque, Alfonso de [1500–80], *The Commentaries of the Great Alfonso de Albuquerque*, übers. Walter de Gray Birch, 4 Bde. London 1875–1884.

CPR Albuquerque, Afonso de, *Cartas para El-Rei D. Manuel I*, hg. António Baião. Lissabon 1942.

JVG A *Journal of the First Voyage of Vasco da Gama, 1497–99*. London 1898.

VPC *The Voyage of Pedro Álvares Cabral to Brazil and India*, übers. W. B. Greenlee. London 1938.

VVG *Voyages de Vasco de Gama: Relations des Expéditions de 1497–1499 et 1502–1503*, hg. und übers. Paul Teyssier und Paul Valentin. Paris 1995.

Prolog: Der Vorposten Europas

1 Abdul Sheriff, *Dhow Cultures of the Indian Ocean*, London 2010, S. 309.
2 Richard Hall, *Empires of the Monsoon*, London 1996, S. 84.
3 Ebenda, S. 81.
4 Niall Ferguson, *Civilization. The West and the Rest*, London 2011, S. 32; deutsch: *Der Westen und der Rest der Welt – Die Geschichte vom Wettstreit der Kulturen*, Berlin 2011, S. 69.
5 Sheriff, *Dhow Cultures*, S. 297.
6 Bailey W. Diffie und George D. Winius, *Foundations of the Portuguese Empire, 1415–1580*, Minneapolis 1977, S. 53.
7 Ebenda.
8 Barnaby Rogerson, *The Last Crusaders. East, West and the Battle for the Centre of the World*, London 2010, S. 287.
9 Diffie und Winius, *Foundations*, S. 53.
10 http://www.ceylontoday.lk/64-75733-news-detail-galles-fascinating-museums.html.

1 Der Indien-Plan

1 Online verfügbar unter: http://www.socgeografialisboa.pt/en/coleccoes/areas-geograficas/portugal/2009/08/05/padrao-de-santo-agostinho.
2 Die Bulle *Romanus Pontifex* (Nikolaus V.), 8. Januar 1455, verfügbar unter: http://www.nativeweb.org/pages/legal/indig-romanus-pontifex.html.
3 Peter Russell, *Prince Henry, the «Navigator»: a Life*, New Haven 2000, S. 122.
4 Luìs Adão da Fonseca, *D. João II*, Rio de Mouro II 2005, S. 179.
5 Ebenda, S. 181.
6 Ebenda.
7 Brief von Toscanelli an Fernam Martins, Kanon von Lissabon, 25. Juni 1474, verfügbar unter: http://cartographic-images.net/Cartographic_Images/252_Toscanellis_World_Map.html.
8 José Manuel Garcia, *D. João II* vs. *Colombo*, Vila de Conde 2012, S. 67.
9 Ebenda, S. 69.

10 Psalm 72, Vers 8.
11 *Portugal, the Pathfinder: Journeys from the Medieval toward the Modern World, 1300–c.1600*, hg. v. George D. Winius, Madison 1995, S. 97.

2 Der Wettlauf

1 George Kimble, «Portuguese Policy and its Influence on Fifteenth-Century Cartography», in: *Geographical Review*, Bd. 23, Nr. 4, Okt. 1933, S. 658.
2 Fonseca, S. 105.
3 Ebenda.
4 Ebenda, S. 106.
5 João de Barros, *Da Ásia*, Década I, Teil 1, Lissabon 1778, S. 187.
6 JVG, S. 10; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von Dr. Hans Plischke, Leipzig 1926, S. 37.
7 Barros, Década I, Teil 1, S. 187; vgl. Henry H. Hart, *Vasco da Gama und der Seeweg nach Indien*, Bremen 1950, S. 67.
8 Barros, Década I, Teil 1, S. 187.
9 Damião Peres, *História dos Descobrimentos Portuguêses*, Coimbra 1960, S. 300.
10 Barros, Década I, Teil 1, S. 190.
11 Ebenda, S. 191.
12 E. G. Ravenstein, *The Voyages of Diogo Cão and Bartolomeu Dias, 1482–88*, England 2010, S. 20; vgl. Hart, *Vasco da Gama*, S. 71.
13 «La configuration cartographique du continent africain avant et après le voyage de Bartolomeu Dias», in: W. G. L. Randles, *Geography, Cartography and Nautical Science in the Renaissance: The Impact of the Great Discoveries*, Farnham 2000, S. 115.
14 Conde de Ficalho, *Viagens de Pêro da Covilhã*, Lissabon 1988, S. 107.
15 Ebenda, S. 108.
16 Diffie und Winius, *Foundations*, S. 165.
17 Fonseca, *João II*, S. 120f.
18 *European Treaties Bearing on the History of the United States and its Dependencies to 1648*, hg. Frances Gardner, Davenport 1917, S. 90.
19 Carlos Fuentes, *The Buried Mirror. Reflecting on Spain and the New World*, New York 1999, S. 159.

3 Vasco da Gama

1 João Paul Oliviera e Costa, *D. Manuel II*, Rio de Mouro 2005, S. 176.
2 Matthäus 19, 30.
3 Barros, *Década I*, Teil 1, S. 269f.
4 Damião de Góis, *Crónica de Felicissimo Rei D. Manuel*, Bd. 1, Coimbra 1926, S. 49.
5 Geneviève Bouchon, *Vasco da Gama*, Paris 1997, S. 101.
6 *Itinerário do Dr. Jerónimo Münzer*, hg. Basílio de Vasconcelos, Coimbra 1931, S. 27.
7 Ebenda, S. 22.
8 Ebenda, S. 27.

9 Ebenda.
10 Duarte Pacheco Pereira, *Esmeraldo de Situ Orbis*, hg. und übers. George H. T. Kimble, London 1937, S. 166.
11 Barros, *Década I*, Teil 1, S. 273.
12 Ebenda, S. 278.
13 Ebenda, S. 276.
14 Ebenda, S. 278.
15 Ebenda.
16 Ebenda, S. 279.
17 JVG, S. 1; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von Dr. Hans Plischke, Leipzig 1926, S. 31.
18 JVG, S. 3; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 32.
19 Ebenda.
20 JVG, S. 4; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 32.
21 JVG, S. 4; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 33.
22 JVG, S. 3; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 32.
23 Anthony Disney und Emily Booth (Hg.), *Vasco da Gama and the Linking of Europe and Asia*, Delhi 2000, S. 89.
24 JVG, S. 5; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 33.
25 JVG, S. 5f.; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 34.
26 Bouchon, *Vasco da Gama*, S. 111.
27 JVG, S. 7; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 35.
28 JVG, S. 8; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 36.
29 JVG, S. 12; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 39.
30 JVG, S. 11; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 38.
31 JVG, S. 16; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 42.
32 JVG, S. 20; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 45f.
33 JVG, S. 22; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 48.

4 «Hol dich der Teufel!»

1 Sheriff, *Dhow Cultures*, S. 314.
2 Fernão Lopes de Castanheda, *História do Descobrimento e Conquista da ÍIndia pelos Portugueses*, hg. M. Lopes de Almeida, Porto 1979, Bd. 1, S. 19.
3 JVG, S. 23; zitiert nach: *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 48f.
4 JVG, S. 24; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 49.
5 Ebenda.
6 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 21.
7 JVG, S. 35; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 58.
8 JVG, S. 36; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 60.
9 JVG, S. 37; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 60.
10 JVG, S. 37; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 61.
11 JVG, S. 39; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 61.
12 JVG, S. 39; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 62.
13 Ebenda.
14 JVG, S. 41; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 63.

15 JVG, S. 42; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 64.
16 Ebenda.
17 JVG, S. 45; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 66.
18 Ebenda.
19 Ebenda.
20 JVG, S. 46; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 67.
21 JVG, S. 46; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 68.
22 JVG, S. 48; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 68f.
23 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 42.
24 *Roteiro de Viagem que em Descobrimento da India pelo Cabo da Boa Esperança fez Dom. Vasco da Gama em 1497*, Port 1837, S. 50f.; zitiert nach: *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 69.
25 *Roteiro de Viagem*, S. 51; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 69.
26 Sanjay Subrahmanyam, *The Career and Legend of Vasco da Gama*, Cambridge 1997, S. 129; zitiert nach: *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 69f.
27 *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 70.
28 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 42.
29 Subrahmanyam, *Career and Legend of Vasco da Gama*, S. 104.
30 Sheriff, *Dhow Cultures*, S. 188.
31 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 44.
32 JVG, S. 51; zitiert nach: *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 71f.
33 JVG, S. 52; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 72.
34 JVG, S. 49; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 70.
35 Ebenda.
36 JVG, S. 50; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 70.
37 JVG, S. 52; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 73.
38 JVG, S. 53; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 73.
39 JVG, S. 54; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 73.
40 Ebenda, S. 55.
41 JVG, S. 56; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 74f.
42 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 48.

5 Der Samorin

1 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 48.
2 JVG, S. 56; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 75.
3 JVG, S. 49.
4 Ebenda, S. 58; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 77.
5 JVG, S. 60; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 79.
6 JVG, S. 60f.; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 79.
7 JVG, S. 61; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 80.
8 JVG, S. 62; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 80.
9 JVG, S. 62; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 81.
10 Ebenda.
11 JVG, S. 64; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 83.
12 JVG, S. 65; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 83f.

13 Ebenda.
14 Ebenda.
15 JVG, S. 66; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 85.
16 Ebenda.
17 JVG, S. 66f.; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 85f.
18 JVG, S. 67; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 86.
19 Ebenda.
20 Ebenda.
21 JVG, S. 68; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 87.
22 Ebenda.
23 JVG, S. 69; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 88.
24 Ebenda.
25 Ebenda.
26 JVG, S. 77; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 96.
27 JVG, S. 131.
28 Ebenda, S. 70; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 89.
29 JVG, S. 71; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 89f.
30 JVG, S. 71f.; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 90f.
31 JVG, S. 72; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 91.
32 Ebenda.
33 JVG, S. 73; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 92.
34 JVG, S. 74f.; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 93.
35 JVG, S. 75; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 93.
36 JVG, S. 75; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 94.
37 JVG, S. 76; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 95.
38 Ebenda.
39 JVG, S. 77; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 96.
40 JVG, S. 84; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 102.
41 JVG, S. 85; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 103.
42 JVG, S. 85; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 104.
43 Ebenda.
44 JVG, S. 87; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 104.
45 JVG, S. 89; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 106f.
46 JVG, S. 90; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 107.
47 JVG, S. 92; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 108.
48 JVG, S. 93; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 109.
49 JVG, S. 114.
50 Ebenda.
51 Sanjay Subrahmanyam, *The Portuguese Empire in Asia, 1500–1700: A Political and Economic History*, London, 1993 S. 162.
52 G. Priuli, *Diarii*, hg. A. Segre, in: *Rerum Italicarum Scriptores*, Bd. 24, Teil 3, Città di Castello 1921–1934, S. 153.
53 VVG, S. 182.

6 Cabral

1 VPC, S. 170.
2 Gaspar Correia, *Lendas da India*, Lissabon 1860, Bd. 1, S. 155.
3 VPC, S. 167.
4 Ebenda, S. 7.
5 Ebenda, S. 59.
6 Ebenda.
7 Ebenda, S. 22.
8 Ebenda, S. 60.
9 Ebenda, S. 59.
10 Ebenda, S. 39.
11 Ebenda, S. 60.
12 Ebenda, S. 61.
13 Ebenda.
14 Ebenda, S. 65.
15 Ebenda, S. 180.
16 Ebenda, S. 184.
17 Ebenda, S. 169.
18 Ebenda, S. 261.
19 Ebenda, S. 180.
20 Ebenda, S. 181.
21 Ebenda, S. 170.
22 Ebenda, S. 84.
23 Ebenda, S. 85.
24 Ebenda, S. 87.
25 Ebenda, S. 89.
26 Ebenda, S. 91.
27 Sanjay Subrahmanyam, *The Career and Legend of Vasco da Gama*, Cambridge, 1997, S. 184.
28 VPC, S. 123.
29 Ebenda, S. 132.
30 G. Priuli, *Diarii*, S. 157.
31 VPC, S. 122.
32 Ebenda, S. 123.
33 Ebenda, S. 122.
34 Zayn al-Din Abd al-Aziz, *Tohfut al-Mujahideen*, übers. M. J. Rowlandson, London 1883, S. 7.
35 Ebenda, S. 79.

7 Das Schicksal der *Miri*

1 Subrahmanyam, *The Career and Legend*, S. 190.
2 VVG, S. 203f.
3 Ebenda, S. 205.
4 Ebenda.
5 Subrahmanyam, *The Career and Legend*, S. 202.
6 Gaspar Correia (oder Corrêa), *The Three Voyages of Vasco da Gama*, hg. und übers. Henry Stanley, London 1879, S. 295f.
7 VVG, S. 217.

8 Gaspar Correia, *Lendas da India*, 2 Bde., Lissabon 1860, Bd. 1, S. 290.
9 VVG, S. 330.
10 Ebenda, S. 225.
11 Ebenda, S. 226.
12 Ebenda, S. 227.
13 Ebenda.
14 Ebenda, S. 228.
15 Ebenda.
16 Ebenda, S. 229.
17 Ebenda.
18 Ebenda.
19 Ebenda, S. 229f.
20 Ebenda, S. 231.
21 Ebenda.
22 Abdul Sheriff, *Dhow Cultures*, S. 314.

8 Zorn und Rache

1 VVG, S. 234.
2 Ebenda, S. 235.
3 Ebenda, S. 239.
4 Ebenda, S. 241.
5 Ebenda, S. 242.
6 Ebenda, S. 243.
7 Ebenda, S. 245.
8 Barros, *Década I*, Teil 2, S. 56f.
9 VVG, S. 245.
10 Ebenda, S. 246.
11 Ebenda.
12 Ebenda, S. 247.
13 Ebenda, S. 261.
14 Ebenda, S. 256.
15 Ebenda, S. 267.
16 Ebenda, S. 268.

9 Brückenköpfe

1 Donald Weinstein, *Ambassador from Venice. Pietro Pasqualigo in Lisbon 1501*, Minneapolis 1960, S. 77.
2 Ibn Iyas, *Journal d'un bourgeois du Caire*, übers. Gaston Wiet, Paris 1955, S. 106; zitiert nach deutscher Übersetzung: Ibn Iyas, *Alltagsnotizen eines ägyptischen Bürgers*, übers. Annemarie Schimmel, Stuttgart 1985, S. 83.
3 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 308.
4 Subrahmanyam, *Career and Legend of Vasco da Gama*, S. 349.

5 Castanheda, *Historia do Descobrimento*, Bd. 1, S. 116.
6 Elaine Sanceau, *Indies Adventure*, London 1936, S. 4.
7 Luis Vaz de Camõoes, *The Lusiads*, übers. Landeg White, 1997, S. 154; vgl. deutsche Übersetzung: Camoëns, *Die Lusiaden*, übers. Karl Eitner, Leipzig 1882, S. 229.
8 Noonan, *John of Empoli*, S. 142.
9 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 15.
10 Noonan, *John of Empoli*, S. 144f.
11 Ebenda.
12 Castanheda, *Historia do Descobrimento*, Bd. 1, S. 138.
13 Ebenda, S. 203.
14 Weinstein, *Ambassador from Venice*, S. 81.

10 Das Königreich Indien

1 Joaquim Candeias Silva, *O Fundador do Estado Português da Índia, D. Francisco de Almeida*, Lissabon 1996, S. 260.
2 Ebenda, S. 96.
3 Ebenda.
4 J. N. Rodrigues und T. Devezas, *1509*, Famalicão 2008, S. 212.
5 Ebenda, S. 175.
6 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 113.
7 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 533f.
8 *Grandes Viagens Marítimas*, hg. Luís de Albuquerque und Francisco Contente Domingues, Lissabon 1989, S. 84.
9 Ebenda, S. 82.
10 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 215.
11 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 311.
12 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 221.
13 Ebenda, S. 223.
14 Richard Hall, *Empires of the Monsoon*, London 1996, S 207.
15 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 226.
16 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 126.
17 Hall, *Empires*, S. 207.

11 Die große Hure Babylon

1 Jean Aubin (Hg.), *La Découverte, le Portugal et l'Europe*, Paris 1990, S. 70.
2 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 133.
3 Leonardo da Ca'Masser, «Relazione di Leonardo da Ca'Masser, alla Serenissima Repubblica di Venezia sopra il Commercio dei Portoghesi nell'India», *Archivio Storico Italiano*, Appedix, Bd. 2, 1845, S. 31.
4 Ebenda, S. 20.
5 Ebenda, S. 21.
6 Ebenda, S. 32.

7 Jean Aubin, *Le Latin et l'astrolabe. Recherches sur le Portugal de la Renaissance, son expansion en Asie et les relations internationales*, Lissabon 1996–2006, Bd. 3, S. 455.
8 Ebenda.
9 Zayn al-Din Abd al-Aziz, *Tohfut-ul-Mujahideen*, London 1883, S. 105 ff.
10 Ibn Iyas, *Alltagsnotizen eines ägyptischen Bürgers*, S. 75; Ibn Iyas, *Journal d'un bourgeois du Caire*, Paris 1955, S. 77.
11 Ibn Iyas, *Journal d'un bourgeois*, S. 78.
12 Ebenda, S. 79.
13 Aubin, *Le Latin et l'astrolabe*, Bd. 3, S. 458.
14 *Grandes Viagens*, S. 89.
15 Barros, *Década I*, Teil 2, S. 273.
16 *Grandes Viagens*, S. 90.
17 Barros, *Década I*, Teil 2, S. 357.
18 Ebenda, S. 356f.
19 Ebenda, S. 353f.
20 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 140.
21 Ebenda, S. 144.
22 Ebenda, S. 175.
23 Ca'Masser, S. 23.
24 Ebenda, S. 29.
25 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 33.
26 Ebenda, S. 317.

12 «Der Schreckliche»

1 Elaine Sanceau, *Indies Adventure*, London 1936, S. 19.
2 Ebenda, S. 21.
3 Ibn Iyas, *Journal d'un bourgeois du Caire*, S. 106; deutsch: *Alltagsnotizen eines ägyptischen Bürgers*, S. 83.
4 Barros, *Década II*, Teil 1, S. 61.
5 Geneviève Bouchon, *Regent of the Sea*, übers. Louise Shackley, Delhi 1988, S. 81.
6 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 192.
7 CAD, Bd. 1, S. 83.
8 Ebenda, S. 82.
9 Ebenda, S. 83.
10 Ebenda.
11 Sheriff, *Dhow Cultures*, S. 184.
12 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 192.
13 *Albuquerque, Caesar of the East. Selected Texts by Afonso de Albuquerque and His Son*, hg. und übers. T. F. Earle und John Villiers, Warminster 1990, S. 56.
14 CAD, Bd. 1, S. 169.
15 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 194.
16 Ebenda, S. 195.
17 Ebenda.

13 Drei Tage in Chaul

1 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 754f.
2 Castanheda, *História do Discobrimento*, Bd. 1, S. 390.
3 Ebenda.
4 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 757 ff.
5 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 395.
6 Ebenda, S. 396.
7 Ebenda, S. 397.
8 Ebenda, S. 398.
9 Ebenda.
10 Ebenda.
11 Ebenda, S. 399.
12 Ibn Iyas, *Journal d'un bourgeois*, S. 138.

14 «Der Zorn der Franken»

1 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 70.
2 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 193.
3 Rodrigues und Devezas, *1509*, S. 242.
4 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 897f.
5 Ebenda, S. 898.
6 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 428.
7 Ebenda, S. 430.
8 Ebenda.
9 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 927.

15 Diu

1 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 435.
2 Saturnino Monteiro, *Portuguese Sea Battles*, Bd. 1: *The First World Sea Power, 1139–1521*, Lissabon 2013, S. 264f.
3 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 937f.
4 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 437f.
5 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 940f.
6 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 437f.
7 Ebenda.
8 Correia, *Lendas da India*, Bd. 1, S. 941.
9 Ebenda, S. 943.
10 Ebenda.
11 Ebenda, S. 952.
12 Zayn al-Din Abd al-Aziz, *Tohfut-ul-Mujahideen*, S. 44.
13 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 79.
14 Silva, *O Fundador do Estado*, S. 208.

16 Die Türen des Samorin

1 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 6f.
2 Ebenda, S. 9.
3 Ebenda.
4 Ebenda, S. 16.
5 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 501.
6 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 16.
7 Ebenda, S. 17.
8 Ebenda.
9 Ebenda, S. 18.
10 Ebenda, S. 19.
11 Ebenda.
12 Ebenda.
13 Ebenda.
14 Ebenda, S. 22.
15 Ebenda.
16 Ebenda, S. 22.
17 Ebenda, S. 23.
18 Ebenda, S. 25.
19 Ebenda.
20 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 505.

17 «Was die Portugiesen einmal haben, geben sie nie wieder her»

1 CPR, S. 1.
2 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 103.
3 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 76.
4 Ebenda, S. 77.
5 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 118.
6 Ebenda, S. 119.
7 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 85.
8 Ebenda, S. 87.
9 Castanheda, *História do descobrimento*, Bd. 1, S. 528.
10 Ebenda.
11 Ebenda, S. 540.

18 Gefangene des Regens

1 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 98.
2 Ebenda.
3 Ebenda, S. 100.
4 Vítor Luís Gaspar Rodrigues und João Paulo Oliviera e Costa, *Conquista de Goa 1510–1512*, Lissabon 2008, S. 43.

5 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 100.
6 Ebenda.
7 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1. S. 555.
8 Ebenda, S. 556.
9 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 103.
10 Ebenda, S. 114.
11 Ebenda, S. 115.
12 Ebenda, S. 116.
13 Ebenda.
14 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1. S. 563.
15 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 120.

19 Der Einsatz von Terror

1 Noonan, *John of Empoli*, S. 183.
2 Ebenda, S. 185.
3 CPR, S. 2.
4 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 150.
5 CPR, S. 7.
6 Ebenda, S. 7f.
7 Geneviève Bouchon, *Albuquerque. Le Lion des mers d'Asie*, Paris 1992, S. 189.
8 Noonan, *John of Empoli*, S. 189.
9 Bouchon, *Albuquerque*, S. 188.
10 Ebenda, S. 190.
11 Ebenda, S. 189.
12 Noonan, *John of Empoli*, S. 189.
13 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 153f.
14 Bouchon, *Albuquerque*, S. 193.

20 Zum Auge der Sonne

1 JVG, S. 100.
2 Vitor Luis Gaspar Rodrigues und João Paulo Oliviera e Costa, *Conquista de Malaca 1511*, Lissabon 2011, S. 17.
3 Ebenda, S. 18.
4 Tomá Pires, *The Suma Oriental of Tomé Pires*, 2 Bde., übers. Armando Cortesão, London 1944, Bd. 2, S. 286.
5 Ebenda, S. 285.
6 Noonan, *John of Empoli*, S. 195.
7 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 218.
8 Ebenda, S. 195.
9 Ebenda, S. 234.
10 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 634.
11 CAD, Bd. 3, S. 73.

12 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 638.
13 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 234.
14 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 639.
15 Roger Crowley, *City of Fortune*, London 2011, S. 374; deutsch: *Venedig erobert die Welt. Die Dogen-Republik zwischen Macht und Intrige*, Stuttgart 2011, S. 325.
16 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 640.
17 Ebenda.
18 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 234.
19 Noonan, *John of Empoli*, S. 197.
20 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 244.
21 Noonan, *John of Empoli*, S. 196.
22 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 246.
23 Ebenda, S. 249.
24 Noonan, *John of Empoli*, S. 199f.
25 Ebenda, S. 200.
26 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 269.
27 Noonan, *John of Empoli*, S. 201.
28 Ebenda, S. 202.
29 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 270.
30 Ebenda, S. 247.
31 Ebenda, S. 269.
32 CPR, S. 148f.

21 Die Wachskugel

1 CPR, S. 98.
2 Ebenda, S. 21.
3 Ebenda, S. 24f.
4 Ebenda, S. 27.
5 Ebenda, S. 57.
6 Ebenda, S. 41.
7 Ebenda, S. 35.
8 Ebenda, S. 31.
9 Ebenda, S. 59.
10 Ebenda, S. 53.
11 Ebenda, S. 21.
12 Ebenda, S. 44.
13 Ebenda, S 23.
14 Ebenda, S. 49f.
15 Ebenda.
16 Ebenda, S. 22.
17 Ebenda, S. 59f.
18 Ebenda, S. 62.
19 Ebenda, S. 59.
20 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 199.
21 Ebenda, S. 202.

22 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 304.
23 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 207.
24 Bouchon, *Albuquerque*, S. 191.
25 Ebenda, S. 220f.
26 Rodrigues und Devezas, *1509*, S. 269.
27 *Lisboa Quinhentista, a Imagem e a Vida da Cidade*, Lissabon, 1983, S. 17.
28 Ebenda, S. 22.

22 «Alle Schätze der Welt in Euren Händen»

1 CPR, S. 217.
2 Ebenda, S. 168.
3 Ebenda, S. 169 ff.
4 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 337.
5 CPR, S. 173f.
6 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 752.
7 CPR, S. 177.
8 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 342.
9 Ebenda, S. 343.
10 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 755.
11 Ebenda.
12 CPR, S. 179.
13 Ebenda, S. 174.
14 Ebenda, S. 217.
15 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 758.
16 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 758.
17 CPR, S. 182.
18 Ebenda, S. 183.
19 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 345f.
20 Ebenda, S. 347.
21 CPR, S. 194f.
22 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 761.
23 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 348.
24 CPR, S. 190.
25 Ebenda, S. 222f.
26 Ebenda, S. 201.
27 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 348.
28 CPR, S. 197f.
29 Ebenda, S. 192.
30 Ibn Iyas, *Journal d’un Bourgeois du Caire*, S. 288f.
31 Ebenda, S. 291.
32 Ebenda, S. 309 und 335; vgl. Ibn Iyas, *Alltagsnotizen eines ägyptischen Bürgers*, S. 177.
33 Ibn Iyas, *Journal d’un Bourgeois du Caire*, S. 356.
34 Ebenda, S. 424.
35 CPR, S. 225.
36 Ebenda, S. 221f.

37 Ebenda, S. 201.
38 Ebenda, S. 224.
39 Ebenda, S. 223.

23 Die letzte Fahrt

1 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 242.
2 Ebenda, S. 246.
3 Ebenda, S. 245.
4 Ebenda, S. 232.
5 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 364f.
6 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 247.
7 Ebenda, S. 232.
8 Geneviève Bouchon, *Regent of the Sea*, Delhi 1988, S. 81.
9 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 243.
10 Bouchon, *Albuquerque*, S. 243.
11 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 398.
12 Ebenda, S. 408.
13 Ebenda, S. 409.
14 Ebenda, S. 420.
15 Ebenda, S. 422.
16 Ebenda, S. 423.
17 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 271.
18 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 431.
19 Ebenda, S. 436.
20 Ebenda, S. 438.
21 Ebenda, S. 440f.
22 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 857.
23 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 281.
24 Castanheda, *História do Descobrimento*, Bd. 1, S. 858.
25 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 280.
26 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 452.
27 Ebenda, S. 456.
28 Barros, Década II, Teil 2, S. 491.
29 Correia, *Lendas da India*, Bd. 2, S. 458.
30 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 296.
31 Ebenda, S. 299.

Epilog: «Sie bleiben nie an einem Ort stehen»

1 Daniel J. Boorstin, *The Discoverers*, New York 1986, S. 145.
2 Francisco Alvares, *Narrative of the Portuguese Embassy to Abyssinia during the years 1520–1527*, hg. Und übers. Lord Stanley of Alderley, London 1881, 202f.
3 Rodrigues und Devezas, *1509*, S. 284.

4 *Roteiro da Viagem*, S. 51; *Vasco da Gama. Der Weg nach Ostindien*, S. 69f.
5 Sanceau, *Indies Adventure*, S. 286.
6 Rodrigues und Devezas, *1509*, S. 329.
7 Camõoes, *Lusiades*, S. 154.
8 Stephen J. Pyne, «Seeking newer worlds: an historical context for space exploration», unter: www.history.nasa.gov/SP-2006-4702/chapters/chapter1.pdf, S. 18f.
9 Horation John Suckling, *Ceylon. A General Description oft he Island*, London 1876, S. 280.



Register

Kursiv gedruckte Zahlen verweisen auf Seiten mit Illustrationen.

Informationen zum Buch

1497 umsegelt Vasco da Gama das Kap der guten Hoffnung und findet den lange gesuchten Seeweg nach Indien. Das kleine Königreich Portugal schlägt damit die Spanier im Wettlauf zu den Gewürzinseln im Osten. In der erstaunlich kurzen Zeit von 30 Jahren erobern die Portugiesen wichtige Stützpunkte an Afrikas Küsten und im Indischen Ozean und übernehmen den lukrativen Gewürzhandel. Drei Jahre nach da Gama entdeckt Pedro Álvares Cabral Brasilien. Portugal ist damit auf dem Sprung zum kolonialen Weltreich.

Anhand vieler Augenzeugenberichte erzählt Roger Crowley die Geschichte der abenteuerlichen Entdeckungen, von Geld und religiösem Eifer, Diplomatie und Spionage.

Informationen zum Autor



Roger Crowley hat in Cambridge Englische Literatur studiert. Heute lebt er als freier Sachbuchautor in England. Der Geschichte der Seefahrt, aber auch den Entdeckungen in der Frühen Neuzeit gilt sein besonderes Interesse.
Im Theiss Verlag erschien von ihm u.a. der internationale Bestseller »Konstantinopel 1453«.